WENDISCHE WANDERSTUDIEN: ZUR KUNDE DER LAUSITZ UND DER SORBENWENDEN...

Richard Andree



3095



Oberlausitzer Wendische Braut.

Wendische Wanderstudien.

Zur Kunde

der Lausitz und der Sorbenwenden

von

Richard Andree.

Mit Holzschnitten und einer ethnographischen Karte.

Stuttgart.
Verlag von Julius Maier.
1874.

Vorwort.

Beim Niederschreiben dieses Buches ist es mir immer vorgekommen, als ob ich einen Nekrolog verfaßte. Schildert es doch im wesentlichen den Untergang der letzten Reste eines einst mächtigen Volkes, die nun, eine ethnographische Kuriosität geworden, in unseren Tagen allmählich ihre Muttersprache aufgeben und in der großen Fluth des Deutschthums aufgehen, mit dem sie seit Jahrhunderten in den engsten Beziehungen stehen. Es handelt sich beim Untergange der wendischen Sprache in der Lausitz um keinen Kampf, dieser ist lange entschieden und nur vom friedlichen Einschlafen kann die Rede sein; keinerlei nationale Gehässigkeit liegt hier vor und es würde dem Beschreiber dieses Untergangs schlecht angestanden haben, wenn er, auf der Seite des Stärkern und Verschlingenden stehend, die letzten Zuckungen und Bestrebungen, welche eine Abwehr noch versuchen, lieblos hätte beurtheilen wollen. Freilich Sympathien konnte ich ebensowenig diesen mir völlig erfolglos erscheinenden Bemühungen einzelner Wenden um die Abhaltung des hereingebrochenen Schicksals entgegenbringen, aber ich bin mir bewußt, nach Möglichkeit objektiv geblieben zu sein und die guten Seiten eines tüchtigen Völkchens nach Gebühr gewürdigt zu haben.

Entstanden ist meine kleine Schrift aus einzelnen Aufsätzen, die zum größern Theil bereits in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht waren. Da aber unsere Literatur an Arbeiten über die Wenden arm ist und außer den mit einer ethnographischen Einleitung, Ortsregister u. s. w. versehenen vor dreißig Jahren erschienenen „Volkslieder der Wenden" von Haupt und Schmaler, sowie der wesentlich in ihrem wendischen Theile sich auf dieses tüchtige Werk stützenden kleinen Schrift von B. Sigismund „Land und Leute der sächsischen Lausitz" nichts Zusammenfassendes auf diesem Gebiete erschienen ist, so entschloß ich mich, meine Abhandlungen überarbeitet zu einem Ganzen zu vereinigen. Jetzt ist es noch an der Zeit, über die Wenden zu schreiben, die Art und Weise zu charak-

terisiren, wie sie ihrer Nationalität verlustig gehen und so einen bescheidenen Beitrag zur Ethnographie und Kulturgeschichte zu liefern.

Ich beginne mit einer Schilderung Bautzens, der Hauptstadt der Oberlausitz, um ein deutsches Städtebild inmitten der wendischen Bevölkerung zu entrollen und zu zeigen, wie die Städtegründung und Kultur des ganzen Landstriches nur bei den Deutschen ist. Es schließt sich daran ein Ueberblick der literarischen und nationalen Bestrebungen der Wenden in der Gegenwart, welcher uns mit dem bekannt machen soll, was die Wenden, namentlich in neuer Zeit gethan, um ihr Volksthum den Deutschen gegenüber zu erhalten. Alsdann führe ich den Leser in die Dörfer der Oberlausitz, schildere den wendischen Bauer und sein Verhalten gegenüber den Bestrebungen der literarischen Vertreter des Völkchens, woran sich, als Gegenstück, Streifzüge durch die preußische Niederlausitz und den Spreewald schließen, wo die Germanisirung noch weit reißender als in Sachsen vorschreitet.

Die Frage nach den ersten Bewohnern der Lausitz tritt uns nahe, wenn wir die gerade auf ihrem Boden so ungemein häufigen Heidenschanzen, Steinwälle und Gräber besuchen, die Anlaß zu einem Abschnitte über die Urgeschichte des Landes geben. Alsdann, auf den geschichtlichen Boden wieder übertretend, ist es mein Bestreben, die ehemaligen Grenzen zwischen Deutschen und Slawen im Nordosten Deutschlands zu beleuchten. Da die heutigen Wenden nur ein kleiner kümmerlicher Rest des einst mächtigen und weitausgedehnten Volkes sind, so bespreche ich zunächst die allgemeine Verbreitung des letzteren und zeige die Bedingungen seiner Germanisirung, um schließlich, so genau mir dieses möglich war, die immer mehr zusammenschrumpfenden Grenzen des wendischen Sprachgebiets im 16., 18. und 19. Jahrhundert festzustellen. Zur Erläuterung dieses Abschnitts dient eine von mir entworfene ethnographische Karte, welche zuerst in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen" erschien und für deren Wiederbenützung ich hier dem genannten tüchtigen, um das Deutschthum Böhmens hochverdienten Verein meinen geziemenden Dank ausdrücke.

Leipzig im September 1873.

Dr. Richard Andree.

Inhaltsverzeichniß.

1. Bautzen.

	Seite
Bautzen eine deutsche Stadt	2
Die Ortenburg	3
Das Rathhaus	6
Vlämingen als Colonisten	6
Die Lausitzer „Sechsstädte"	7
Zünfte und Rath	7
Rechtlose Stellung der Wenden	8
Des „Büttels Flasche"	10
Dutschmann	10
St. Petridom	11
Christianisirung der Wenden	11
Begünstigung des Slawischen durch Karl IV.	12
Einführung des Christenthums bei den Wenden	13
Kirchliche Ausdrücke im Wendischen	14
Die Meißner Bischöfe und die Wenden	15
Die Mönchskirche	16
Sagen der Mönchskirche	17
Ruinen der Nikolaikirche	17
Feuersbrünste und Belagerungen Bautzens	18

2. Die literarischen und nationalen Bestrebungen der Wenden.

Wendische Firmen	20
Verderbtes Wendisch	20
J. E. Schmaler	21
Wendische Sprache und Literatur	23
Wendische Geistliche in der Reformationszeit	24
Verhältniß der Lausitz zu Böhmen	25
Wachsendes Interesse an der wendischen Sprache	26
Dobrowsky über die Wenden	28
Die wendische Sprache und die Gerichte	29
Linguistische Stellung und Schreibweise des Wendischen	30
Anfänge wendischer Literatur	31
Wendische Literatur	32
Wendische Zeitschriften	33
Aufgeben der slawischen Phraseologie bei den Wenden	34
Kirchliche Zeitschriften	35
Maßregeln zur Erhaltung des Wendischen	35
Das wendische Seminar in Prag und sein Einfluß	36
Die Lausitzer Predigergesellschaft	37
Mangel an wendischen Geistlichen	37
Die wendische Mutterlade	38
Neueste wendische Literatur	39

3. Streifzüge durch Oberlausitzer Wendendörfer.

	Seite
Die Seidau und der Brotschenberg	40
Sagen des Brotschenbergs	41
Groß-Postwitz	41
Einführung der Reformation unter den Wenden	42
Kirchlicher Sinn der Wenden	43
Michael Frentzel und Peter der Große	44
Michael Klausner und sein „militärischer" Gottesdienst	45
Sprachanekdote	46
Hochkirch	47
Nationale Mischung in Hochkirch	48
Phantasien auf der Riethener Schanze	49
Meister Johann Stosch in Drehsa	50
Opposition der Bauern gegen die „Neuwenden"	52 u. 54
Panslawistisches	53
Religiöse Fanatiker	55
Streit über Rechtschreibung	55
Schmaler contra Stosch	56
Wendische Rechtschreibung	57
Germanismen	57
Schmaler über den Panslawismus	58
Berücksichtigung des Wendischen in Sachsen	59
Weißenberg, das Abdera der Lausitz	60
Neckspruchwörter	61
Kulturgeschichtliches	61
Trunksucht der Wenden	62
Dorf Krischa	63
Bauart der wendischen Dörfer	64
Das wendische Bauerhaus	65
Abnahme alter Sitten	65
Wendische Musikinstrumente	66
Trauer in Weiß	66
Standesunterschiede	67
Die Kokula oder Heja	67
Der Gemeindestab in der Lausitz und in Böhmen	68
Die Palitschka	69
Alter Rechtsgebrauch	70
Germanisirung der Eigennamen	70
Wendische Eigennamen	73
Das wendische Lied	74

4. Streifzüge durch die wendische Niederlausitz.

Kottbus	76
Eine wendische Zeitung	77
Symptome der Germanisirung in der Niederlausitz	78
Vetschau	81
Spreewasserläufe	81
Niedersächsischer Giebelschmuck	82
Die Roßköpfe als Giebelschmuck	83
Dorf Burg im Spreewalde	84
Schulunterricht im Spreewalde	85
Die wendische Sprache in der Schule	87
Der „Schloßberg" bei Burg	89
Die mythischen Wendenkönige	90
Der Einbaum	91
Im Spreewald	92
Isolirte Wohnstätten im Spreewald	94
An der Sprachgrenze	95
Wendisches Fischereiwesen	95
Lübbenau	96
Germanisirung von Leipa und Lehde	97

5. Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz.

	Seite		Seite
Allgemeines über die Heidenschanzen	98	Der Steinkreis auf dem Hochstein .	116
Verbreitung der Heidenschanzen . .	99	Der Steincultus	118
Verschiedene Namen der Heidenschanzen	100	Gräber auf dem Mittelberg . . .	119
Beschaffenheit der Erdwälle . . .	101	Leichenverbrennung	120
Die Erbauer der Erdwälle . . .	103	Heidnische Todtenbestattung . . .	121
Ansichten über die Erbauer der Erdwälle	104	Der Tschernebog	122
Zweck der Erdwälle	106	Doppelsteinkreis des Mehltheuerberges	124
Die Erdschanze an der „weiten Bleiche"	107	Böhmische Steinwälle	126
Die Doberschauer Schanze . . .	108	Die verschlackten Wälle	127
Die Niethener Heidenschanze . . .	110	Die verschlackten Wälle in Böhmen	128
Keltischer Hradischt von Nischburg .	112	Verschlackte Wälle in Frankreich . .	129
Das Lausitzer Mittelgebirge . . .	114	Der verschlackte Wall des Strombergs	130
Wuischke	114	Die Erbauer der Schlackwälle . .	132
Altheidnische Stätten des Mittelgebirges	115		

6. Ehemalige Ausbreitung und Germanisirung der Slawen in Ostdeutschland.

Ehemalige Ausbreitung der Slawen in Ostdeutschland	134	Fehlen slawischer Ortsnamen in den Gebirgen	148
Name der Wenden	135	Slawische Ortsnamen	149
Die sogenannten Polaben	136	Slawische Sprachinseln im deutschen Gebiete	152
Einzelne Stämme der Slawen in Ostdeutschland	137	Slawen auf den dänischen Inseln .	151
Das hannoversche Wendland . . .	138	Slawen auf Bornholm	155
Rückerwerbung der slawisirten deutschen Lande	139	Slawische Ansiedlungen in Hessen und Thüringen	156
Deutsche Einwanderung nach dem slawischen Osten	140	Slawische Ansiedlungen in Thüringen	157
Flamische Ansiedlungen	142	Slawische Sprachinsel bei Braunschweig	158
Verbote der wendischen Sprache . .	143	Slawische Ansiedlungen in Schwaben	160
Slawische Ortsnamen in Deutschland	144	Slawen in der Schweiz, Holland, England	161

7. Das wendische Sprachgebiet vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Ursachen der Germanisirung der Wenden	163	Nachrichten über das Eingehen des Wendischen	1[illegible]

	Seite
Sprachgrenze zur Reformationszeit	167
Wendisches Sprachgebiet zur Reformationszeit	168
Luckau	169
Buchholz	169
Wendisches Sprachgebiet zur Reformationszeit	170
Wendische Sprachgrenze um 1750	171
Kalau	173
Sprachgrenze im 19. Jahrhundert	176
Ethnographische Karten der Lausitz	177
Wendische Sprachgrenze 1872	179
Die Städte der Wendei deutsche Sprachinseln	184
Volkszahl der Wenden	185
Volkszahl der Wenden in Preußen	186
Volkszahl der Wenden in Sachsen	187
Unter- und Oberlausitzer Wenden	189
Dialekte	189
Gesammtzahl der Wenden	190
Schluß	191

1. Bautzen.

„Nach Bautzen müssen Sie gehen, wenn Sie die Wenden noch unverfälscht und rein erkennen wollen. Dort weht urslawischer Athem. Dort hat das tyrannische Anstürmen der Deutschen den edeln slawischen Stamm noch nicht zu erdrücken vermocht, dort finden wir die ersten Brüder wieder, wenn wir den Fuß über die deutsche Grenze gesetzt haben, dort verehrt man Mütterchen Moskau so gut wie im goldenen Prag."

Diese Worte sprach im blühenden, wohlgesetzten Tschechisch ein Prager Student zu mir, der in der „Slovanska Kavarna" (im slawischen Kaffeehause) saß und eine Nummer der zu Bautzen erscheinenden „Serbske Nowiny" in der Hand hielt. Dort, wo aus allen slawischen Ländern Zeitungen aufliegen, durfte auch das kleine Blatt nicht fehlen, welches den oberlausitzer Wenden die politischen Neuigkeiten in ihrer Muttersprache vorführt.

Der junge Tscheche in der schnürenbesetzten Tschamara redete sich immer tiefer in die Herrlichkeit und den Jammer des Wendenvolks hinein. Er sah es tief geknechtet, von den Deutschen zu Heloten herabgedrückt, um alles geistige Dasein betrogen und doch wieder zähe slawisch ausharrend, edel, großmüthig, geistig hochbefähigt und auf die bessere Zukunft wartend, welche die Wenden einst unter der Herrschaft des russischen Zaren genießen werden, wenn alle slawischen Völker unter dessen segensreichem Scepter vereinigt sein werden. „Dann ist der Wende der Herr und der Deutsche sein Knecht."

Die Begriffsverwirrung in vielen slawischen, namentlich tschechischen Köpfen ist ungeheuer. Die völlig fruchtlosen Bestrebungen einiger Wenden, die keinen Boden in ihrem konservativen Völkchen finden, das heute schon halb germanisirt ist, erscheinen ihnen als eine That von großer Tragweite, als die Morgenröthe des neuerwachenden Wendenvolkes. Der Verkehr geht herüber, hinüber und gelegentlich bringen die tschechischen Blätter Prags Schilderungen von dem slawischen literarischen Leben in der Lausitz, die in

hohem Grade übertrieben sind und nur durch das Jammern über die deutschen Bedrückungen abgeschwächt werden. Trotzdem „weht in Bautzen noch urslawischer Athem“. Betrachten wir die Stadt.

Wenige Städte Sachsens bieten einen so malerischen und freundlichen Anblick wie dieses alte Bautzen, das trotz vieler Feuersbrünste sich immer noch einen alterthümlichen Charakter in seinen Hauptgebäuden bewahrt hat. Hoch aus der Masse der Häuser heraus tritt das Schloß, die deutsche Ortenburg mit ihren massigen Gebäuden, in deren Schutze die Bürger sich ansiedelten; da ragt der Petersdom hervor, da stehen auf den alten Mauerresten zahlreiche hohe Thürme mit interessanten Sculpturen, erheben sich viele schöne öffentliche Gebäude neuer Zeit, und wer durch die breiten, wohlgepflasterten, mit Granitplatten an den Seiten belegten Straßen nach dem Haupttheile der Stadt, am Markte, sich begibt, der empfängt dort einen fast großstädtischen Eindruck, trotzdem Bautzen nur 13,000 Einwohner zählt. Alles ist sauber, freundlich, nett. Im Westen begrenzt die vielfach gekrümmte Spree die Stadt; hier, wo sie an den hohen Felsenufern gegenüber dem Brotschenberge eine Furt bildet, lag wohl die erste Ansiedelung der Slawen, der Ort Budyschin, dessen Name offiziell bis 1868 als Budissin in Geltung war, wo er der mehr germanisirten und allgemein üblichen Form Bautzen auch amtlich Platz machen mußte.

Was Bautzen aber als Stadt ist, ist es nur durch Deutsche. Niemals waren die Wenden Städtegründer; nur der Name ist von den Slawen der Stadt geblieben, der Name aber der Schutz- und Zwingburg, in deren Bann sich die Bürger Bautzens niederließen, wohl befanden und zu Gedeihen kamen, ist deutsch. Wie in Polen, Schlesien, Böhmen gründete der Deutsche auch hier im Wendenlande seine Städte, die niemals ein slawisches Gepräge zeigten, auch keine Perioden vorübergehender oder anhaltender Slawisirung wie in Polen oder Böhmen kennen. Selbst die Straßennamen Bautzens sind fast nur deutsch; wir finden da auf deutsche Gewerbthätigkeit hindeutend eine Tuchmacher-, Töpfer-, Gerber-, Fleischergasse; als Sitz der Wenden aber, geschieden von den deutschen Gassen, die Wendengasse und den Wendengraben, wohl so, wie man die Judengassen in andern Städten schied; denn das Recht des Wenden in der deutschen Stadt war nicht größer als jenes des Juden, und in eine Zunft wurde er nicht aufgenommen.

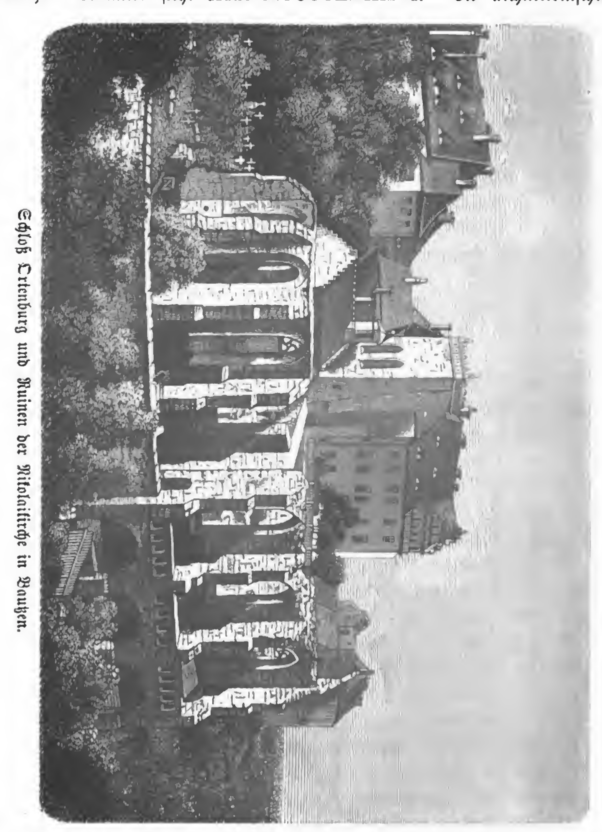
Bautzens Kern ist das alte Schloß Ortenburg, im Westen der Stadt auf jähem Fels an der Spree, ein weitläufiger Gebäudekomplex, um den sich das Burglehn, der ehemalige Sitz der Adelichen herumzieht. Wann

der erste Anbau hier erfolgte, ist zweifelhaft, obgleich von einer Festsetzung der Deutschen im Jahre 807 und dergleichen gefabelt wird; sicher ist aber, daß hier im 10. Jahrhundert bereits die Deutschen sich niederließen. In der Chronik beim Jahre 1002 erwähnt Ditmar Bautzen bereits als Stadt und Hauptort der Milzener. Von Meißen aus, das Heinrich I. 928 gründete, erfolgte die Besetzung und Germanisirung Bautzens. Man nimmt gewöhnlich an, daß 958 zur Zeit Otto's des Großen die Erbauung der Burg stattfand und daß diese den Namen Dorotheenburg erhielt, woraus dann Ortenburg entstand. (?) Bautzen gerieth 1007 allerdings vorübergehend unter Boleslaus Chrobry wieder unter slawische Herrschaft, gelangte jedoch 1031 zurück an Meißen und später an Böhmen. Aber die böhmische Herrschaft hat der Germanisirung hier keineswegs halt geboten; die Lausitz war nur ein Nebenland, das in allen Kulturbeziehungen enger mit dem benachbarten Meißen, als mit dem durch ein Gebirge von ihr geschiedenen Böhmen verknüpft war. Auch weiß man ja, wie böhmische Fürsten das deutsche Städtewesen begünstigten. Nachdem die Mark Meißen ganz germanisirt war durch Einwanderung von Franken und Vlämingen, war auch dem Germanisirungsprozeß auf dem rechten Elbufer nicht mehr Einhalt zu thun; nur ging hier der Prozeß langsamer vor sich und spielt bis in unsere Tage hinein. Wenn wir aber finden,[1]) daß schon 1245 von einer Getreideabgabe, welche einige Dörfer für das heute noch wendische Göda, ein Dorf westlich von Bautzen, zu leisten hatten, ausdrücklich gesagt wird, man nenne sie gewöhnlich (vulgariter) „waschcorn" oder „wastcorn", so sehen wir, welche Herrschaft auf dem Lande das Deutsche bereits besaß. Vulgaris lingua wurde die deutsche Sprache genannt, deutsch wurde in den Urkunden als vulgariter bezeichnet. In der Stadt war dieses noch mehr der Fall, und in der That zeigen alle Urkunden Bautzens von der ältesten Zeit an, daß dieses nur eine deutsche Stadt war.

Die Ortenburg ist häufig abgebrannt; 1639 wurde sie von den Schweden verwüstet, wurde aber schon 10 Jahre darauf in ihrer heutigen Gestalt wieder erbaut. Stattlich präsentirt sich noch der Thorthurm, durch den man in den weitläufigen Gebäudekomplex gelangt, der heute Sitz der Gerichtsämter ist. Ueber dem Thore ist das Bildniß des Königs Matthias I. Corvinus von Ungarn angebracht, das einzige authentische, das wir von diesem Fürsten, der eine Zeit lang über die Lausitz herrschte, haben. Matthias sitzt auf dem Throne, ihm zu Füßen liegt ein Löwe, zwei schwebende

[1]) Gersdorf, „Urkundenbuch des Hochstifts Meißen" (1864), I, 25.

Engel halten eine Krone über ihn, ringsum sind die Wappen der Länder Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Mähren, Schlesien, Lausitz u. s. w. angebracht. Darunter steht Anno MCCCCLXXXVI. Die architektonischen



Schloß Ortenburg und Ruinen der Nikolaikirche in Bautzen.

Umgebungen des Monuments sind plump und zeigen den tiefsten Verfall der Gothik. Desto besser ist die Porträtstatue des Königs gehalten, die der Landvogt Georg von Stein anfertigen und dreimal nach Ofen schicken ließ,

bis Matthias erklärte, er sei mit der Aehnlichkeit zufrieden. Die Thatsache ist historisch verbürgt.[1]) Nach dem Tode des Königs Matthias wurde von dem nun zur Herrschaft über die Lausitz gelangenden König Wladislaw von Böhmen der Landvogt von Stein abgesetzt. Ehe er aber aus der Ortenburg schied, stellte er sich noch einmal vor das Bildniß des Königs Matthias und rief aus: „Homo proponit, Deus disponit, diabolus permerdat. Cui ergo te extruxi?“ Polnische, tschechische, ungarische Fürsten haben über Bautzen geherrscht — aber sie sind mit allen ihren Thaten nur meteorgleich über die Stadt hingegangen; sie haben nichts Dauerndes, Kulturförderndes geschaffen. Was Bestand hatte, was die Stadt hob, zur Blüthe brachte, war nur ihr Deutschthum.

Nachdem die Lausitz im Dreißigjährigen Kriege an Kursachsen gekommen war, ließ Kurfürst Johann Georg I. die Ortenburg 1648 restauriren. Aus dieser Zeit stammt die zweite Sehenswürdigkeit des Schlosses, die in der That einzig dasteht, leider aber wenig bekannt ist. In dem ehemaligen Audienzsaale, der gegenwärtig zur Abhaltung der Sitzungen des Appellationsgerichtes dient, ist nämlich die Decke mit weit über hundert fast lebensgroßen Figuren in Stuckwerk geziert, die in neun Feldern angeordnet, die Geschichte der Lausitz, von der mythischen Zeit Wittekind's bis auf die Belehnung Sachsens mit dieser Markgrafschaft darstellen. Obgleich in der Renaissancezeit gearbeitet, in der man allegorisirende Darstellungen liebte, sind die Figuren doch, was Nationaltrachten, Rüstungen, Waffen, Gesichter, alle Einzelheiten betrifft, mit großem Realismus dargestellt, so daß man fast glauben sollte, der unbekannte Bildhauer, der diese schönen lebenswahren Hautreliefs schuf, habe Vorbilder aus der guten alten Zeit, wenigstens für die Darstellungen aus der ältern Periode vor sich gehabt. Die Anordnung ist eine durchaus künstlerische. Um das achteckige Mittelfeld, welches die Belehnung Johann Georg's darstellt, schließen sich die acht übrigen Felder. Nur die Ausfüllungsräume sind mit Palmen, Früchten und Posaunenengeln im Renaissancegeschmack gehalten, die eigentlichen historischen Scenen suchen sich dagegen jedesmal der betreffenden Zeit anzubequemen. Wappen sind überreich in dem Ganzen angebracht, das einst in der vollen Pracht bunter Farben prangte. Als aber nach der Schlacht bei Bautzen 1813 dieser Saal mit Verwundeten belegt wurde, litt die Decke ungemein. Die Figuren verloren ihren Glanz und wurden später weiß übertüncht. Aber auch so ist das Werk noch ein kostbares,

[1]) Vergl. Großer, „Lausitzer Merkwürdigkeiten“, I, 152; Carpzov, „Ehrentempel“, S. 246.

anziehendes, das mit einem Blicke eine Uebersicht der ganzen Geschichte der Lausitz gewährt.

Ist die Ortenburg der Platz, der uns mit der Gründungsgeschichte der Stadt vertraut macht, so knüpft sich an das Rathhaus deren deutsche bürgerliche Entwickelung. Es steht frei, mit einem Thurme und einer zweiarmigen Doppeltreppe geziert, auf dem Marktplatze, bietet aber sonst keine architektonische Merkwürdigkeit dar. Im Innern ist die lange Reihe der Bildnisse der Bürgermeister aufgehängt, die seit 400 Jahren das Stadtregiment führten, und diese Bürgermeister waren Deutsche. Mag auch unter ihnen mancher Mann wendischer Abkunft gesessen haben, so ist es doch keinem je eingefallen, sein Wendenthum geltend zu machen, im Gegentheil, man verschmähte es ausdrücklich. Frisches Leben kam nach Bautzen, wie nach den lausitzer und ostdeutschen Städten überhaupt, mit der erneuten Einwanderung tüchtiger Handwerker aus rein deutschen, zumal niederdeutschen Gegenden, die ihre Rechtsideen und freiere Ansichten verbreiteten. In der Lausitz galt das Magdeburger Recht, das sich weit über die slawischen Länder erstreckte; namentlich traten im 12. und 13. Jahrhundert freie Vlämingen auf, die Kriege und Ueberschwemmungen aus der alten Heimath vertrieben. Sie brachten die Weberei, besonders die Wollweberei in die Lausitz; von ihnen stammt die noch blühende Tuchmacherei, und mancher ehrsame Meister, der heute am Webstuhl hantiert, möchte von diesen Vlämingen abstammen. In vielen Orten wurde damals jeder Tuchmacher ein „Flamming" genannt; so heißt es z. B. in einem alten Rechtsbuche zu Görlitz [1]): „Kein Flamming sal sine wolle felschen, weder mit harn, noch mit vlokn, noch mit keinerlei Unthat." — „Kein Flamming sul sine tuch zu hungrig machen." [2])

Daß diese flandrischen Einwanderer aber ein trotziges Volk sein mochten, beweisen die noch üblichen Ausdrücke: ein vlämisches Gesicht, ein vlämischer Mensch. Sie waren aber auch geschickte, erfahrene und muthige Leute, die zur Ausbildung des Bürgerwesens nicht wenig beitrugen. Auch bei den benachbarten Tschechen leben diese fleißigen Deutschen im Volksmunde noch fort: bei ihnen bedeutet ein „Flamendr" heute einen Bummler! Nichts kann besser den nationalen Haß und Neid illustriren! Je mehr die deutschen Städte der Lausitz sich emporschwangen, desto dörflich stiller wurde das Leben der Wenden. Den Kampf hatten

---

[1]) Vergl. Köhler, „Verzeichniß der bautzener Bürgermeister" (1839).

[2]) Ueber diese Vlämingen vergleiche: *E. de Borchgrave*, **Histoire des Colonies Belges, qui s'etablirent en Allemagne pendant le XII et XIII siècle. Bruxelles 1865.**

sie längst aufgegeben, der Deutsche war seit dem 10. Jahrhundert ihr Herr geworden, und von einer geistigen Rührigkeit finden wir bei ihnen seitdem keine Spur mehr. Alles ließen sie sich auf dem Präsentirteller bringen, jedes große Kulturergebniß wurde ihnen von den Deutschen geschenkt, das Christenthum wie die Reformation.

Immer mehr wuchs Bautzens Wohlstand durch Handel und Gewerbe: kein Wunder, daß die zahlreichen Adelichen auch hier der Stadt feind und gram wurden. Da traten gegen die „Landesschädiger und Landplacker" im Jahre 1346 die sechs Städte der Lausitz — Bautzen, Görlitz, Kamenz, Lauban, Löbau und Zittau — zu einem Bunde zusammen und begannen die Ritterburgen zu brechen. Vereint besaßen sie große Macht, ihr Land wurde der Ager hexapolitanus genannt; sie nahmen zu an Reichthum und Ansehen, sie wurden gerühmt wegen der Reinheit ihrer Sitten, so daß ein alter Schriftsteller sie folgendermaßen charakterisiren konnte: „Mores et ingenia civium hexapolitanorum solent communiter ita exprimi, ut celebratur Budissinensium humanitas; Gorlicensium gravitas; Zittaviensium urbanitas; Lubanensium sedulitas; Camensiensium hospitalitas; Lobaviensium frugalitas."

Dann geht die mittelalterliche Geschichte der Sechsstädte parallel jener der anderen deutschen Städte: keine Spur vom Slawenthum ist mehr zu erkennen, keinerlei Reaktionen gegen das Deutschthum, wie in Böhmen zur Husitenzeit, finden in der Lausitz statt. Die Zünfte und der Rath befehden sich wie in Lübeck, wie in Braunschweig, wie in Köln. Mit allen Vortheilen und Schattenseiten ist das deutsche Städtewesen zur Geltung gelangt. Mit Ausnahme der Fleischer empörten sich 1405 zu Bautzen alle Zünfte wegen der Braugerechtsame. Sie setzten den Rath ab, wählten einen neuen und beschossen die Ortenburg, auf der des Landvogts Sohn wohnte. Drei Jahre schaltete das revolutionäre Element. Da kam 1408 der Faule Wenzel aus Böhmen und hielt strenges Gericht. „Hier sitze ich als der rechte Bürgermeister," sprach er, „wer etwas zu klagen hat, der thue es." Die vom alten Rath klagten nun, die vom neuen wurden aber „ohne verstattete Defension auf dem Markte dekolliret". König Wenzel schaute aus dem Rathhausfenster dem Schauspiele zu, bis seine Gemahlin Sophie, erschüttert durch das Wehklagen der bautzener Frauen, ihn um Gnade für die noch übrigen Verurtheilten bat. Die Fleischer, die dem alten Rath treu geblieben, erhielten eine Fahne mit dem W (Wenzeslaus) darin zur Belohnung.

Soviel wir auch in der Geschichte Bautzens forschen mögen, von einem

Auftreten der Wenden in derselben ist keine Rede. Im Gegentheil, sie wurden von der deutschen Bürgerschaft förmlich fern von der Stadt gehalten. Zudem war der Wende verachtet, er wurde nicht einmal für geeignet gehalten ein ehrliches Handwerk erlernen zu können, wie denn noch im 17. Jahrhundert in den Taufscheinen der Lehrlinge, die in den deutschen Städten der Lausitz in eine Zunft aufgenommen werden wollten, ausdrücklich hervorgehoben werden mußte: daß sie nicht von wendischer, sondern von deutscher Abstammung seien.

Dasselbe war in ganz Nordostdeutschland der Fall, wo noch Reste der alten Wenden vorkamen. Eine Reihe von Beispielen mag dieses belegen. In den Städten Mecklenburgs und Pommerns, welche sämmtlich deutsche Stiftungen waren, wachten die Zünfte auf das strengste darüber, daß kein Wende sich einschleiche, indem ein jeder, der als Lehrling bei ihnen eintreten wollte, durch seinen Taufschein nachweisen mußte, daß er nicht von slawischen Eltern geboren sei. In dem conservativen Mecklenburg hing man an dieser Forderung so zähe fest, daß wie Dr. Stieber in seiner 1714 gedruckten mecklenburgischen Kirchenhistorie versichert, damals noch ein solches Zeugniß verlangt wurde. Er berichtet, die Wenden hätten traditionell damals noch in einem so schlechten Rufe gestanden, daß von jemand, den man als einen harten widersinnigen Kopf habe bezeichnen wollen, gesagt wurde: er habe eine wendische Ader im Nacken. Jedoch war die Ausübung einzelner Handwerke den Slawen nicht gänzlich untersagt, aber zünftige Meister durften sie nicht werden. Von letzteren unterschied man sie durch den Zusatz des Wortes „Wend" zu ihrem Gewerbe, wie denn z. B. der „Wendschlächter" früher an mehreren Orten Erwähnung geschieht. Auch das Bürgerwerden war den Wenden ungemein erschwert. In den deutschen Städten, die nahe dem seit nun hundert Jahren germanisirten hannoverschen Wendländchen liegen, in Lüneburg und Uelzen, hielt man gleichfalls die Wenden sich fern. Ein Beschluß des Raths von Lüneburg vom Jahr 1409 bestimmt: „dat he nun mehr keinen wendischen Mann to borgher nehmen wolle" und in Uelzen sagt §. 44 einer alten Satzung vom Jahre 1619 wörtlich: „Wenn der fernest auch einige dieser Stad Borgher sich an einige Weiber, so nicht teutscher, sondern wendischer Herkömmniß seien, verheirathen, so will Ew. Rath die Borghern wohl meintlich gewarnt haben sich dessen zu enthalten, falls sich nun der ein oder ander dem zuwider, sich mit dero gleichen Personen befreunden sollte, so können und sollen dero Kinder, die aus solcher Ehe geboren worden in keine Aemter

aufgenommen werden, noch mit einigen dieser Orts üblichen Geburtsbriefen versehen werden."

Schon 1570 heißt es in einem Receß der Bürgerschaft und des Stadtraths zu Lüneburg, „daß den Wenden, ob sie gleich vor Zeiten der Bürgerschaft verlustig erklärt worden, der Zugang zum Bürgerrechte nicht gänzlich mehr versagt sein solle." 1676 und 1680 wurden die Beschränkungen gänzlich aufgehoben. In Salzwedel in der Altmark hingegen sind die Wenden schon 1421 zu Bürgern aufgenommen worden; von der Aufnahme in den Stadtrath und die meisten Gilden und Zünfte sind sie wenigstens bis 1598 ausgeschlossen gewesen. — In Jüterbock wurde 1419 verordnet, daß kein Wende ein Haus im Werth von mehr als 16 Schock böhmischer Groschen besitzen solle.

Nach Limmer (Gesch. d. Voigtl.) wurden in den frühesten Zeiten die Slawen auch in den voigtländischen Städten nicht geduldet; sie sollten Ackerbauer bleiben, ihr Wohnplatz war das offene Land. Noch 1438 heißt es in den Statuten der Stadt Zeulenroda: „Sie sullen in keiner weise wissens einnehmen tzu Bürgern pömisch, echtisch und verloffen Leuth, auch die entronnen oder unerlich geboren sind." [1]) Selbst die Kapitulation Rigas von 1710 bestimmt, daß dort kein Russe Bürger der Stadt werden solle. Was noch die Lausitz betrifft, so berichtet J. B. Chr. Heckel, [2]) daß in Bischofswerda Blasius Vetter aus Schmölln am 15. Juli 1568 Bürger geworden sei; er habe aber, da er ein Wende gewesen, hundert Thaler für das Bürgerrecht zahlen müssen. Solange das Völkchen sich nicht germanisirte, blieb es natürlich zurück; jedes weitere Fortkommen war dem wendischen Bauer erschwert. „Wer sollte," klagt der wendenfreundliche Christian Knauth in seiner „Sorberwendischen Kirchengeschichte", „die wendischen jungen Leute in studiis linguarum, artium et disciplinarum unterweisen? Die geborenen Wenden verstunden nichts, als das wenn wendisch geredet ward, etliche wenige ausgenommen, welche in denen Städten Budissin, Kamenz und Löbau unter denen Deutschen lebten, die wegen des Umgangs mit denselben deutsch verstehen mußten. Die Deutschen waren der wendischen Nation und Sprache feind." Die Pariastellung der Wenden tritt uns in diesen Beispielen so recht entgegen. Sie „mußten" deutsch lernen, damals schon, um überhaupt fortzukommen;

---

[1]) Köhler, Volksglaube im Voigtlande S. 23.

[2]) Vergl. „Historische Beschreibung der Stadt Bischofswerda", Dresden 1713, S. 281.

einem deutschen Bürger der Städte in ihrem Lande fiel es aber zu jener Zeit sowenig wie heute ein das Wendische sich anzueignen.

Vor geraumer Zeit hing am Bautzener Rathhause eine kulturhistorische Merkwürdigkeit, die gegenwärtig in das Alterthumsmuseum der Stadt gebracht ist und dort von dem gefälligen Custos, Hrn. Buchhändler Rösger,[1]) erläutert wird. Es ist dieses des „Büttels Flasche“, ein etwa 30 Pfund schwerer Sandstein, auf dem zwei keifende Weiber abgemalt sind und der die Inschrift trägt:



Des Büttels Flasche.

> Mägd und Weiber, die sich schlagen,
> Müssen sie die Flaschen tragen.

Wie dieser Stein zur Bezeichnung „Flasche“ gekommen, läßt sich allerdings nicht leicht erkennen. Es ist ein Schandstein, der an eisernem Bügel den keifenden Weibern um den Hals gelegt wurde; mit dieser Bürde versehen mußten sie durch die Straßen der Stadt ziehen oder wie es hieß „die Flasche tragen“. In Bautzen ist dieser Fall am 13. Dez. 1678 zum letzten Male vorgekommen; eine Frau, die ihre Nachbarin geschlagen, mußte mit dieser Flasche am Hals dreimal um das Rathhaus gehen.

„Seit des Büttels Flasche nicht mehr am Rathhause hängt, ist jetzt ‚Dutschmann‘ das bautzener Wahrzeichen geworden,“ sagte mir ein freundlicher Bürger, der mit der Geschichte und den Denkwürdigkeiten seiner Vaterstadt genau vertraut ist. Ich schaute zum Rathhause hinauf und fand dort das steinerne Standbild eines römischen Ritters, mit langem wallendem Barte, in der rechten Hand eine Fahne, in der linken einen Schild mit dem bautzener Wappen haltend. Es ist eine

---

[1]) Her D. Rösger (Firma Wellersche Buchhandlung) ist genau mit den Bautzener und Lausitzer Verhältnissen vertraut und besorgt alle auf die Wenden bezüglichen Schriften.

Sandsteinstatue, die, im echten Renaissancestil gehalten, nicht über die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts hinaufreicht, von den Bautzenern aber für uralt gehalten und wie eine Art Roland betrachtet wird. Dutschmann stand früher auf dem Marktbrunnen und wurde erst in den letzten Jahren an das Rathhaus versetzt. Fragt man, wer denn Dutschmann gewesen, so erhält man zur Antwort: Er war ein berühmter Wendenfürst, ein kühner, gewandter Reiter, der mit seinem Rosse über den großen Marktbrunnen wegsetzen wollte. Aber das Pferd überschlug sich dabei und Dutschmann — gerieth in die „Ditsche“ (Tunke, Brühe); so erklärte fein etymologisirend mein Begleiter. Der Wendenfürst ertrank im Marktbrunnen. Zur Erinnerung an ihn aber wurde die Bildsäule aufgestellt. „Wendenfürsten“ und deren Nachkommen spielen in der Lausitz überhaupt eine Rolle, und ich habe mehr als einen schnurrigen Kauz gekannt, der in seinen Adern das blaue Blut der alten Wendenfürsten rollen fühlte. Mit den Stammbäumen hapert's da aber gewaltig, denn nicht einmal ein einziger Name solcher Wendenfürsten ist uns erhalten geblieben. Poetisch verklärt hat die alten „Wendenkrale“ und deren heimliche Nachkommen R. Fidus in seiner „historischen“ Novelle „Die Wendin“ (Kottbus 1866). Wir kommen darauf später zurück.

Den Mittelpunkt der Stadt, massig dieselbe überragend, bildet der gothische Sanct-Petridom mit dem 80 Meter hohen Thurme. Das stattliche, oft vom Feuer beschädigte Gebäude ward an Stelle einer älteren Kirche im Jahre 1213 vom Bischof Bruno II. von Meißen gegründet und zwar ausdrücklich zu dem Zwecke, um die „mittleren“ Wenden zum Christenthum zu bekehren; unter den mittleren Wenden verstand man aber gerade die Sorben der Lausitz und Meißens, so „annoch in großer geistlicher Finsterniß steckten, den christlichen Namen wohl führten, aber keine oder wenige Erkenntniß vom Christenthum hatten, hingegen mit heidnischen Irrthümern annoch behaftet waren und heidnisch lebten, ja auch wohl einige hin und wieder im Verborgenen, in Wäldern und Heiden, ihre heidnischen Greuel treiben mochten“.[1] So wenig fest saß im Beginne des 13. Jahrhunderts noch das Christenthum unter den Wenden. Mit der Kirche ward das Bautzener Stift vereinigt, das heute noch als ein Grundpfeiler des Katholicismus in Sachsen fortbesteht, und theils mit geborenen Wenden, theils mit solchen Geistlichen besetzt ist, die verwandte slawische Sprachen reden. Merkwürdiger- oder sagen wir natürlicherweise begünstigten aber

[1] Vgl. Knauth, S. 145.

die böhmischen Könige, zumal der aufgeklärte Ottokar II. die Anstellung deutscher Geistlichen an dieser Kirche, „denen," wie Knauth schreibt, „die wendischen Canonici wenig Gunst bewiesen." Durch Intriguen aller Art suchte man die Deutschen zu entfernen — es war vor 500 Jahren dasselbe Spiel wie heute in Böhmen. Uebrigens ist es wohl noch nicht festgestellt worden, welchen Antheil das Verhältniß der Lausitz zur Krone Böhmen an der Erhaltung der wendischen Sprache gehabt hat. Ich finde, daß der Erzbischof von Magdeburg der Stadt Dahme 1452 den Ausschluß der Wenden von Rath, Zunft und Innungen privilegirte, daß aber 1467, als Dahme von Böhmen wegen angeblicher Lausitzischer Lehnsansprüche erobert und etwa 20 Jahre lang behauptet wurde, die Wenden wieder Zulaß fanden. Früher wird Karl IV. jedenfalls in der einen oder andern Weise für die wendische Sprache gesorgt haben.

Als dieser große Begünstiger der Slawen und Stiefvater des deutschen Reichs 1356 die goldene Bulle, die Verfassung für Deutschland, entwarf, vergaß er nicht, darin auch der Slawen im Osten Deutschlands zu gedenken, gegen welche von Kursachsen und den brandenburgischen Markgrafen der schon Jahrhunderte dauernde Nationalitätenkampf mit ungeschwächter Macht fortgeführt wurde. Verbote der wendischen Sprache bei schweren Strafen (so 1327 in Leipzig) waren damals gerade häufig. Karl aber, voller zärtlicher Sorgfalt für alles Slawische, suchte künstlich, wiewohl ohne allen Erfolg, dem natürlichen Prozeß in die Arme zu fallen; er sagte sich nicht, daß da, wo keine politische Staatenbildung, keine Literatur, überhaupt keinerlei geistige Regung wie bei den Elbslawen war, auch die Sprache unbedingt untergehen mußte, gegenüber der deutschen Herrschaft und deutschen Cultur, die immer mehr an Boden gewannen. Trotzdem enthielt Titel XXVI der goldnen Bulle einen der slawischen Sprache günstigen Passus; die Fürsten von Sachsen und Brandenburg sollten derselben kundig sein; deren Prinzen sollten vom siebenten Jahre an darin (neben der deutschen und italienischen) unterrichtet werden, auch sollten ihnen der slawischen Sprache Kundige zum Umgange beigegeben werden, damit sie in derselben recht fest würden. Es braucht kaum bemerkt zu werden, wie erfolglos diese Verordnung geblieben ist und wie das Verhängniß seinen Lauf nahm.

Die Petrikirche ist im 15. Jahrhundert wesentlich erweitert worden und hat damals ihre heutige Gestalt erhalten. Sie dient seit dem Jahre 1635 sowohl den Katholiken als Protestanten; der Chor, durch ein Gitter abgetrennt, gehört den Katholiken, welche ihre besondere Orgel, Kanzel und

Altar besitzen; ebenso die Protestanten, die das große Schiff inne haben. Ehe aber diese Trennung durchgeführt werden konnte, fanden bedeutende Streitigkeiten statt, und der Magistrat Bautzens hat mindestens ein Dutzend Gesetze in dieser Angelegenheit erlassen, wie der Taufstein, die große Orgel zu benutzen, um welche Zeit der katholische und um welche der protestantische Gottesdienst stattfinden solle. Jetzt herrscht Friede und ruhig gebrauchen beide Confessionen nebeneinander dasselbe Gotteshaus. Der Gottesdienst wird darin nur in deutscher Sprache abgehalten.

Mit der Gründung der Domkirche und des bautzener Stiftes wurde das Christenthum unter den Wenden völlig befestigt, der Grund zu demselben war aber schon viel früher gelegt, und hier begegnen wir nun bei den Wenden derselben Streitfrage wie in Böhmen, nämlich ob ihnen das Christenthum von Deutschen oder Slawen gebracht wurde? Die Tschechen setzten ihre Christianisirung durch Methud und Cyrill mit der Taufe Bořiwoj's (873) fest, doch ist dies Ereigniß von keiner nachhaltigen Wirkung gewesen, und erst als die Tschechen sich unter den Schutz des deutschen Königs Arnulf begaben, als sie dem Regensburger Sprengel eingereiht wurden, begann das Christenthum festern Fuß unter ihnen zu fassen.

Nun ist wiederholt angenommen worden, daß die Slawenapostel Cyrill und Methud, nachdem sie den Herzog Bořiwoj bekehrt, von Böhmen aus zu den benachbarten Slawen der Lausitz vorgedrungen seien und auch diesen das Christenthum zuerst aus slawischen Händen gebracht hätten. An historischen Beweisen hierfür mangelt es jedenfalls, denn bei den Geschichtschreibern des 9. und der folgenden Jahrhunderte, bei denen von den Slawen die Rede ist und die doch genau auf deren Christianisirung achteten, findet man durchaus keinen Anhaltepunkt, daß Cyrill und Methud nach der Lausitz gekommen seien und dort die Bekehrung durchgeführt hätten. Ebenso schweigen die alten Lausitzer Annalen hiervon. Unbezweifelt aber stehen die Verdienste des deutschen meißnischen Bisthums um die Verbreitung des Christenthums unter den Wenden da.

In seiner Schrift: „Welches ist die Lehre des athanasianischen Symbolums von der dritten Person in der Gottheit und wie wurde sie von den wendischen Theologen sprachlich aufgefaßt?“ (wendisch und deutsch, Bautzen 1864), sucht J. E. Schmaler nachzuweisen, daß das Christenthum den Wenden zuerst von den Slawen über Böhmen gebracht wurde, und er führt dafür linguistische Gründe an, da, wie gesagt, alle geschichtlichen Quellen fehlen. So gebraucht der Wende für Kirche cyrkej, was, wenn

es von dem deutschen Worte käme, khěrka heißen müßte, nach der Analogie von khěžor, Kaiser. (Der zweite wendische Ausdruck für Kirche, Kosel oder Koscz, kommt von kost, Knochen, das Gebäude, in welchem die Knochenreliquien liegen.) Taufen wird mit dem urslawischen křćić und keineswegs mit einem Germanismus bezeichnet; das Evangelium heißt sćenje, das ist Vorlesung (čtjenje von der Wurzel čtu, ich lese); brošma heißt bei den niederlausitzer Wenden die Hostie — ein Wort, das wir als brašno bei den Donauserben wiederfinden; mša ist die slawische Form für Messe, wäre der Begriff von den Deutschen gekommen, müßte er wendisch messa heißen. Selbst christliche Eigennamen deuten auf die Einführung des Christenthums auf slawischem Wege, durch Ausläufer der Byzantiner Cyrill und Methud, hin. Für Clemens gebraucht der Wende Klimant, die bulgarische Form. Die Bulgaren empfingen das Christenthum von den Griechen, und in den von den Griechen mitgebrachten Wörtern und Namen behalten sie den Itacismus bei, die Art und Weise den Vokal η als i auszusprechen; daher wurde aus κλημεντ Klimant.

Hat diese Auseinandersetzung, die wir nur kurz berühren können, auch manches für sich, so ist doch bei der Wörter- und Namenänderung jedenfalls viel auf den besondern Charakter der slawischen Zunge zu schieben, die in ihrer Weise die Wörter slawisirt gibt, gleichviel, ob sie aus dem Deutschen stammen oder nicht. Ein Pole oder Wende gibt unabhängig voneinander demselben deutschen Worte dieselbe slawische Form, wie umgekehrt der Deutsche die slawischen Wörter sich deutsch und seiner Zunge angepaßt nach ganz bestimmten Gesetzen zurechtlegt. In Böhmen liegt der Ort Jilové, der Deutsche machte daraus „Eule" (die bekannte Bergstadt); südlich von Bautzen liegt das wendische Dorf Jilocy, der Deutsche machte daraus Eulowitz. Hier wie da unabhängig von einander dasselbe. Auch läßt sich anführen, daß die Wenden ganz entschieden kirchliche Ausdrücke aus dem Deutschen (und Lateinischen durch die Deutschen) angenommen haben, wie martrovnica, Marterwoche, Advent, kermusa, Kirmes; die Bezeichnungen des Dreikönigsfestes, der Reinigung, Verkündigung und Heimsuchung Mariä sind bloße Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Einerlei, was nun auch der Fall war, ob zuerst Slawen oder Deutsche den Wenden das Christenthum brachten, so viel ist sicher, daß dieses in der ersten Zeit vom 10. bis ins 12. Jahrhundert auf sehr schwachen Füßen unter den Wenden stand.

Die eigentliche Festsetzung desselben unter den Wenden ist jedenfalls erst zur Zeit unserer großen sächsischen Kaiser erfolgt, und der Deutsche war

es, der hier wie in Böhmen thatsächlich die Christianisirung durchführte, mögen in beiden Ländern auch zunächst slawische christliche Anregungen vorausgegangen sein. Von den deutschen Burgen, die zu Bautzen, Görlitz, Kamenz, Weißenberg, Jauernick, Ostritz, Rothenburg, Seidenberg u. s. w. errichtet wurden, beherrschten im 11. Jahrhundert die Deutschen das Land, dort fanden die vom Bisthume Meißen ausgesandten Priester festen Halt. Noch im 11. Jahrhundert machten die Wenden dem heiligen Benno (gest. 1106), Bischof von Meißen, viel zu schaffen; daß namentlich er es war, welcher die Wenden zum Christenthum führte, geht auch aus der Bulle vom Jahre 1523 hervor, mit der Papst Hadrian Benno kanonisirte.[1]) Ausdrücklich wird darin hervorgehoben, daß zu Benno's Zeit die Wenden „in hartnäckigen Irrthümern" lebten, also 200 Jahre nach der angeblichen Bekehrung durch die Slawenapostel Cyrill und Methud. Unter dem sechszehnten meißnischen Bischofe, Albert, scheint endlich das Christenthum in der Lausitz sich ganz festgesetzt zu haben. Er war von Geburt selbst ein Wende. „Da nun Albertus ein geborener Sorb war, derselben Sprache verstund, und auch eine große Liebe gegen sein Geschlechtsvolk hatte, so fand sich dergleichen Liebe bei den Wenden gegen ihn. Dannenhero zu seiner Zeit die Wenden sich mehr und mehr zu dem Christenthum bequemten und in die Kirchenceremonien sich schickten." [2]) Trotzdem mag es, wie derselbe Autor bemerkt, auch damals noch nicht ganz sicher mit dem Christenthum gestanden haben, und nach Analogie der weiter nördlich wohnenden, damals noch in der Germanisirung begriffenen Slawen, waren die Sorbenwenden äußerlich wohl Christen, innerlich aber immer noch Heiden.

Mit der Stiftung des Domkapitels und der Petrikirche hatte aber das

---

[1]) Luther war über Benno's Heiligsprechung weidlich ergrimmt. Er schrieb: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden." Die Meißener blieben ihm aber die Antwort nicht schuldig, es kam ein Lied 1524 in Aufnahme, das Hoffmann von Fallersleben (in Aufseß' „Anzeiger" 1833, S. 78) nach der Breslauer Handschrift mitgetheilt hat und in dem es z. B. heißt:

Ach Luther, du viel böser man:
Was hot dir Byschoff Benno gethan:
Das du in so magst schenden:
Groß wunder ist, daß goth nicht richt:
Deyner lotherei zu lange zcusicht:
Du wirst's nicht ewig treyben.

[2]) Vergleiche Knauth, S. 139.

Heidenthum unter den Wenden ein für allemal den Todesstoß empfangen; das Christenthum breitete sich nun unaufhörlich aus.

Außer einer Garnisonkirche besitzt Bautzen noch zwei Kirchen und in diesen wird abwechselnd wendisch und deutsch gepredigt für die hierher eingepfarrten Dörfer und die in der Stadt lebenden Wenden. Es sind dieses die Sanct-Michaeliskirche für die evangelischen und die Frauenkirche für die katholischen Wenden. Beide sind klein und ohne Interesse. Anders ist dieses jedoch bei den in Ruinen liegenden Kirchen der Stadt.

In der Mönchskirche, den Ruinen des Franziskanerklosters, besitzt Bautzen eine architektonische Merkwürdigkeit eigenthümlicher Art. Schon früh hatten die „Grau-Münch" oder Franziskaner sich über die Lausitz verbreitet und 1218 den Bau ihres Klosters begonnen, das in seinen ältesten Theilen romanischen Stil zeigt, größtentheils aber frühgothisch ist. Das Auffallende aber ist, daß dieser Bau in Backsteinarchitektur ausgeführt wurde. Während alle übrigen Kirchen Bautzens und das Schloß aus Granit und Sandsteinwerkstücken errichtet sind, wandte man hier Ziegel an; jedenfalls ist dieses der südlichste monumentale Ziegelbau, der aus der norddeutschen Tiefebene hier bis an das Gebirge heranreicht. Am 2. Juli 1598 wurde diese schöne und große Kirche durch eine Feuersbrunst vernichtet und nicht wieder auferbaut. Wer von der Brüdergasse her die geschwärzten Ruinen, mit den theilweise zugemauerten Fensteröffnungen betrachtet, der ahnt nicht, daß sich dahinter ein ganzer kleiner Ort, ein absonderliches Häuserkonglomerat verbirgt, das kaum in einer andern Stadt seinesgleichen finden dürfte, dem gegenüber das Winkelwerk des prager Ghetto oder Hamburgs ehemaliger vielbeschriebener Kugelsort noch verschwinden. Tritt man durch eine der in die Ruinen eingebrochenen Thüren in das Innere, so wird man durch ein wahres Labyrinth kleiner Häuserchen und Hütten überrascht, die an und halb übereinander wirr und ohne Plan in die Ruinen hineingebaut sind. Im ganzen sind allmählich 36 solcher Hütten entstanden, alle nur ein Geschoß groß und meist nur zwei Zimmer enthaltend. Eine Wand des Häuschens wird oft durch die Ruine, eine zweite durch das Nachbarhaus, die dritte durch eine Stein-, die vierte endlich durch eine Bretterwand gebildet. Bequem langt man mit der Hand auf das Schindeldach empor, das an einen alten Schwibbogen oder Kragstein sich anlehnt. Alte Werkstücke sind in dieses Häuserkonglomerat mit eingebaut, das, was Feuergefährlichkeit und ungünstige Sanitätsverhältnisse betrifft, nichts zu wünschen übrig läßt. Obgleich in den Ruinen eines durch Brand zerstörten Klosters stehend, behaupten die armen Einwohner dieser Mönchskirche doch:

„Hier kann kein Feuer ausbrechen, hier ist heiliger Boden!“ Aber eine tüchtige Feuersbrunst könnte gar nicht schaden, damit dieses Winkelwerk einmal konsumirt würde. Hier kann ein ganzes Haus, eine Katasternummer der Stadt Bautzen, für 200 Thlr. erworben werden. Uebrigens sind die Eigenthumsverhältnisse verwickelter Art; der Grund und Boden gehört dem Domkapitel, das den Armen gestattete sich hier seine Hütten zu bauen; nur das wenige Holz- und Steinwerk ist also Eigenthum der Insassen, die hier, gepaart mit ihren Ziegen und Schweinen, ein harmloses Dasein verbringen und neugierig auf den Fremden schauen, der in die „Gassen“ — d. h. wenige Fuß breiten Pfade — ihrer Stadt eindringt. Wie viele Bautzener mag es geben, die kaum ihren Fuß in dieses Winkelwerk gesetzt haben!

Auch ihre Sage hat diese alte Mönchskirche. Zu Michaelis in der Mitternachtsstunde wird in den zerstörten Fenstern, die nach der Brüdergasse hinausschauen, ein großer Schatz sichtbar. Er besteht aus den Kirchengeräthen, die vor dem Brande in der Kirche verwendet wurden. Zwei goldene Abendmahlskelche, eine Patene, sechs hohe silberne Leuchter, zwei goldene Ciborien und ein hohes silbernes Crucifix stehen dann in den Fensterbrüstungen gleichsam zur Schau ausgestellt. Sehen können den Schatz viele, aber heben kann ihn nur der, der noch niemals eine Sünde beging. Wer aber sündiger Natur ist und dennoch nach den heiligen Geräthen greift, der kommt ums Leben. Bis jetzt, so berichten die Troglodyten in der Mönchskirche, sind die Kostbarkeiten nur dreimal zu sehen gewesen; das ist aber schon lange her, nämlich einmal bei der Geburt Augusts des Starken, dann bei dessen Tode, endlich bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges. Niemand aber wagte damals nach den Schätzen zu greifen.

Noch eine zweite Ruine besitzt Bautzen in der Nikolaikirche, die im nördlichen Theile der Stadt auf einem Felsenvorsprunge romantisch an der Spree liegt. In den Ruinen und vor denselben dehnt sich jetzt der katholische Gottesacker aus, die Kirche selbst ging bei dem großen Brande der Stadt im Jahre 1634 in Flammen auf. Abgesehen von Theilen der Ortenburg, Theilen des Petridoms, den Thorthürmen u. s. w., hat wenig jenen großen Brand überdauert, nach dem Bautzen fast ganz neu auferbaut wurde. Die Stadt trägt daher auch meist das Gepräge des 17. Jahrhunderts, theilweise noch ein jüngeres, da 1709 abermals ein großes Schadenfeuer wüthete. Nun entstanden jene schönen großstädtischen Bauten im Centrum der Stadt, so daß Johann Benedikt Carpzov, Königl. Majestät in Polen und Churfürstl. Durchlaucht zu Sachsen Kommissionsrath, in

seinem „Neueröffneten Ehrentempel des Marggrafthums Oberlausitz" rühmen durfte, „Bautzen sei mit den schönsten nach der neuesten Architektur angelegten Gebäuden gezieret, auch vor diesen wegen der Menge der Künstler und Handwerker Klein-Nürnberg genannt worden." Das schöne Grützner'sche Haus am Markt, in dem Napoleon nach der Schlacht bei Bautzen wohnte, das Gerstorff'sche Familienhaus, das Landhaus der oberlausitzer Stände, das Domstift Sanct-Petri mit seinen vergitterten Fenstern und dem Stiftswappen darüber, das alles sind hervorragende Gebäude jener Periode, welche wesentlich den architektonischen Charakter Bautzens mit bestimmen.

Was jenen großen Brand vom Jahre 1634 betrifft, der auch auf mehreren Bildern im Alterthumsmuseum dargestellt ist, so weiß noch heute jeder Bautzener davon zu erzählen. In der Stadt lagen die Kaiserlichen unter Oberst von der Goltz, vor derselben erschien der Herzog Friedrich Wilhelm von Altenburg mit den sächsischen Truppen am 30. April und forderte die Kaiserlichen zur Uebergabe auf. „Da," so berichtet Carpzov, „befahl der darinnen kommandirende kaiserliche Oberst Goltz in Teufels Namen Lärmen zu schlagen, es geschahe auch ein Losungsschuß aus einem Feldstücke auf dem Markte und augenblicklich sah man anfänglich die Vorstadt, bald auch die innere Stadt in Flammen stehen. Es war nämlich jeder Soldat beordert sein eigen Quartier anzustecken, dahero denn an etlichen hundert Orten das Feuer auf einmal angegangen, und die geringste Rettung nicht übrig blieben. Ja, man hatte drei Stunden vor dem Brande mit Gewalt den Leuten alle Holzäxte und andere Feuerinstrumente weggenommen, auch nach vieler Zeugen Aussage die Soldaten mit Fackeln, Pechkränzen und Feuertöpfen durch die Häuser laufen sehen. Weil nun die Thore geschlossen waren, ist das Elend der armen Menschen unbeschreiblich gewesen. Die Domkirche brannte von oben herunter und weil viel Volks sich dahin salviret hatte, so lagen in manchem Stuhle fünf bis sechs Personen ganz gebraten. Die Leute liefen vor großer Angst fast wüthend in der Stadt herum, theils stürzten sie über die Mauern ihrer Noth zu entkommen, theils sprangen sie in die Wasserkästen, die meisten aber fielen auf den Gassen um und erstickten vor Dampfe. Gestalt über 700 Personen, die man nur gewußt, in Rauch und Feuer jämmerlich verdorben, überdies auch eine unzählige Menge Vieh und Getreide, nebst 16,000 Scheffel Mehl verbrannt. Ein ansehnlicher Rathsmann nahm seine Zuflucht mit Weib, Kinder und Gesinde in ein Gewölbe, welches ihm dergestalt zum heißen Begräbniß wurde, daß man sieben zusammengebackene Körper in einen Sarg legen und begraben mußte."

Nachdem Carpzov seinen schauderhaften Bericht mit der Uebergabe der Stadt an die sächsische Armee geschlossen, fügt er wohlmeinend hinzu: „Gott lasse keinen von denen jetzigen und künftigen Einwohnern dergleichen Unglück sehen, als ihre Vorfahren ausgestanden haben, sondern vielmehr einen jeglichen unter seinem Weinstock und Feigenbaum ein geruhiges und stilles Leben führen.“ Hat die Stadt denn auch im Siebenjährigen- und im Befreiungskriege manches Ungemach ausgestanden, so ist sie doch von größeren Bränden verschont geblieben und hat sich zu einer Blüte emporgeschwungen, die weit eher heute als früher den Namen Klein-Nürnberg rechtfertigt. Handel und Industrie sind nicht unbedeutend, und das hat Bautzen wesentlich seiner Lage mit zu verdanken. Der südlich von ihr gelegene Theil der Lausitz treibt nämlich vorzugsweise Industrie, der nördlichere und flachere Ackerbau; daher kommt es auch, daß Bautzen an der Grenze beider Distrikte sowohl einen landwirthschaftlichen als industriellen Charakter zeigt. Während die Stadt einerseits als belebter Mittelpunkt für den landwirthschaftlichen Verkehr durch ihren Kornmarkt, einer der größten Sachsens, ihren Wollmarkt, die landwirthschaftliche Börse, die Landständische Bank anzusehen ist, nimmt andererseits die Industrie im Groß- wie im Kleinbetrieb einen ebenso hohen Rang ein. Es bestehen Tuch-, sehr große Papier-, Wollwaaren-, Maschinen-, Thonwaaren-, Spiritusfabriken, eine große Flachsgarnspinnerei und bedeutende Steinbrüche, die ihre herrlichen Granitplatten bis Leipzig, Berlin und Hamburg liefern. Unter den Kleingewerben blühen Strumpfwirkerei und Schuhmacherei.

---

2. Die literarischen und nationalen Bestrebungen der Wenden.

Wenn ich bisher von Bautzen, seinen Denkmälern, seiner Geschichte sprach, so konnten die Wenden nur gelegentlich und in historischer Weise Erwähnung finden. Wer durch die Straßen wandelt und überhört, was etwa Dienstboten miteinander reden, der wird kaum eine Spur vom Wendenthum entdecken, und wer gar mit überschwenglichen slawischen Erwartungen, wie der im Eingang erwähnte Prager Studiosus, Bautzen betreten sollte, der wird mit dem Gefühle bitterer Enttäuschung wieder heimkehren.

Man muß schon sehr scharf beobachten, wenn man äußerlich in der Stadt etwas Wendisches sehen oder hören will. Freilich, unter den Dienstboten, die vom platten Lande hereinkommen, hört man ebenso oft wendisch als deutsch reden; an Markttagen, wenn der Bauer seine Erzeugnisse zum Verkauf bringt, dann erklingt auch das Wendische reichlich, dann sieht man die Ueberreste der Nationaltrachten. In der katholischen Frauen- und in der protestantischen Michaelskirche kann man Sonntags wendisch predigen hören: am Gymnasium und im Seminar wird einige Stunden wöchentlich wendischer Sprachunterricht ertheilt — so etwa, wie man an anderen Gymnasien auch hebräisch treibt.

Wir betreten den wendischen Kirchhof auf dem Brotschenberge. Lange, lange müssen wir suchen, bis eine wendische Grabschrift uns den Namen des Verstorbenen meldet. Unter den vielen hundert Leichensteinen zeigt kaum ein halbes Dutzend wendische Inschriften, und selbst das Erbbegräbniß des literarischen Führers der Wenden ist — zweisprachig. Die Schilder Bautzens sind ebenso mit Ausnahme von fünf oder sechs nur deutsch. Da findet es eine „Miethfrau", d. h. Gesindemaklerin, für angemessen, ihr Gewerbe auch wendisch auf dem Schilde zu verzeichnen, und die Schloßapotheke beliebt — vielleicht wegen der Symmetrie — auf die eine Seite ihrer Thür „Apotheke", auf die andere „Haptyka" anzuschreiben. Das soll dann wendisch sein! In den Materialwaarenläden sind wendische Lehrjungen gesucht. Der wendische Bauer kauft besser, wenn ihm die Waare „wendisch" angepriesen wird: das weiß der Besitzer, und der Lehrjunge bezweckt dasselbe, wie das Içi on parle français oder English spoken an deutschen Ladenthüren. Treten wir in einem solchen Laden ein, hören wir dieses „Wendisch" an. Wir brauchen wendisch nicht gelernt zu haben, aber hier verstehen wir es doch. Das klingt sonderbar, ist es aber nicht.

Der Lehrbub entwickelt seine schönste Suada; er preist den Bauern ein Mittel gegen Feldmäuse an. Es sind „präparaty w schachtelkach" (Präparate in Schachteln), die irgend ein „Chemikar" erfunden, oder, der landwirthschaftliche Fortschritt macht sich geltend, Tomlinson's „Butrowy polver" (Butterpulver). Will der Bauer an seinem Häuschen etwas malen oder firnissen, dann ist „molerskich a murjerskich firniß" (Maler oder Maurerfirnis) zur Hand, auch fehlen dann „signirskich pinslow we wschěch numerach" (Signirpinsel in allen Nummern) nicht. Gar verständlich wird der Commis hinter dem Laden aber, wenn die Bauerfrau ihren Bedarf an Materialwaaren zu decken beginnt. Mit unnachahmlichem Geschick preist er khofej, zokor, rajß, syrop, cigarry, citrony, apfelsiny, liquery und endlich

matjesjerje schtuka zu einem Groschen (Matjesħäringe das Stück zu einem Groschen) an. Der Commis macht mit seinem Wendisch gerade einen so widerwärtigen Eindruck wie ein deutscher Ladenschwengel in feinster neumodischer Kleidung in einem Magasin des Modes, wo er „Roben“ und andere „Nouveautés“ mit der Elle vermißt. Hat der Bauer noch mehr zu kaufen, so geht er zum Kleiderhändler, wo er „turnski drell“ (Turnerdrell) oder „drellowe žakety“ (Drelljacken), „s najlepschich stoffow“ (aus den besten Stoffen) erhält, oder er kauft seinen Möbelbedarf beim „tyscherski mischer“ (Tischlermeister).



J. E. Schmaler (Smoleŕ).

Nach solchen Studien in den Kaufläden Bautzens schritt ich die Reichenstraße hinab und gelangte zu dem schiefen Thorthurm, an welchem die Statue Kaiser Rudolfs II. mit Scepter und Reichsapfel angebracht ist. Unter dem Thurme fesselte eine dreisprachige Inschrift über einem kleinen Laden meine Aufmerksamkeit. Dreisprachig in Bautzen! Zunächst stand da russisch „Buchhandlung“, dasselbe war polnisch wiederholt (Księgarnia) und endlich stand deutsch darunter „Expedition des Wendischen Wochenblatts“. Nach langem Suchen befand ich mich an einer Quelle und trat rasch entschieden ein, um die neueste Nummer des Wochenblattes zu kaufen. Ein Herr in den fünfziger Jahren, mit einem rothen Ordensbande im Knopfloche, empfing mich, und dieser Mann — Expeditor, Redakteur und Verleger in Einer Person — war niemand anders als J. E. Schmaler (richtiger Smoleŕ),

der bekannte literarische Führer der Wenden, der Mann, der mit einer anerkennenswerthen Opferfreudigkeit und zäher Ausdauer sein ganzes Dasein an die nationale Hebung des kleinen Wendenvolkes gesetzt hat und, ohne viel Dank zu ernten, selbst unter materiellen Opfern, fort und fort noch bestrebt ist, das slawische Bewußtsein seiner Wenden zu kräftigen, sie vor der Germanisirung zu bewahren und mit den Slawen der übrigen Länder Europas in nähere Berührung zu bringen.

In der Geschichte der literarischen und nationalen Bestrebungen der Slawen wird dieser Mann stets eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Als armer Candidat der Theologie wurde er gegen Ende der dreißiger Jahre mit dem Grafen Stillfried bekannt, der ihm vom Könige Friedrich Wilhelm IV. ein Stipendium von 300 Thaler auf drei Jahre verschaffte, um in Breslau unter Czelakowsky slawische Sprachen studiren zu können. Er widmete sich seiner Aufgabe mit Erfolg, wie seine verschiedenen Werke und Aufsätze beweisen. Vor allem aber ward in ihm der Gedanke wach, die lausitzer Wenden vor dem nationalen Untergange zu bewahren. Zu diesem Zwecke ließ er sich in Bautzen nieder und gründete hier eine Buchhandlung sowie die „Wendische Mutterlade". Gleichgesinnte schlossen sich ihm an, und nun wußte er auch andere Slawen, namentlich Russen und Tschechen für seine Wenden zu interessiren. Er selbst wallfahrtete 1867 zum Panslawistenkongreß in Moskau, um dort, im Vereine mit dem Arzt Dr. Deutschmann (Dučman), die Wenden zu vertreten; er besitzt den russischen Sanct-Annenorden 2. Klasse. Seiner Ansicht nach ist der Panslawismus etwas durchaus Unschuldiges, ohne alle politische Gefahr, speciell für die Wenden: „Ich bin," so sagte er, „ein guter Sachse, der seine Pflichten gegen den Staat auf das treulichste zu erfüllen sucht. Wir Slawen hängen dem Individualismus an, streben nicht nach der Totalität, wie die Deutschen. (?) Wenn es erlaubt ist, so kann für diesen slawischen Individualismus meine Person als lebender Beweis dienen. Ich bin zweimal zu Stellen in einem slawischen Lande berufen worden, wo ich an Einkommen wenigstens viermal mehr erhalten hätte, als meine hiesige Stellung einbringt, und ich hätte mich daher materiell äußerst wohl befinden können. Allein, da ich nach Annahme der mir angebotenen Stellen natürlich meiner speciellen wendischen Nationalität, welche mir nun einmal ans Herz gewachsen ist, hätte entsagen müssen, so habe ich es vorgezogen, lieber in Bautzen zu bleiben und hier in beschränkten — ja manchmal sehr beschränkten Verhältnissen zu leben. Und mir hätte doch eine solche Ent-

sagung verhältnißmäßig noch sehr leicht fallen müssen, da ich alle slawischen Dialekte spreche!"

Schmaler ist die Seele der ganzen literarischen Bewegung der Wenden geblieben, und wir glauben kaum, daß er so leicht wieder ersetzt werden kann. Er hat viel für seine Wenden gethan, und doch wird schließlich alles umsonst sein. Mir kommen diese ganzen literarischen und nationalen Bestrebungen vor wie eine wohl vorbereitete Schlittenpartie. Die Rosse sind angeschirrt, auch eine fröhliche Gesellschaft zur Fahrt ist vorhanden — da bricht Thauwetter aus, und mit dem Schnee ist die Fahrt zu Wasser geworden. Wenn die wendische Literatur, an der man arbeitet, einigermaßen besser im Stande ist, wenn einmal 200 Menschen slawisch begeistert für das Fortbestehen der Wenden sein werden — dann sind letztere so zusammengeschmolzen, daß alle Bestrebungen gegenstandslos geworden sein werden.

Um zu begreifen, mit welchen Schwierigkeiten Schmaler zu kämpfen hatte, als er zu wirken begann, ist es nothwendig, einen Blick auf die wendische Sprache und Literatur zu werfen, wie sie sich bis zum ersten Drittel unseres Jahrhunderts entwickelt hatte.

Verschiedene Ursachen haben dazu beigetragen, das Wendenthum inmitten der Deutschen zu erhalten und es, wenn es dem Erlöschen nahe schien, wieder aufzufrischen. Es ist bisher dem Schicksale anderer Slavenstämme im Osten unsers Vaterlandes entgangen. Die frühe Annahme des Christenthums ohne großen Widerstand, die lange Vereinigung mit der böhmischen Krone bis zum Dreißigjährigen Kriege waren der Erhaltung des slawischen Elements in der Lausitz entschieden günstig, dann spielten Geistlichkeit und Lehrer eine große Rolle. So wie in Elsaß und Lothringen es wesentlich der Kirche zu danken ist, daß nach mehr als zweihundertjährigem französischen Drucke das deutsche Volksthum in der Wurzel noch unversehrt geblieben, so ist es ähnlich bei den Wenden der Fall.

Bis zur Reformationszeit verstand kein Wende in der Lausitz eine andere Sprache als seine eigene. Während im übrigen Nordosten Deutschlands die Germanisirung um diese Zeit im großen Ganzen schon vollendet war, saß die slawische Sprache hier noch vollkommen im Volke fest. Wendische Bücher gab es nicht, das Volk konnte weder lesen noch schreiben, und in den Dorfschulen wurden höchstens das Ave Maria, der Glauben, das Vaterunser und die zehn Gebote gelehrt. Der geistige Zustand des Völkchens um jene Zeit mag danach bemessen werden.

Bald nach der Ausbreitung der Reformation sorgte man übrigens für

die Anstellung wendisch redender Geistlicher. Städte wie Gutsherrschaften, welche der lutherischen Lehre zugethan waren, sahen ein, daß nur auf diesem Wege die Sache gefördert werden konnte. Bis 1560 berief man Schulmeister, Küster, Schreiber — geborene Wenden — zu Pfarrern, dann traten auch studirte Wenden, die sich in Leipzig oder Wittenberg ausgebildet hatten, ins Amt ein. Damit war aber dem sonst bevorstehenden Untergange der wendischen Sprache ein Damm entgegengeschoben; es war für die Wenden ein geistiger Anhaltepunkt gewonnen worden, und das Verhängniß schritt nun langsamer vorwärts, ohne ganz abgewandt zu sein. Eine Frist von mehrern hundert Jahren wurde dadurch der wendischen Sprache wieder gegeben, und erst in unserer Zeit, wo andere Mittel, in den gesteigerten Verkehrsverhältnissen, der vorschreitenden Industrie, der allgemeinen Wehrpflicht, den vorwiegend deutschen Schulen auf die Wenden einwirken, nimmt die Germanisation einen neuen, diesmal unaufhaltsamen und zum Schlusse führenden Aufschwung.

Man darf nicht annehmen, daß im 17. und 18. Jahrhundert die lausitzischen Landstände, die deutschen Gutsherrschaften und deutschen Städte aus übergroßer Zärtlichkeit für die wendische Sprache auf die Anstellung wendischer Seelsorger drangen; ihr Zweck bei der Anstellung wendischer Geistlicher war nur „treue Haushalter der Kirche Christi“ zu sein, und sie erkannten, daß das Evangelium beim Volke nur dann wirken könne, wenn es ihm in der Muttersprache zum vollen Verständnisse gebracht wurde.

Wir müssen von diesen Verhältnissen Kenntniß nehmen, da sowohl tschechische als russische Organe von einer „Revindication“ der Lausitz sprechen. Von Rußland kommen Unterstützungsgelder und Orden zu den Wenden und slawische Sendboten aus Prag erscheinen alljährlich in Bautzen, um dort mit den literarischen Führern der Wenden zu verkehren und deren slawisches Bewußtsein zu stärken. Heimgekehrt berichten sie dann vom Stande der Dinge bei den „Brüdern“, wundern sich, daß die Städte der „Wendei“ ganz deutsch sind, und klagen über die deutschen Bedrücker. Wenn in einem tschechischen Landstädtchen, oder selbst in der alten Königstadt an der Moldau, eine Beseda gefeiert wird, bei welcher allerlei Aeußerlichkeiten, Schnürenröcke und Decorationen eine Hauptrolle spielen, dann fehlen auch selten als Zierrath an den Wänden die Wappen der Ober- und Niederlausitz, die goldene Mauer im blauen Felde und der rothe Stier. Man erinnert sich der 100,000 slawischen Brüder an der „Sprewa“, die unter deutschem Joche seufzen, und trinkt ein Glas auf ihre „Be-

freiung". Auf dem großen Wappen Böhmens figuriren neben Schlesien beide Lausitzen heute noch, „denn" sie gehören zur Korůna česka.[1])

---

[1]) Hören wir die tschechischen Ansprüche und möge sich das deutsche Reich gefälligst danach richten. Kaiser Ferdinand II. verpfändete beide Lausitzen an Kurfürst Johann Georg II. von Sachsen für die Subventionen, welche ihm letzterer im böhmischen Aufstande geleistet; später, im Jahre 1623 vergrößerte er dieses Pfand noch mehr. Im Prager Frieden vom 30. Mai 1635 trat er die beiden böhmischen Mannslehen, die Ober- und Unterlausitz, förmlich und vererblich in der Art und Weise ab, daß, wenn das kurfürstliche Haus in männlicher Linie ausstürbe, die Familie der (bereits im Jahre 1672 ausgestorbenen) Herzoge von Sachsen-Lauenburg und nach dieser die Töchter des Kurfürsten Johann Georg und deren männliche Nachkommen succediren sollten. Es soll aber — und hierauf legen die Tschechen Gewicht — in diesem Falle den Königen von Böhmen als Oberlehensherren das Recht zustehen, diese Provinzen zu handen der böhmischen Krone gegen Rückzahlung der Summe von 72 Tonnen Goldes (2,700,000 Gulden), für welche sie verpfändet waren, einzulösen. Dieser Vertrag wurde näher bestimmt durch den Additionalvertrag oder Traditionsreceß vom 14. April 1636, in welchem ausgemacht wurde, daß die Lausitz nicht getheilt werden dürfe und daß, wenn die kurfürstlichen Töchter in deren Besitz gelangen würden, sie dieselbe nicht anders als gemeinschaftlich besitzen sollten. Von den drei Töchtern, welche Johann Georg hinterließ, starb die eine kinderlos, während die zweite in das Haus Hessen-Darmstadt, die dritte in das Haus Schleswig-Holstein ehelichte, so daß nur diese beiden Familien Ansprüche auf die Erbfolge in der Lausitz erheben könnten, falls die königlich sächsische Familie im Mannsstamme ausstürbe. Zu den Nachkommen des zweiten der genannten Häuser, nämlich Friedrichs III. von Schleswig-Holstein, gehört das Haus Holstein-Gottorp, das den russischen Thron inne hat. Die Tschechen betonen dieses, um zu zeigen, daß Rußland die Lausitz holen müsse, wenn die „Krone" Böhmen sie nicht vorher verschluckt hat.

Wie es aber mit solchen Verträgen zu gehen pflegt — sie erleiden durch die Gewalt der Thatsachen bedenkliche Aenderungen. Auf dem Wiener Congreß, namentlich durch den zwischen Preußen und Sachsen geschlossenen Vertrag vom 18. Mai 1815 und durch Artikel XV und XVI der Kongreßakte selbst, wodurch Sachsen genöthigt war, die ganze Nieder- und einen Theil der Ober-Lausitz an Preußen abzutreten, wurde die ganze Vertragsherrlichkeit eigentlich zerrissen. Kaiser Franz als König von Böhmen verzichtete bezüglich dieser abgetretenen Theile im Artikel XVIII auf die Lehensoberherrlichkeit, aber er verwahrte sich — façon de parler! — das Recht des Heimfalls zur Krone Böhmen für diese Theile der Lausitz ausdrücklich in demselben Artikel auf den Fall des gänzlichen Aussterbens der regierenden Familie in Preußen. Die Tschechen behaupten nun, hieraus gehe hervor, daß der Krone Böhmen das Oberlehensrecht zustehe über den sächsischen Antheil der Oberlausitz und das Recht der Auslösung derselben nach dem Aussterben der königlich sächsischen Familie in der männlichen Nachfolge, denn das Heimfallsrecht bezüglich beider Lausitzen beim Aussterben der beiden gegenwärtig regierenden Königsfamilien in Preußen und Sachsen. Man wartet mit Schmerzen auf dieses Aussterben der beiden blühenden Königshäuser; dann würde

Mit Genugthuung wissen die Wenden zu erzählen, daß auch einmal ein vornehmer Engländer sich für sie und ihre Sprache interessirt habe. Auf dem Wege von Wien nach Berlin kam 1704 der großbritannische Gesandte Hales durch Bautzen und sah verwundert die Wenden in ihrer eigenthümlichen bunten Tracht zur Michaeliskirche schreiten. Er ließ den Archidiakonus Prätorius zu sich kommen und unterhielt sich lange mit ihm über die Wenden; dann übergab er ihm ein Traktätchen, das ins Wendische übersetzt werden sollte, wozu er nicht allein die Unkosten des Drucks vorschoß, sondern auch „Prätorium mit einem Honorario vor die Bemühung der Uebersetzung begnadigte“. So gut ist es den armen Wenden nicht oft gegangen, daß Fremde sich um ihre Sprache bekümmerten, bis erst in der allerneuesten Zeit wieder zärtliche Tschechen und Russen ihnen ihre Aufmerksamkeit widmeten.

An wendischen Geistlichen, diesen Stammhaltern und Ecksteinen der slawischen Sprache und Nationalität in der Lausitz, ist aber allezeit Mangel gewesen; heute noch werden deutsche Geistliche, welche nothdürftig wendisch gelernt haben, auf wendische Pfarren gesetzt, oder junge Theologen, die eben ihr Examen bestanden haben, treten sofort in den Genuß einer günstigen Pfarrstelle. Trotz vieler Anstrengungen will dieser Zustand sich auch heute noch nicht bessern, und es kommen dann häufig Fälle vor, daß ehedem wendische Pfarrstellen mit Predigern besetzt werden müssen, welche nur deutsch verstehen. Damit aber germanisirt sich die Gemeinde jedesmal. Knauth schreibt 1767 in seiner „Sorberwendischen Kirchengeschichte“, S. 293, hierüber: „Man hatte sowohl in denen vorigen Zeiten, als auch nach dem westfälischen Frieden, darauf gedacht, daß die wendische Sprache

---

Böhmen von 900 auf 1000 Quadratmeilen gebracht und die neue europäische Großmacht wäre fertig.

Uebrigens ist das Heimfallsrecht vom Hause Sachsen durch die Accessionsakte vom 15. November 1817 anerkannt worden, mit welcher es alle Bestimmungen der Wiener Congreßakte gut hieß, ohne irgend eine Bedingung rücksichtlich der Lausitz zu machen. Dasselbe Recht verwahrte auch das Haus Oesterreich mehreremale zu Gunsten der böhmischen Krone.

Das alles ist heutzutage dem deutschen Reiche gegenüber ohne jeglichen praktischen Werth. Aber auf etwas, was in praktischer Ausübung fortbesteht und nicht ohne Interesse ist, möchten wir hier nachdrücklich hinweisen. Das Schutzrecht, welches dem Könige von Böhmen bezüglich der katholischen Korporationen und der geistlichen Institutionen in der Lausitz „zusteht“, wurde ununterbrochen ausgeübt, und ausdrücklich anerkannt durch die zwischen dem österreichischen und sächsischen Kabinete ausgewechselten Urkunden vom 9. resp. 21. Mai 1845.

in der Oberlausitz gar aufhören, hingegen die Wenden die deutsche Sprache reden, lernen und gebrauchen sollten: Viele Herrschaften thaten es darum, weil die wenigsten der wendischen Sprache kundig waren, und also mit ihren Unterthanen nicht selbst, sondern durch einen Dolmetscher reden mußten. Verschiedene Prediger wollten auch gerne der Last entledigt werden, nicht zweimal, nämlich deutsch und wendisch zu predigen. Manche konnten auch nicht viel wendisch. Dann, wenn sie auch geborene Wenden waren, so hatten sie doch auf den deutschen Schulen und Akademien nicht die Uebung der wendischen Sprache, dahero wenn sie ins Amt kamen, fiel es ihnen schwer. Ueberdies waren auch eher deutsche als wendische Subjekte vorhanden, die unter denen Wenden vakant gewordene Pfarrstellen zu besetzen. Und aus jetzt angeführten Ursachen ist es dann auch an verschiedenen Orten, sonderlich an denen, die mit den deutschen grenzen, als in der königsbrücker, pulsnitzer, ruhländer Herrschaft wirklich dahin gekommen, daß der Gottesdienst und die Schularbeit nicht mehr in wendischer, sondern allein in deutscher Sprache, mit Unterlassung und Ausrottung der wendischen Sprache, ist verrichtet worden und noch verrichtet wird, welches denen Wenden schwer eingegangen."

Es verdient beachtet zu werden, daß gleichzeitig mit dem Wiedererwachen tschechischer nationaler Bestrebungen in Böhmen, wo Graf Franz Kinsky, Franz Pelzel, Karl Tham und Alois Hanke von Hankenstein eine Lanze für die einschlafende tschechische Sprache im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts brachen, auch unter den Wenden einige Vorläufer der „nationalen Wiedergeburt", wie sie selbst sagen, auftraten. Doch ist dieser Ausdruck bekanntlich falsch gewählt, da nur von einer Hinausschiebung des Endes durch derlei künstliche Versuche die Rede sein kann. Im Jahre 1782 erschien zu Bautzen (bei A. H. Winkler) eine anonyme Schrift „Gedanken eines Ober-Lausitzer-Wenden über das Schicksal seiner Nation mit flüchtiger, doch unparteiischer Feder entworfen nebst Anmerkungen", in welcher eine Lanze für die Wenden gebrochen wird. „Die wendische Nation in der Oberlausitz, heißt es da, hat das Schicksal, daß man sie immer mit Verachtung angesehen hat; doch muß zur Ehre unsers Jahrhunderts bekannt werden, daß sich dieses Vorurtheil sehr vermindert hat." Der Verfasser sucht die Gründe für das Vorurtheil aufzuspüren, er weist nach, wie die Sprache der Wenden eine reiche und schöne sei. „Wenn ein Volk, wie die Franzosen sind, dieselbe redete, so würde sie beliebt sein und man würde sie begierig lernen." Er übersetzt ein Stück aus Popes **Essay on Man**, ins Wendische, um zu beweisen, wie man mit der Sprache

alles anfangen könne. Beschränkend aber fügt er hinzu: „Ein Volk, bei welchem Gelehrsamkeit, Künste und Wissenschaften im Flor sind, verdienet billig, daß es den Vorzug für minder Wissenden hat. Von denen Wenden kann nun obiges wohl nicht gesagt werden, da aber die meisten Landwirthe sein, und gründlich das Feld zu bauen wissen: so sind ihnen andere Wissenschaften entbehrlich, weil diese einzige ihnen vortheilhaft und dem Lande nützlich ist.“

Man sieht, wie ungemein praktisch jener alte Wende war, dem nichts desto weniger das Wohl seines Völkchens ans Herz gewachsen war. Er will das Wohlergehen des wendischen Bauers, Achtung vor demselben, Beibehaltung der Muttersprache, sieht es aber als etwas künstliches an, wenn ihm Künste und Wissenschaften oktroyirt werden sollten, Notabene in wendischer Form. „Wollte man aber sagen: daß sie so ungelehrt wären, daß sie zu Künsten und Wissenschaften keine Fähigkeit hätten, so wäre das wider die Erfahrung geredet, denn sehr viele von ihnen widmen sich den Studien und andere werden Kaufleute, Künstler und Professionisten. Ich könnte deren eine große Anzahl mit Namen anführen, ich muß es aber unterlassen, weil die meisten, wenn sie in Deutsche verwandelt worden sind, gleichfalls denen Vorurtheilen die Herrschaft über sich einräumen, und es folglich nicht gerne sehen, daß es jemand wisse, daß sie geborene Wenden seien.“ Wie damals fast alle Wenden, die einige Bildung erlangten, sich ihrer Abkunft schämten, so ist das auch heute noch bei sehr vielen der Fall, wenn auch nicht mehr in dem Maße, wie früher. Der ungenannte Verfasser klagt dann über die fortschreitende Germanisirung der Wenden und sagt zum Schlusse: „man kann hieraus leicht den Schluß ziehen, daß endlich der noch übrige kleine Rest der Wenden, nach und nach zugleich in Deutsche umgeschaffen werden wird.“

Auch der berühmte Slawist, Joseph Dobrowsky interessirte sich für Erhaltung der wendischen Sprache, wie aus einem Briefe desselben vom 14. August 1797 an den Uebersetzer der Niederlausitzisch sorbischen Bibel, Pastor Fritze, hervorgeht. [1]) „Sollten Sie sich wohl wundern, sagt er darin, wie es komme, daß Ihnen auch ein Böhme seinen Dank (für die Uebersetzung) bezeugen wolle? Zu einer Nation, der slawischen gehörend, stehen wir doch immer in einiger Verbindung der Sprachverwandtschaft. — Wir wollen die Vorsehung über die Schicksale der Völker walten lassen.

---

[1]) Mitgetheilt im slawischen Centralblatt. 1868, Nr. 12.

Vielleicht liegt es in ihrem Plane, die Völker von einerlei Abkunft, nach unendlichen Abweichungen und Verirrungen wiederum einst zu vereinigen."

Soviel aber auch die Wenden sich germanisirten oder germanisirt wurden, ein Stamm blieb immer übrig, der mit zäher Ausdauer am Alten hing; dieser Ausdauer war es auch zu danken, daß das Wendische noch im vorigen Jahrhundert vor Amt eine ganz andere Rolle spielte als heute, und in den landesherrlichen Publikationen berücksichtigt wurde. Heute ist davon keine Rede mehr; alle Erlasse an die Wenden geschehen in deutscher Sprache, weil sie eben von ihnen verstanden werden; vor Gericht finden die Verhandlungen deutsch statt, und sollte ja ein Wende — aus „Dickköpfigkeit", wie die Deutschen sagen — vor Gericht angeben: er verstehe nicht deutsch, so wird ihm ein vom Gericht bezahlter Dollmetscher bestellt. Wie es mit diesen Angelegenheiten vor hundert Jahren stand, berichtet uns Knauth: „Es ließ sich der Serb in der Oberlausitz keineswegs seine alte Sprache nehmen, sondern beharrte dabei; und zwar nicht allein der gemeine Mann auf den Dörfern, die sie erbauet und völlig bewohnten, sondern auch die Priester, auch ein Theil der Herrschaften. Und obschon die landesherrlichen Gerichte und Aemter in Oberlausitz mit deutschen Personen von denen Landesherren besetzt worden, vor welchen die Wenden stehen, auch Dero Befehlen Gehorsam leisten mußten, so wichen sie mit ihrer Wendensprache doch nicht der deutschen, sondern die letztere mußte der erstern weichen. Angesehen dann, wenn denen Wenden ein landesherrlicher Befehl publizirt ward, mußte solches in wendischer Sprache geschehen. Stunden sie vor Gerichte, so redeten sie wendisch und wenn die Landvoigte, Amtshauptleute und andere Amts- und Gerichtspersonen selbst die wendische Sprache nicht verstunden, noch reden konnten, mußten sie sich Dollmetscher halten, die das geredete Wendisch in das Deutsche und das Deutsche in das Wendische übersetzten; welches auch mit denen der landesherrlichen Amts- und andern Befehlen so gehalten wurde, gleichwie bis jetzo (1767) es noch so gehalten wird."

Ueber diese Zeit sind wir nun allerdings lange hinaus; jedenfalls würde in der Nichtberücksichtigung der wendischen Sprache bei amtlichen Erlassen u. s. w. eine Ungerechtigkeit liegen, wenn die Wenden der deutschen Sprache nicht mächtig wären. Da aber heute fast jeder Wende in Sachsen wie in Preußen völlig zweisprachig ist, so hat die Anwendung der wendischen Sprache bei amtlichen Erlassen u. s. w. ihre praktische Bedeutung verloren. Auch die Kirchenbücher wurden von je deutsch geführt, so daß der wendischen Sprache jede offizielle Bedeutung heute fehlt.

Die wendische Sprache nimmt linguistisch dieselbe Stelle ein, die das Volk geographisch hat, d. h. sie steht zwischen der polnischen und tschechischen etwa mitteninne, gleich diesen beiden besitzt sie das ř, das in anderen slawischen Sprachen mangelt. [1]) Ihr allein ist unter den slawischen Sprachen der volle Gebrauch des Duals geblieben, der stets da angewandt wird, wo von zwei Dingen die Rede ist, auch ist als Eigenthümlichkeit zu bemerken, daß, wenige Ausnahmen abgerechnet, alle Wörter im Wendischen mit einem Konsonanten beginnen und daß selbst vor Eigennamen, wie Adam, ein h als Anlaut gesetzt wird, so daß der Wende den biblischen Urvater der Menschen als Hadam bezeichnet. Uebrigens weichen die beiden wendischen Dialekte, das Ober- und das Niederlausitzische, bedeutend von einander ab; doch besteht zwischen ihnen eine Art Uebergangsmundart in der Gegend von Muskau; Germanismen drängen sich immer zahlreicher ein, namentlich an der Sprachgrenze und in den Dörfern, die rings um die deutschen Städte des Landes herumliegen, am meisten in der Niederlausitz, begünstigt durch die seit langer Zeit eingeführte allgemeine Wehrpflicht im preußischen Staate. Beide Zweige desselben Völkchens können sich jedoch nur mit der größten Mühe untereinander verständlich machen. Dazu kommt, daß in den Volksschriften, die mit deutschen Lettern gedruckt werden, die Oberlausitzer wieder zwei ganz verschiedene Schreibweisen gebrauchen, die sich beide nach dem Deutschen richten, nämlich die katholische und die evangelische Schreibweise, und daß zwischen diesen beiden eine Einigung nicht zu erzielen ist. Ueber ihnen steht nun als dritte Schreibweise die der slawischen Sprache angepaßte und von den Gebildeten benutzte sogenannte analoge Orthographie, die in den vierziger Jahren ausgebildet wurde. Niederlausitzische, oberlausitzische, evangelische, katholische, analoge Schreibweise, staatliche Trennung in Sachsen und Preußen — welche Verwirrung! Wie soll da jemals dieser kleinen Slaweninsel Einheit und Bedeutung kommen!

Während wir unter den Slawen Böhmens so gut wie gar keine Dialekte finden, zerfällt das Wendische, außer in seine beiden Sprachen, noch

---

[1]) Für Philologen will ich hier die Anmerkung machen, daß dieses ř im Wendischen nicht wie im Tschechischen rsch ausgesprochen wird, sondern durchweg wie sch. Daß aber dieses früher wie rsch gesprochen wurde, beweisen die germanisirten Ortsnamen, in denen ř vorkommt. Křišow, sprich Kschischow, heißt deutsch Krischa; Přišecy, sprich Pschischezy, deutsch Preischwitz; Přiwćicy, sprich Pschiwtschizy, deutsch Preititz. Ein Ueberbleibsel der richtigen Aussprache des ř findet sich im Wort křud, Peitsche, neben dem auch krjud gebräuchlich.

in verschiedene Unterdialekte. So zählt man in der Oberlausitz allein fünf Mundarten, nach denen der Wende genau die Heimath des Sprechenden zu bestimmen vermag. Die Bautzener ist der hervorragendste, weil zur Schriftsprache erhobene; neben ihr bestehen der löbauer, der katholische (oder kamenzer) und der Heidedialekt, endlich der Grenz- oder Uebergangsdialekt.

Mit den Schulen unter den Wenden, mit der Grundlage einer vernünftigen Bildung stand es auch nach der Reformation noch lange Zeit sehr schlecht. Der Katechismus und einige Lieder, die der Schulmeister gewöhnlich selbst je nach dem Dialekt des Dorfes ins Wendische übersetzt hatte, wurden so lange den Kindern vorgesagt, bis die Jugend es nachsagen konnte. Von Lesen und Schreiben in wendischer Sprache war keine Rede; denn kaum existirten Bücher, und eine Schreibweise war noch nicht festgestellt. Wer etwas in wendischer Sprache schreiben wollte, mußte sich erst selbst eine Orthographie bilden; die meisten griffen nach der nahe liegenden deutschen Rechtschreibung, die durchaus ungeeignet ist, eine slawische Sprache wiederzugeben, schon deshalb, weil ihr eine ganze Anzahl Zeichen für besondere slawische Laute fehlen, die in der deutschen Sprache nicht vorhanden sind. Am besten verfuhren noch jene, welche sich der tschechischen Schreibweise anschlossen. Immer aber bediente man sich seines besondern Dialekts, und dieser wechselt unter den Wenden in einer geradezu auffallenden Weise.

Philologisch hat man sich mit der wendischen Sprache bereits seit dem Ende des 17. Jahrhunderts beschäftigt, und zwar kam der Anstoß dazu aus dem stammverwandten Prag, wo der Jesuit Ticinus im Jahre 1679 die erste wendische Sprachlehre herausgab. Die von ihm in seinem Werke befolgte Rechtschreibung sollte von weitgehendem Einflusse bleiben, denn nach ihr bildete sich die bis in unsere Tage hineinreichende sogenannte katholische Orthographie, der gegenüber 1721 Georg Matthiä, welcher gleichfalls eine wendische Gammatik herausgab, der Stifter der evangelischen Schreibweise wurde. So klein das Völkchen ist und so unbedeutend namentlich noch im verflossenen Jahrhunderte die Zahl derjenigen war, die überhaupt wendisch schreiben konnten, die an der Schaffung einer wendischen Literatur arbeiteten, so trat hier doch eine Spaltung hervor, wie wir sie doch anderwärts kaum wiederfinden und die, durch den confessionellen Gegensatz verschärft, einem Aufkommen der wendischen Literatur sehr hinderlich sein mußte. Neuerdings hat es denn auch nicht an der Herausgabe wendischer Grammatiken in serbischer und deutscher Sprache gemangelt, und Jordan,

Schmaler, Pful sind hier seit den vierziger Jahren besonders thätig gewesen. Wendische Wörterbücher, wenn auch noch mangelhafte und beschränkte, erschienen gleichfalls seit dem Ende des 17. Jahrhunderts. Abraham Frentzel machte 1693 mit seinem vierbändigen Werke: „De originibus linguae sorabicae,“ den Anfang; zum Abschlusse gelangte vorderhand 1868 die Wendische Lexikographie mit Dr. Pful's „Lexikon“ („Serbsko-němski slownik“).

Mit der Einführung eines geregelten Schulunterrichtes in den wendischen Gegenden machte sich das Bedürfniß nach Katechismen, Lese- und Gesangbüchern geltend, die in genügender Anzahl auch erschienen.

Erst im Jahre 1670 erschien ein wendisches A-b-c-Buch zu Bautzen, dessen Verfasser der um das Wendenthum so vielfach verdiente Postwitzer Pfarrer Michael Frentzel war; ein Schreib- und Lesebuch, nach deutscher Orthographie eingerichtet, folgte dann 1689 („Didascalia Vandalica“, von Zacharias Bierling, Bautzen). „Luther's kleiner Katechismus“ wurde bereits 1697 übersetzt; das Werk des Thomas von Kempen „Von der Nachfolge Christi“ erschien sogar in einer katholischen Ausgabe von Tecelin Mět und einer evangelischen von C. Wanak. Was die Bibel betrifft, so wurden zunächst nur einzelne Theile derselben ins Wendische übertragen. Hier aber begegnen wir überhaupt dem ältesten Schriftdenkmale der Wenden. Es ist dies der Brief des Jakobus, der sich in einer Berliner Handschrift vom Jahre 1548 erhalten hat und den Dr. H. Lotze (Leipzig, Brockhaus 1867) herausgab. Sprachlich ist dieses Bibelfragment von hohem Interesse, denn die Sprache der Uebersetzung ist weder rein Ober- noch rein Niederwendisch, sondern ein Uebergangsdialekt, wie er heute etwa bei Muskau gesprochen wird; doch wiegt das Oberwendische vor. Zu Grunde gelegt sind Luthers Uebersetzung, die Vulgata und eine tschechische Bibelausgabe. Vier Geistliche, Lange, Jokusch, Böhmer und Wawer, waren es endlich, deren vereinigten Bemühungen es gelang, 1728 die erste vollständige wendische Uebersetzung der Bibel herzustellen.

Die ganze ältere literarische Thätigkeit des kleinen Volkes war überhaupt fast nur eine reproductive; Uebersetzungen aus dem Deutschen, Anlehnen an deutsche Vorbilder machten die Regel aus. Es fehlte ein Schaffen aus der eigenen Kraft heraus, und überhaupt ist den Wenden weder auf dem Gebiete der Literatur, noch sonst auf dem der Wissenschaften und Künste je ein bedeutender Name erwachsen. Wer etwa tüchtig und hervorragend von wendischen Sprößlingen war, wendete sich der Sonne des Deutschthums zu, wo jeder zur Geltung gelangen konnte. Welcher Ruhm

auch konnte bei dem kleinen Wendenvolke erlangt werden, welche weitere Bedeutung konnte ein in seiner Sprache geschriebenes Werk erlangen? Es mußte ja todt und begraben liegen, es gelangte in die Hände weniger, sehr weniger, die es zu schätzen gewußt hätten. Wollte man daher, daß ein tüchtiges wendisches Werk zur Anerkennung nach außen hin gelangte, so mußte man ihm wenigstens zugleich die deutsche Uebersetzung mit auf den Weg geben. Das ist denn auch geschehen bei dem besten Buche, welches jene Literatur überhaupt aufzuweisen hat, das immerhin aber nur ein Sammelwerk ist, nämlich: Leopold Haupt und Johann Ernst Schmaler, „Pjesnički hornych a delnych Lužickich Serbow. Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz" (2 Bde., Grimma 1841—43). Es ist das Beste, was wir über die Wenden überhaupt besitzen, denn neben der vollständigen Wiedergabe der Lieder sammt Uebersetzung und Melodien finden wir die Märchen, Sprichwörter und Gebräuche der Wenden beschrieben, Abhandlungen über ihre Sprache und Dialekte, über die Sitten, eine Charakteristik des Völkchens, dann eine geographisch-statistische Beschreibung ihres Landes, eine (heute nicht mehr zutreffende) ethnographische Karte und Trachtenabbildungen.

Was die Zeitschriften der Wenden anbelangt, so wurde die erste monatlich erscheinende „Zur Belehrung und Erheiterung" („Měsačne pismo k rozwučenju a k wokřewjenju"), schon 1790 von Schirach und Janko herausgegeben. Politische kleine Wochenblätter, die öfter eingingen, ihren Titel änderten und zum Theil nur kümmerlich ihr Leben fristeten, erschienen seit 1842. Stets waren es dieselben Leute, die hier thätig waren, das Dutzend Führer, die alles bewältigen mußten, was auf geistigem Gebiete bei den Wenden geschah, als Lehrer, Geistliche, Schriftsteller in den verschiedensten Zweigen thätig waren und keinerlei äußern Lohn von allen ihren Anstrengungen hatten, die rein aus Liebe zur Sache sich abmühten und schließlich doch hoffnungslos arbeiten.

Gegenwärtig erscheinen in wendischer Sprache sechs Zeitschriften, davon vier in Bautzen. Das verbreitetste Blatt sind die „Serbske Nowiny" („Serbische Zeitung") mit einer Auflage von 2000 Exemplaren. Das Blatt erscheint wöchentlich in einem Quartbogen und wird nach der alten Schreibweise mit deutschen Lettern gedruckt. Redacteur und Verleger ist J. E. Schmaler. Was den Inhalt betrifft, so bringt er gewöhnlich eine ziemlich unparteiische Uebersicht der neuesten politischen Ereignisse, ein Gedicht, ein paar Anekdoten, sowie reichlich Provinzialnachrichten aus der Lausitz. Da dieses Blatt für Bauern bestimmt ist und Schmaler gern durch

dasselbe für die Reinigung der Sprache von Germanismen wirken möchte, so ist er genöthigt, letztere selbst zu umschreiben, indem er sich an tschechische Vorbilder anlehnt; um aber dem Landvolke verständlich zu bleiben, muß er die deutsche Bezeichnung der neuwendischen in Klammern beisetzen, da letztere sonst nicht verstanden werden würde. Trotzdem wimmelt dieses Blatt von Germanismen, namentlich sind die Ankündigungen darin in einer Sprache verfaßt, die bereits als vollständiges Gemisch von wendisch und deutsch angesehen werden muß, sowohl was den Satzbau als den Wortvorrath betrifft.[1])

In noch weit höherm Maße ist dieses bei der zweiten politischen Zeitung der Wenden, dem „Bramborski ßerski zaßnik" („Brandenburger wendische Zeitung") der Fall, welcher in Kottbus erscheint, wöchentlich ein halber Bogen in klein Quart, mit deutschen Lettern. Dieses Blättchen, das auch deutsche Anzeigen bringt, zeigt eine streng conservativ preußische Haltung. Wer irgend slawische Tendenzen in demselben suchen sollte, wird

[1]) Dr. Leskien, Professor der slawischen Sprachen in Leipzig, urtheilt („Im neuen Reich" 1871 Nr. 35, S. 331) über die Germanisirung des Wendischen folgendermaßen: „Es mögen wohl manche wendische Puristen der Meinung sein, sie schrieben ein ganz vorzügliches Slawisch, weil es ihnen gelingt, die Worte, für die man im Volke deutsche Ausdrücke braucht, aus dem Tschechischen zu entlehnen, aber trotzdem ist fast kein Satz, der nicht fast völlig Deutsch wäre: die eigenthümlichsten Germanismen in Wortbedeutung, Wortstellung, Phraseologie, jeder Tropus, von dessen eigentlichen Sinne wir uns im Sprechen keine Rechenschaft mehr geben, wird herübergenommen, wie es scheint, ohne eine Ahnung von der dadurch erzeugten wunderlichen Mischung des einen Sprachgeistes mit dem andern. Zuweilen machen diese Schriften den Eindruck, als seien sie so zu sagen Silbe für Silbe aus dem Deutschen übersetzt. Da hier auf die Aufführung slawischer Beispiele verzichtet werden muß, mag eine allgemeine Bemerkung genügen. Es ist eine gewöhnliche Ansicht, daß Sprachen durch die immer zunehmende Anzahl von Fremdwörtern zu Grunde gehen und ihren Charakter verlieren. Das ist aber ein Irrthum: wie weit aber die Aufnahme fremder Elemente gehen kann ohne Schaden für die Sprache, zeigt das Englische; trotz der ungeheuren Anzahl romanischer Worte in dieser Sprache ist und bleibt sie eine germanische. Eine Sprache geht erst dann zu Grunde, wenn die Sprechenden ihre eigenthümliche Phraseologie aufgeben, d. h. im Geiste einer fremden Sprache denken. Mögen die alten Worte auch noch im Gebrauche bleiben, sie sind dann todte Zeichen, conventionelle Mittel zur Bezeichnung der Dinge geworden; das Volk, wenn man sich scharf ausdrücken will, versteht seine eigene Sprache nicht mehr, und mit dem stumpfwerdenden Sprachgefühl hört die Möglichkeit einer lebendigen Entwickelung auf. So steht es mit dem Wendischen, das heutzutage gesprochen und geschrieben wird. Damit ist die Berechtigung des Volkes, seine Sprache zu erhalten, und das Verlangen, darin Predigt und Unterricht zu hören nicht angetastet.

sich beim Durchlesen sehr enttäuscht finden. Ganz anders verhält sich dagegen die Sache bei dem „Lužičan (sprich Wuschitschan), Časopis za zabawu a powučenje“ („Der Lausitzer, Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung“). In dieser von Schmaler verlegten und von Seminarlehrer K. A. Fiedler redigirten Zeitschrift, von der monatlich ein Bogen in Oktav erscheint und welche 500 Abonnenten hat, finden wir einen ganz andern Geist als in der nüchternen politischen Wochenschrift. Der „Lausitzer“ vertritt durchaus slawische Interessen, er ist mit lateinischen Lettern in der tschechischen Orthographie gedruckt und bringt Berichte über die Bestrebungen slawischer Völker, ergießt sich gelegentlich in panslawistischen Tiraden und sucht für Aufrechterhaltung der wendischen Sprache sowie deren größere Verbreitung in den Schulen zu wirken. Kleine Novellen und Feuilletonartikel, Gedichte u. s. w. alles unschuldiger Natur, füllen den übrigen Raum aus.

Den kirchlichen Interessen sind zwei Zeitschriften gewidmet. Pfarrer M. Hornik, ein eifriger Slawe, gibt den „Katholski póßoł“ („Katholischer Bote“) heraus und vertritt darin die Interessen der katholischen Wenden, während im „Mißionski póßoł“ („Missionsbote“) von A. Richter, der sich Rychtaŕ nennt, das protestantisch-wendische Element geistige Nahrung findet. Das erste Blättchen erscheint alle 14 Tage, das letztere monatlich. Die „wissenschaftliche“ Zeitschrift der Wenden endlich werden wir gleich erwähnen.

Wir haben schon oben berichtet, wie traurig es im 16. Jahrhundert mit dem wendischen Gottesdienste bestellt war. Es schien, als sollte auch in der Lausitz das Verhängniß seinen Gang nehmen wie im hannoverischen Wendlande und bei den übrigen Elbslawen, die germanisirt wurden. Damals predigte man schon in manchen wendischen Dörfern deutsch, obgleich nur eine Minderzahl der Bauern diese Sprache verstand. Dagegen zeigte sich nun sowohl bei der Landbevölkerung als auch bei den Ständen der Oberlausitz eine Opposition. „Es hatten nämlich damals,“ erzählt Schmaler „mehrere serbische Kirchengemeinden lieber serbisch sprechende Glöckner, Schreiber, ja sogar Bauern zu Geistlichen bestellt, als daß sie noch länger solche Pfarrer, die der serbischen Sprache unkundig waren, gelitten hätten.“ Im Jahre 1570 ging man denn mit dem Plane um, in Löbau eine höhere Bildungsanstalt für Wenden zu gründen; doch dieses bereits von Kaiser Maximilian II. gestattete Vorhaben zerschlug sich, da die Stadt abbrannte. Die kurfürstlich sächsische Regierung setzte dann einen der wendischen Sprache mächtigen Geistlichen in die geistliche Provinzialbehörde ein,

damit durch diesen das Recht der Wenden gewahrt werde. Das geschah für die evangelischen Wenden, während die an Zahl geringeren Katholiken auf die eigene Kraft angewiesen blieben. Zwei Brüder Schimon aus der bautzener Gegend waren es, die zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts in Prag auf der Kleinseite ein „wendisches Seminar“ für katholische Theologen aus der Lausitz errichteten, das stetig zunahm und für die Erhaltung des slawischen Geistes unter den Wenden von Bedeutung werden sollte. Schon im verflossenen Jahrhundert, noch mehr in diesem, war ja Prag die Sonne, der alle slawischen Geister sich zuwandten, von wo man das Wiedererwachen „Slawiens“ erwartete. Nur dort herrschte die katholische und zugleich slawische Atmosphäre, die den abgelegenen Gliedern des großen Volkes frische Kräftigung bringen konnte; dort konnte man sich neben den theologischen Studien mit slawischen Geiste imprägniren. Wie bei den Tschechen die nationale und auch politische Thätigkeit mit der literarischen und wissenschaftlichen Hand in Hand ging, ist bekannt, und der Einfluß auf die jungen wendischen Seminaristen, die das Wiedererwachen des Tschechenthums unter ihren Augen vor sich gehen sahen, konnte nicht ausbleiben. Slawisten von dem Range eines Joseph Dobrowski und Wenzel Hanka waren dort die Lehrer der wendischen Seminaristen, die nicht nur firm in ihrer Muttersprache in die Lausitz heimkehrten, sondern auch den in Prag wehenden panslawistischen Geist eingesogen hatten und denselben weiter zu verbreiten suchten. Noch heute stehen die Nährwurzeln der katholischen wendischen Geistlichkeit in Prag. Die Resultate beginnt man zu spüren, wenn auch nicht im größern Maßstabe unter den Bauern, so doch unter den Pfarrern selbst, die meist im eifrigen Zusammenhange mit der tschechischen Propaganda stehen. Daß man 1870 in den katholischen Gegenden des Wendenlandes eifrig die Siege der Franzosen herbeiwünschte, ist nur auf die Feindschaft gegen die Deutschen und die Sympathien der Tschechen für die Franzosen zurückzuführen. Die wendisch-katholische Geistlichkeit ist heute ein Ableger der fanatisch nationalgesinnten tschechischen. Es kann auch nicht anders sein, wächst sie ja in der slawischen Atmosphäre Prags empor, steht dort an der Spitze des ganzen Kirchenwesens doch ein tschechischgesinnter Erzbischof.

Auch die an der Universität Leipzig studirenden protestantischen Wenden begannen frühzeitig für die Erhaltung ihrer Muttersprache thätig zu sein. Schon 1716 vereinigten sich mehrere zu wöchentlichen Unterhaltungen und Uebungen im Wendischen. Aus diesem kleinen Anfange ist dann die Oberlausitzer wendische Predigergesellschaft entstanden, die 1867 bereits ihr hun-

dertundfünfzigjähriges Bestehen feiern konnte; zwar hat sie sich aus Mangel an Mitgliedern mehreremal innerhalb dieses Zeitraumes auflösen und, um überhaupt bestehen zu können, auch seit 1807 deutsche Mitglieder aufnehmen müssen, aber für die Erhaltung des Wendischen war sie doch von wesentlichem Einflusse. Lieferten nun auch die Studirenden Arbeiten in wendischer Sprache, bedienten sie sich derselben bei ihren Versammlungen, so war doch, inmitten deutscher Commilitonen, in einer ganz deutschen Stadt, von einer eigentlichen Durchdringung mit „wendischem Geiste" bei ihnen nicht die Rede. Die Wenden unter den Leipziger Studenten sprechen auch unter sich meist deutsch; ihre Muttersprache ist für sie die Ausnahme, und ein tieferes, sei es sprachliches, sei es nationales Interesse für dieselbe findet man, wie wir bestimmt versichern können, nur bei einzelnen. Der ganze Bildungsgang, die Denkweise dieser zukünftigen Geistlichen, bei denen die Zukunft des Wendenthums steht, ist deutsch. Man hat wohl das Wendische noch lieb, wie ein Mecklenburger etwa das Plattdeutsche, und dann — braucht man es zum Fortkommen. „Wenn ich so viel Wendisch verstehe, um eine Predigt machen zu können — genug!" das ist die Ansicht vieler.

Ist nun auch die sächsische Lausitz mit ihren fetten Pfründen leidlich mit wendischen Geistlichen versorgt, so kann von dem preußischen Antheile nicht dasselbe gesagt werden. Schmaler schrieb 1853: „Während die serbische Literatur bei den Oberlausitzern immer mehr zur Blüthe gelangt, kann sie in der Niederlausitz noch keinen rechten Aufschwung gewinnen. Ein Haupthinderniß liegt darin, daß es dort unter den Serben an Männern mangelt, die sich einer höhern wissenschaftlichen Bildung erfreuen, und das Volk zu arm ist, als daß es seine Söhne studiren lassen könnte. Daraus ist es zu erklären, daß die niederlausitzer Serben noch keinen ihrer Sprache mächtigen Rechtsgelehrten und Arzt haben. Selbst an der serbischen Sprache kundigen Geistlichen mangelt es. Daher müssen in neuerer Zeit sogar Pfarrstellen unbesetzt bleiben." Um dem Mangel einigermaßen abzuhelfen, mußte man Candidaten aus Sachsen holen, wo sie auch nicht allzu häufig waren, und die Stände der preußischen Oberlausitz setzten kleine Stipendien aus, welche wendischen Studirenden der Theologie zugute kamen. Aber der Mangel dauert fort und damit natürlich eine Schädigung des wendischen Volksthums.

Vom Bautzener Gymnasium aus sollte ein weiterer Anstoß zur Belebung der wendischen Nationalität ergehen, und zwar waren es tschechische Einflüsse, die hier in den dreißiger und Anfang der vierziger Jahre auf

die jungen Gymnasiasten wendischer Zunge wirkten. Von Prag aus wußte man sie für das Slawenthum zu interessiren und zur Bildung eines Vereins (towarstwo) zu veranlassen, der sich die Pflege der Muttersprache zur Pflicht machte. Der Panslawist Jan Kollar, der Slowake Ludewit Štur, Wenzel Hanka, der Physiolog Jan Purkyně unterstützten die Gymnasiasten in ihren Bestrebungen und pflanzten die Liebe zur slawischen Nationalität in ihre Brust. Das Wendenthum bekam auch einen Aufschwung, es wurde dadurch und durch die bereits erwähnten literarischen Bestrebungen anderer Art dessen völliger Untergang wieder hinausgeschoben, ohne jedoch gehindert zu werden. In einem vielbeachteten Werke: „Slawen, Russen und Germanen“ (Leipzig, Engelmann, 1849), schrieb damals ein eifriger Slawe: „Uns Slawen selbst dünken die Bestrebungen einiger junger Männer in der Lausitz mehr als Spiel und Scherz, wenn sie sich bemühen, eine Nationalität aufzupflanzen, wo keine mehr ist und keine mehr sein kann.“ So hart das Urtheil auch klang, die Folge zeigt jetzt schon, daß es begründet war, denn es heißt den Thatsachen gegenüber geradezu blind sein, noch an eine gedeihliche Zukunft der Wenden im slawischen Sinne glauben zu wollen. Aus jenem Kreise junger Männer sind dann die nachherigen Führer der Wenden hervorgegangen. In das bürgerliche Leben übergetreten, faßten sie den Entschluß, ihre Vereinigung weiter fortzuführen, und gründeten, hauptsächlich auf Anregung J. E. Schmaler's, nach dem Vorbilde der Prager Matice česka eine wendische Mutterlade, Maćica serbska. Hauptzweck dieses Vereins ist, „durch Herausgabe guter, populärer und wissenschaftlicher Schriften, an welchen es bisher nur zu sehr fehlte, sowie einer Zeitschrift, wobei zugleich auf Reinigung und Ausbildung der Sprache Bedacht genommen wird, für die wendische Volksbildung nach Kräften zu sorgen“. Erst nach längern Bemühungen kam der Verein am 6. März 1847 zu Stande. Die Zahl der Mitglieder, unter denen sowohl preußische als sächsische Wenden sich befinden, betrug nach zwanzigjährigem Bestehen erst 100. Auch das Vermögen (500 Thaler) ist gering; aber trotzdem arbeitete man eifrig und rührig fort und schuf, was mit den geringen Kräften gethan werden konnte. Die ganzen Bestrebungen haben entschieden etwas Rührendes, wenn man sieht, wie Männer eine Nationalität zu heben suchen, die eigentlich keine mehr ist, und wenn man bedenkt, daß alle ihre Aufopferung, ihr ganzes Schaffen und Wirken, ohne jeglichen materiellen Gewinn, rein um ideale Zwecke geschieht. Es ist immerhin bedeutend, daß die Mutterlade in den 20 Jahren ihres Bestehens gegen 50 Volksschriften in 20,000 Exemplaren unter den Wenden verbreitete. Sie hat auch eine

Bibliothek angelegt, welche fast alle die 300 Bücher umfaßt, die bisher in wendischer Sprache erschienen. Auch einen Kalender: „Pschedźenak" („Garnmann"), gibt der Verein heraus, welcher jährlich in 4000 Exemplaren verbreitet wird. Die hauptsächliche Publikation des Vereins ist aber der „Časopis towarstwa Maćicy Serbskeje" („Die Zeitschrift der Wendischen Mutterlade"), unter der Redaktion von Buk. Halbjährlich erscheint ein Heft (jetzt im ganzen 42) mit Gedichten, philologischen, archäologischen und historischen Abhandlungen, die bezüglich der Wenden manches Schätzenswerthe bringen, während die naturwissenschaftlichen Artikel 2c. keinen Anspruch auf Originalität machen können.

Der Führer der Wenden ist bisher in erster Stelle Schmaler geblieben, der in der That mit anerkennenswerther Aufopferungsfähigkeit sein ganzes Leben an die Hebung des Wendenthums setzt, wenn wir als Deutsche auch gerade nicht Ursache haben, ihn wegen allzu großer Freundlichkeit gegen uns zu loben.

Neben Schmaler wirkt noch namentlich als Philolog Professor Chr. Pfuhl (Pful), bis vor Kurzem Gymnasiallehrer in Dresden. Er gab eine „Laut- und Formenlehre der oberlausitzisch-wendischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung des Altslawischen" heraus und vollendete das erwähnte wendische Wörterbuch unter Mitwirkung von Seiler und Hórnik. Sonst sind keinerlei hervorragende Erscheinungen in der wendischen Literatur zu verzeichnen; was noch erscheint, sind kleine Sprachlehren, Volksbücher, Kalender, Gedichte 2c. Unter den Schriftstellern sind noch zu nennen: Immisch, Seiler, Katzer (Kocor, der „wendische Mozart"), Deutschmann (Dučman, der „wendische Schiller"; er übersetzte das „Lied von der Glocke" unter dem Titel „Pěseň wo zwonu"), Schneider (verfaßte eine Grammatik im katholischen Dialekt), der verstorbene Pfarrer Stempel in Lübbenau (übersetzte die Fabeln des Phädrus in den niederlausitzer Dialekt), Jentsch, Jakob Buk, Seminarlehrer Fiedler, Pohontsch, Rostok, Wehla, Richter, Teschner, Bronisch u. s. w. Man sieht, viele dieser Slawen tragen gutdeutsche Namen, die meisten haben sogar zwei, deren sie sich nach Bequemlichkeit bald hier, bald da bedienen.

Mit der Aufzählung dieser Männer und ihrer Thätigkeit ist so ziemlich erschöpft, was sich über die literarische Thätigkeit der Wenden sagen läßt. Man soll den Leuten ihre Armuth nicht vorhalten; sie thun, was sie können, und — ohne Aussicht auf Erfolg, wenn auch einzelne Hitzköpfe sich darüber täuschen mögen und zu viel Gewicht auf die slawischen Sirenenstimmen legen, die von Moskau oder Prag nach Bautzen hinübertönen.

Aussichtslos sind die Bestrebungen der Neuwenden aber darum, weil die bäuerliche wendische Bevölkerung ihrem Thun gegenüber entweder geradezu feindlich gesinnt ist, oder sich indifferent verhält. Davon mag der nächste Abschnitt handeln, der uns in einige Oberlausitzer Wendendörfer führt.

---

3. Streifzüge durch Oberlausitzer Wendendörfer.

Sofort wenn wir Bautzen verlassen, betreten wir wendischen Boden. Schon die im Nordwesten gelegene, durch die Spree abgetrennte Vorstadt Seidau oder „die Seidau" ist fast ganz wendisch zu nennen, wiewohl sämmtliche Einwohner das Deutsche fast ebenso geläufig wie ihre Muttersprache reden.

Der Name Seidaus, wendisch Żydow, das ist Judenort, ist von Żyd, Jude, abzuleiten oder auf einen Mann Namens Żyd zurückzuführen. Juden hatten sich früh in der Lausitz eingefunden, doch wurden sie meistens im vierzehnten Jahrhundert wieder vertrieben, so daß die heute in den Städten angesessenen wenigen Juden erst aus allerneuester Zeit datiren, denn in Sachsen war bis vor kurzem den Juden der Aufenthalt auf dem platten Lande überhaupt nicht erlaubt. So sind denn die Lausitzer Wenden ein Slawenstamm, zwischen dem keine Juden wohnen, mithin eine große Ausnahme von den übrigen Slawen, unter denen die Juden den ergiebigsten Boden finden. Wenn nun auch zuzugeben ist, daß schon im frühen Mittelalter in manchen Orten der Lausitz häufig Juden angesessen waren und ihre besonderen Stadttheile besaßen, dann aber verjagt wurden, so wird doch Seidau schon früher angelegt sein und eine andere Ableitung des Namens noch zu hoffen sein.

Uebrigens bringt die Sage wiederholt Seidau und den darüber liegenden Brotschenberg mit Juden in Verbindung. Am Fuße des Berges befindet sich eine übel verrufene Höhle, in welcher ehemals die Juden aus Seidau und Bautzen ihre Schätze und Kostbarkeiten aufbewahrt hatten, um dieselben dort vor den habgierigen Christen sicher zu stellen. Da nun aber die Juden plötzlich verjagt wurden und froh waren, mit dem nackten Leben davon zu kommen, konnten sie ihre Schätze nicht mitnehmen, die nun im Brotschenberge liegen blieben. Am Tage Ursula des 1618. Jahres,

so erzählt die Sage weiter, ging Martin Recke aus Seidau in die Höhle und gelangte zu einer mit eisernen Riegeln versperrten Thüre. Plötzlich vernahm er ein starkes Rauschen, wie von einem Wasserfall und bemerkte, wie Schlösser und Riegel sich von selbst lösten. Ein furchtbarer Knall erfolgte, den Bauer ergriff Angst und er enteilte zitternd der Höhle, die vor seinen Augen sich schloß und deren Eingang Niemand mehr finden kann.

Dieser Brotschen- oder Protschenberg soll seinen Namen wie die alten Ringwälle vom wendischen hrodžišćo (Hrodschischtscho) haben; er fällt nach Norden und Osten zu, der Ortenburg gegenüber, jäh und steil in's Spreethal ab und trägt noch die Spuren eines alten Ringwalles. Die zufällige Auffindung von Holzkohlen in großer Menge veranlaßte 1830 Nachgrabungen auf dem Brotschenberge, bei denen sich mächtige Schichten von Kohlen, harten und weichen Holzes, Thon, Lehm, Schlacken und Urnen, dazu Knochen von Hausthieren fanden, alles Gegenstände, die auf einen heidnischen Opferplatz hinweisen. Von Bronzegeräthen fanden sich nur einige unbedeutende Drahtsachen.

Von Bautzen führt nach Süden zu eine gute Fahrstraße nach Böhmen hin. Man passirt dabei zahlreiche kleine Dörfer, die längs der Chaussee oder im Thale der durch jähe Granitfelsen rauschenden Spree liegen. Die Kleinheit der Dörfer ist charakteristisch für die Wendei; der Bauer bleibt gern inmitten seiner Felder, er erreicht sie schneller als der Deutsche, der große Dörfer baut mit großen Gemarkungen. Der Wende ist ein vortrefflicher Ackerbauer, davon zeugt der Zustand der Felder. Tritt er aber hinaus aus dieser Sphäre, ergreift er eine andere Beschäftigung, so germanisirt er sich regelmäßig damit. Mein nächstes Ziel war Groß-Postwitz, ein sehr bedeutendes Kirchdorf, das nahe der südlichen Sprachgrenze der Wenden liegt und in mancher Beziehung zum Aufenthalt einladet. Wendisch heißt es Budestecy, der Name hat also jedenfalls bedeutende Wandlungen durchgemacht, ehe daraus Postwitz entstand. Wohl längst wäre hier vom Süden das Deutschthum durch das Thal der Spree auf Bautzen vorgedrungen, wenn sich nicht gerade Postwitz durch eine Reihe hervorragender, um ihre Nationalität hochverdienter wendischer Geistlicher ausgezeichnet hätte. Es haben in fast ununterbrochener Reihenfolge hier echte Wenden als Geistliche gesessen, die nicht nur in ihrer Parochie streng auf die Aufrechterhaltung alles Wendischen sahen, sondern die auch in literarischer Beziehung sich hervorthaten. Postwitz hat auch den Ruhm die erste protestantische wendische Pfarre gewesen zu sein; hier wurde Luther's Lehre bereits gepredigt, als sie in Bautzen und andern Städten noch nicht Ein-

gang gefunden hatte. In Bautzen predigte erst 1523 Michael Arnold das Evangelium deutsch, aber schon 1520 Paul Bosak zu Postwitz wendisch. Er war der erste wendische „prjedar“, Prediger, wie man die wendischen evangelischen Geistlichen nun zu nennen begann, obgleich das alte pop, Pfaffe, duchowny, Geistlicher, und farar, Pfarrer, noch fortbestanden und heute wieder duchowny die vorherrschende Bezeichnung für den Geistlichen ist.

Die Postwitzer Bauern wissen heute noch recht gut, daß bei ihnen die Reformation unter den Wenden zuerst Wurzel faßte und von hier aus sich dann weiter verbreitete. Sie erzählen dabei eine auf Thatsachen begründete Geschichte, die ich, wie ein Postwitzer sie mir berichtete, hierher setzen will.

Als Paul Bosak (d. i. der Franziskaner-Barfüßler vom wendischen bosy = barfuß) die lutherische Lehre in Postwitz zu verbreiten begann, da erhob sich jenseit der Berge sein bisheriger Amtsbruder, der katholische Geistliche in Kunewalde, und begann gegen den Neuerer und Ketzer zu eifern. Das Verhältniß zwischen den beiden Nachbarn war ein sehr gespanntes und der Pfaff von Kunewalde, der ein arger Raufbold gewesen sein soll, machte sich eines Sonntags mit seinem Anhange auf, um den evangelischen Gottesdienst in Postwitz zu stören und Bosak auf der Kanzel zu ermorden. Als streitbarer Geistlicher ritt er wohlgewappnet an der Spitze seiner Schaar früh aus, um rechtzeitig über die Berge nach Postwitz zu kommen. Der Weg führt von Halbendorf (Bohow) nach Eulowitz (Jiłocy). Dort muß der Kunewalder einen schmalen Steg passiren, aber sein Roß thut einen Fehltritt, rutscht ab und der Pfaffe bricht sich Hals und Beine. Mit vielem Vergnügen berichtet so noch heute der Postwitzer Bauer und er sieht darin ein Gottesgericht. Noch mehr war dieses aber zur Zeit des Ereignisses selbst der Fall, und der Tod des kunewalder Pfaffen war der Ausbreitung der lutherischen Lehre unter den Wenden ungemein förderlich. Der alte Steig — eine große Granitplatte — auf dem jener sich den Hals gebrochen, wurde 1835 beim Bau der Landstraße von Bautzen nach Neusalza entfernt und als Ruhebank seitwärts der Chaussee aufgestellt, wo er noch jetzt den kommenden Geschlechtern zuruft: „das Wort sie sollen lassen stahn.“

Aus der Zeit, als die Wenden zuerst das Abendmahl unter zweierlei Gestalt nahmen, schreibt sich noch eine sprachliche Merkwürdigkeit her. Sie nennen nämlich einen Katholiken, der bei der alten Form blieb, podjan (von pod, unter, und jedyn, einer) und daher „podjandstwo“ das Papstthum, der Katholicismus. Im Gegensatze dazu gebraucht man für einen Evangelischen podwobiski (von pod, unter, und wobaj, beide) und nennt

die evangelische Religion kurzweg podwobistwo, die Religion unter beiderlei Gestalt.

Mit der Einführung der Reformation bei den Wenden trat im Gottesdienste das Predigen in den Vordergrund; nun aber zeigte sich der Mangel solcher Geistlichen, welche der wendischen Sprache mächtig waren und somit auf das Volk wirken konnten, höchst empfindlich; es ist dieses eine Klage, die bereits beginnt, als die ersten Glaubensboten in die Wendei zogen, und die mit dem heutigen Tage noch nicht erloschen ist. Concentrirt sich doch gleichsam das ganze geistige Dasein dieses Völkchens um den Prediger, mit ihm steht es und fällt es. Wo der wendische Gottesdienst aus Mangel an wendisch predigenden Geistlichen durch deutsche ersetzt werden muß, da hört auch, wie die Erfahrung zeigt, schon nach einer Generation die wendische Sprache auf. Sie stirbt sofort unaufhaltsam ab, sowie der wendische Prediger mangelt; er ist der Krystallisationspunkt, in dem die wendischen Elemente noch zusammenschießen, der Hort und Halt der kleinen Nationalität; das war früher so, das ist heute noch der Fall.

Den deutschen evangelischen Priestern standen in der ersten Zeit nach der Reformation die Küster und Schulmeister zur Seite, welche wendisch und deutsch sprachen. Sie trugen Predigten, das neue Testament oder Luther's Katechismus in der Uebersetzung der Gemeinde vor.[1]) Die deutschen Kirchenlieder, heute noch im Gebrauch bei den Wenden, wurden schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts übersetzt und zuerst 1574 von Albert Moller zu Bautzen herausgegeben. Erst aus der Reformationszeit schreibt sich der ungemein kirchliche Sinn der heutigen Wenden her. Man muß sie an Sonn- und Feiertagen gesehen haben, wenn sie in hellen Haufen, in ihrer Feiertagstracht, ameisenartig von allen Seiten aus den kleinen Nachbardörfern dem größern Kirchdorfe zuströmen und dort in regungsloser Andacht den Worten ihres duchowny (Geistlichen) lauschen. Bis auf den letzten Platz ist die Kirche gefüllt, Kopf drängt sich an Kopf, gleichviel wie das Wetter auch sein mag. Viele haben ein oder zwei Stunden zu gehen, ehe sie zur Kirche gelangen, denn es gibt einige Kirchdörfer, wie

[1]) Das gleiche Verfahren wurde auch gegenüber den alten Preußen von den Predigern beobachtet, die deren Sprache nicht verstanden. So erwähnt Lukas Osiander, der Sohn des bekannten Andreas Osiander, daß er selbst zu Schackau in Preußen einem Gottesdienste beigewohnt habe, bei welchem der Prediger erst einen Satz deutsch gesprochen, den der Ortsschulze dann in altpreußischer Sprache wiederholt habe, und so fort, durch die ganze Predigt durch. Das gleiche Bedürfniß führte also im 16. Jahrhundert bei den Wenden wie bei den Preußen zu derselben Methode.

Göda und Hochkirch, zu denen bis dreißig einzelne Gemeinden eingepfarrt sind. Im Gruß, in allen Redensarten des Wenden der Ober- wie der Niederlausitz klingt ein frommer, aber nicht gemachter Zug durch. Z božim słowom witajće (Willkommen mit Gottes Wort), Boh wjeršny pomhaj (der höchste Gott helfe) und die allgemein übliche Grußformel Pomhaj boh (Helf Gott!) hört man auf Weg und Steg. Erblickt der Wende etwas Schönes oder Auffallendes, so ruft er: Z boha! und wie wir schlicht von der „lieben Sonne“ oder dem „lieben Brot“ reden, so spricht der Wende von „Gottes Regen, Gottes Feldfrüchten“; selbst der Bettler bittet um ein Stück „Gottesbrot“.

Der bedeutendste und verdienteste unter allen wendischen Geistlichen in Postwitz war jedenfalls Michael Frentzel, der Alte genannt, im Gegensatz zu seinem gleichfalls als wendischer Schriftsteller bekannten Sohne Abraham Frentzel, der Pfarrer in Schöna war. Fast die ganze zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts predigte Michael Frentzel seinen Postwitzern und übersetzte 1670 zum ersten Male die Evangelisten Matthäus und Markus in die wendische Sprache. Er war es, der zuerst die tschechische Schreibart auf die wendische Sprache anwandte und somit ein Vorläufer der heutigen sogenannten Neuwenden wurde, von denen ich noch mehr zu erzählen gedenke. Auf seine Kosten ließ der alte Herr die Lettern gießen, da die deutschen Typen, welche in Bautzen aufzutreiben waren, zum Satze der neuen Orthographie sich nicht eigneten.

Es mag hier der Ort sein, den Panslawisten ein Stückchen vom alten Frentzel zu verrathen bei dem sie hoch aufjauchzen werden! Kommende Ereignisse haben hier ihren Schatten vorausgeworfen, auch in die Seele jenes Postwitzer Geistlichen war das Gefühl des slawischen Stammesbewußtseins tief eingegraben, und er that dieses kund in einer Weise, wie sie heute bei Tschechen und Neuwenden zur Modesache geworden.

Im Jahre 1697 kam Peter der Große nach Dresden; dorthin sandte Michael Frentzel dem Zaren mehrere der von ihm in die wendische Sprache übersetzten christlichen Bücher nebst einem Schreiben in wendischer und lateinischer Sprache. Aus dem letztern führe ich hier einiges an. Frentzel beginnt, nachdem er den Zaren dreimal hat hochleben lassen, damit, daß er die slawische Verwandtschaft zwischen Lausitzern, Polen und Russen auseinandersetzt und die Fabelgeschichte von den drei Brüdern Tschech, Lech und Rus erzählt, von deren ersterm er als Wende, von deren letzterm aber Zar Peter abstamme. Der Schluß lautet dann: „Allerunterthänigst verehre und bewundere ich Euere zarische und kaiserliche Majestät, ich, ein

wendischer oder sorbischer Prediger und Theologe in der Lausitz unter kursächsischer Hoheit. Und weil die Russen oder Moskowiter, unsere Sorben- oder Slawen-, d. i. herrliche Sprache, reden, so übergebe ich unserm allergnädigsten und wohlwollendsten Zar in tiefer Demuth die von mir, zum Gebrauche des Sorbenvolkes, übersetzten und gedruckten wendischen oder sorbischen Bücher der Heiligen Schrift" u. s. w.

Der wackere Pastor, der hier schon vor bald 300 Jahren einige Grundzüge des Panslawismus entwickelt, mag gleichwohl keine Ahnung davon gehabt haben; aber dennoch ist es von Interesse zu sehen, wie er auf die Verwandtschaft der Tschechen, Polen und Russen hohen Werth legt und Peter den Großen als „Unsern Zar" anredet. „Unser Zar" ist dann später nochmals mit den Wenden zusammen getroffen. Als er am 14. Oktober 1712 in Wittenberg die Schloßkirche, Bibliothek u. s. w. besichtigte, ließ er sich dabei von wendischen Studenten herumführen und alles in wendischer Sprache erklären.

Etwa ein Jahrhundert nach dem alten Frentzel war in Postwitz ein Pfarrer, dessen Gedächtniß in einer eigenthümlichen Einrichtung fortlebt, der eine merkwürdige militärische, noch heute bestehende Zucht in der Gemeinde einführte. Zur Zeit als die Oesterreicher den Ueberfall bei Hochkirch im Oktober 1758 vorbereiteten, stand deren linker Flügel mehrere Wochen lang in Postwitz. Ein ungarischer Rittmeister, Michael Klausner aus Schemnitz, ein Protestant, war in der Pfarre einquartirt und sah dort etwas zu tief in die Augen des Pfarrertöchterleins, und da er von seiner Heimat her der slowakischen Sprache mächtig war, so stand auch einer Verständigung nichts im Wege. Kaum war der Krieg vorüber, so stellte auch der Rittmeister sich ein, um die Pfarrerstochter nach Ungarn zu holen. Der alte Herr aber meinte, Ungarn sei weit, auch gebe er seine einzige Tochter nur einem Geistlichen. Michael Klausner, bei dem die Liebe stark war, wußte alle Hindernisse zu besiegen. Er ging nach Leipzig, studirte dort Theologie und wurde 1779 Pastor zu Postwitz, wo er seines Vorgängers Tochter heirathete und es im Wendischen schnell zur Vollkommenheit brachte.

Klausner, das weiß man heute noch in Postwitz, war ein kerniger Prediger, der auf strenge Zucht hielt. Bei den Festopfern übte er in der überfüllten Kirche ein militärisches Exercitium ein, die Reihenfolge, in welcher die einzelnen Bänke im Schiff und von den Emporen um den Altar zu gehen hatten. Höchst interessant ist es noch zu sehen, wie ganz militärisch nach der Predigt am ersten Feiertag zu Ostern, Pfingsten oder

Weihnachten die große Gemeinde in Postwitz sich in Bewegung setzt, und ohne daß die geringste Verwirrung entsteht, das Opfer auf dem Altare niederlegt.

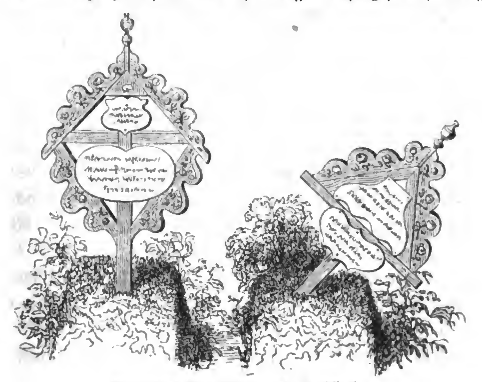
Wo so gute Slawen wie in Postwitz als Geistliche gewirkt haben, da hat sich auch die Gemeinde ziemlich rein wendisch erhalten, trotzdem sie an der Sprachgrenze liegt. Der Postwitzer Bauer nimmt es den Seinigen übel, wenn sie zu sehr mit dem Deutschen prahlen oder dasselbe dem Wendischen vorziehen. Charakteristisch ist dafür folgende Geschichte.

Die Wenden, tüchtige, stramme Leute, werden gern zu den sächsischen Reiterregimentern genommen. So kam ein postwitzer Bauerbursche auch zu den Gardereitern nach Dresden, wo er sich in der schönen blauen Uniform großthat, mit dem Säbel rasselte und mit den Mädchen deutsch scharmuzirte. Als er nun vom Militär entlassen ist und nach Postwitz heimkehrt, da thut er stolz, spricht nur deutsch und gibt vor, das Wendische verlernt zu haben. Das alte Mütterchen aber verstand nur wenig deutsch und ist tief betrübt, nun kaum mit dem Sohne sprechen zu können. In ihrer Herzensangst geht sie zum gegenwärtigen Pastor, und der gibt ihr den passenden Rath, sie solle dem Sohne nicht zu essen geben, wenn er deutsch danach verlange.

Die Zeit des Mittagessens war gekommen. Aber das Mütterlein machte keine Anstalt zu decken; emsig wusch sie am Waschfasse fort, während der Junge mit knurrendem Magen wartete. „Mutter, essen wir bald?" Keine Antwort. Das wiederholt sich mehrmals, bis der Bursche die wendische Sprache wiederfindet und nun ausruft: „Maće, njebudźemy dha bórzy žrać?" („Mutter, werden wir noch nicht bald fressen?") Worauf die Alte: „Haj, haj mój syno, hdy by mi ty to tola dawno prajił, zo sy tak hłódny!" („Ja, ja mein Sohn, hättest du mir nur das schon längst gesagt, daß du so hungrig bist!") Seitdem konnte jener wieder wendisch mit seiner Mutter sprechen.

Hochkirch war meine nächste Station. Das Dorf liegt auf halbem Wege zwischen Bautzen und Löbau, seitab der Eisenbahn, nur ein Viertelstündchen von der Station Pommritz. Man braucht aber seine Lage gar nicht näher zu schildern, denn in einem großen Theile der Oberlausitz ist es weithin sichtbar; wo man auch stehe, drängt sich vorlaut der weiße, weit in das Land leuchtende Kirchthurm hervor. Der deutsche Name ist trefflich gewählt und spricht für sich selbst; wie alt er ist, darüber habe ich nichts in Erfahrung bringen können; aber er ist selbständig, denn der wendische lautet Bukecy, das ist, nach der gewöhnlichen Ableitung von buk,

Buche, etwa Buchdorf. Indessen will dem slawischen Ohre und Gefühle dieses doch nicht so recht eingehen, da die nach der Buche benannten wendischen Ortschaften Bukojna (Buchwalde bei Baruth) genannt werden. Schmaler leitet Bukecy aus einer Verkürzung von Bukowicy her, d. h. einem Orte, welcher von Einem Namens Buk gegründet wurde. Andere Wenden haben mir gegenüber die Ansicht ausgesprochen, es sei auf dem weithin sichtbaren Hügel wohl eine Cultusstätte gewesen, im Anschlusse an die nahe liegenden des Tschernebogs u. s. w., und der Name sei richtiger Bógecy, Götterplatz, zu lesen, was ich indessen dahingestellt sein lassen will.



Wendische Grabkreuze aus Hochkirch.

Von Pommritz aus tritt man durch die enge „Mordgasse" in das Dorf ein; durch diese zogen sich die Preußen zurück, verfolgt von den Oesterreichern, die unter Daun hier in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober 1758 den gelungenen Ueberfall von Hochkirch ausgeführt hatten. Ueber der Mordgasse liegt hoch, von einer Mauer umgeben, wie eine Schanze, der Kirchhof, auf dem der Kampf am heftigsten wüthete. Hier war es, wo die preußische Disciplin sich so recht bewährte, wo halb nackt die überfallenen Soldaten sich in Reih und Glied aufstellten und der Uebermacht standzuhalten suchten; hier fiel und ward für kurze Zeit begraben der Feldmarschall Keith, der vor dem Ueberfall noch zu Friedrich II. gesagt hatte: „Wenn uns die Oesterreicher hier ruhig lassen, so verdienen sie gehangen zu werden." In der Kirche steht das einfache Denkmal, das Friedrich der Große seinem treuen General hier errichtete: eine Marmor-

urne, am Sockel darunter auf schwarzer Tafel die lateinische Inschrift. Wenige Schritte davon rührt uns eine andere Inschrifttafel, sie führt in deutscher Sprache unter schwarz-weiß-rothen und sächsischen Fahnen uns die Namen von acht aus Hochkirch und Umgebung stammenden während des deutsch-französischen Krieges gefallenen wendischen Soldaten vor; auch sie starben für Deutschland.

Noch ist die Kirche mit eingemauerten Kugeln vom Ueberfalle her bedeckt, die alten Kirchthüren sind durchlöchert wie ein Sieb. Aber diese Merkwürdigkeiten Hochkirchs ziehen uns weniger an, wir treten in Verkehr mit den Bewohnern und studiren ihr Wendenthum. Das Dorf zählt 87 Hausnummern und darunter 13 Schenken, eine erkleckliche Anzahl, und eine Illustration zum Kapitel: palenz, Branntwein, das ich noch behandeln werde. Im Kretscham, dem Wirthshause, geht es lebhaft zu; alle Ankündigungen, die dort angeschlagen werden, sind deutsch; nur ein deutsches Blättchen liegt auf, kein wendisches. An den Wänden hängen Bilder, die den deutsch-französischen Krieg illustriren: „Sieg der Deutschen bei Weißenburg" u. s. w. Die Leute sprechen durcheinander deutsch und wendisch, und die „wendischen" Kinder draußen auf der Straße bedienen sich beim Spiele deutscher Abzählreime. Ein curioses „wendisches" Dorf denke ich; vielleicht ist es hier besser auf dem Friedhofe, vielleicht bewahrt man hier die Muttersprache in den Grabinschriften. Merkwürdige Grabkreuze, diese wendischen! Bunteres kann man sich nicht vorstellen; die Form des Kreuzes geht bei diesen Tischlerarbeiten fast ganz verloren; eine ausgezackte und verzierte Raute, oben mit einer Urne geziert, hellblau grundirt, mit rothen Rosen und andern Blumen noch bemalt, und zu fünf Sechsteln mit deutschen Inschriften, so zeigen sich uns die wendischen Grabkreuze. Wie hier, so ist es auch auf andern Dorfkirchhöfen der Fall.

„Was sind Sie für ein Landsmann," fragte ich den behäbigen Fleischermeister von Hochkirch. „Ich bin ein Sachse," lautete die Antwort.

„Ja Meister, ich meine Wende oder Deutscher?"

„Nun freilich, das kann ich Ihnen nicht recht sagen. Es ist mir auch einerlei. Ich spreche wendisch so gut wie deutsch, und da ich mich ‚städtisch' trage und in den deutschen Gottesdienst gehe, so halten sie mich wohl meistentheils für einen Deutschen. Wenn ich aber auf den Viehkauf auf die Dörfer gehe, dann muß ich gut wendisch sprechen; sie verkaufen es sonst nicht gern. So sind die Wenden, übrigens gute Leute. Sehen Sie, drüben in Waditz, da hat in diesem Sommer ein Bauer sein Gut für 13,000 Thlr. verkauft. Unter den Käufern meldete sich auch ein Deutscher,

der wollte das baare Geld auf den Tisch legen. Glauben Sie, daß die übrigen Bauern das zugelassen haben? Gott bewahre! Nicht geruht haben sie, bis ein Wende das Gut bekommen hat. Es darf kein Deutscher herein, so haben alle gerufen. Sonst sind es gute Leute. Ich bin selber so ein halber Wende. Na, das ist einerlei."

Es ist ein wirres Durcheinander in diesen Dörfern, nahe den Städten, nahe der Eisenbahn. Sie sind alle schon gemischt, und ein durchgreifender Unterschied zwischen Deutschen und Wenden kaum noch vorhanden. Er verwischt sich immer mehr, und nur in den ferneren Dörfern hört man es der Aussprache des Deutschen an, ob ein Wende spricht.

Man beachte die Eigenthümlichkeiten dieses Deutsch-Wendischen, das Fehlen des Artikels, das vorgeschobene h bei den mit Vokalen beginnenden Wörtern. Ueberall muß man aber hier schon tief gehen, um durchgreifende Unterschiede zwischen Deutschen und Wenden aufzuspüren. Schweigt der Mund des Menschen, dann ist es bei dem Mangel äußerer Kennzeichen — mehr und mehr schwindet die Nationaltracht — schwer, den Wenden und Deutschen in den Grenzgegenden zu unterscheiden. In vielen Fällen steht der germanisirte Slawe vor uns, der äußerlich sich nicht geändert hat, dann wieder erblicken wir Mischlinge, und endlich ist überhaupt der wendische Zweig des Slawen in seinem ganzen Typus dem Germanen sehr nahe stehend.

Nördlich von Hochkirch liegt die alte Niethener Heidenschanze, von der man einen weiten Blick in das gesegnete Land mit seinen zahlreichen Dörfern und fruchtbaren Aeckern hat. Dort oben im Schatten der Linden ruhend, ließ sich beim Sonnenbrand ein Stündchen gut verträumen, ich konnte der Phantasie freien Lauf lassen und mir, es wurde ja nicht gedruckt, beliebig die Vergangenheit und den Zweck des alten Heidenbaues zurechtlegen. Da schwirrte es durcheinander: ich sah eine feierliche Prozession, die allmählich aufsteigende und nach dem höhern Ende sich ausbreitende Schanze in langsamen Schritte bis zum höchsten Punkte hinaufwandeln und dort opfern; oder ich versetzte mich an die Stelle eines Schriftstellers, der auch die Lausitzer Heidenschanzen besucht und den einsamen Wanderer in der Abenddämmerung dort gar grausige Bilder sehen ließ: „In der Einfriedigung der Schanze erblickt er geängstete Frauen und Kinder, tröstende und ermuthigende Greise, Knaben, welche die gekoppelten Hausthiere beschwichtigen, und andere, welche Geschosse herbeitragen; auf der Höhe des mit Pfahlwerk umstarrten Walles gewahrt er Jünglinge und Männer, welche den Erdhügel, der ihr Theuerstes birgt, gegen die an-

stürmenden Feinde mit Bogen, Lanze, Axt vertheidigen. Welches Kampfgeschrei, welches Angstgewimmer mag auf diesen Schanzen erklungen sein, wo jetzt die Bäume so friedlich säuseln! Wie manche Blutlache mag den Boden getränkt haben, wo jetzt Blauglöckchen und Sandnelken sprossen!" Ach, wie herrlich weit haben wir es doch im Construiren jetzt gebracht, und wie sehr lohnt sich die Cuvier'sche Methode, die aus einem fossilen Zahn ein ganzes Thier construirt, in ihrer Anwendung auf die „Heidenschanzen". Ich blieb allen Auslegungen gegenüber skeptisch; sie hinken alle, und ich sehe nur, „daß wir nichts wissen können".

Aber lassen wir die alten Heiden, sprach ich dann zu mir, dort drüben im Westen, wo das Kiefernwäldchen winkt, muß der Karte nach der Ort liegen, wo das wendische Christenthum in seiner altväterlichen conservativen Form wohnt. Dort haust einer der bekanntesten Wenden unserer Zeit, Meister Johann Stosch, der Schmied, Schmaler's Antipode, der Mann, welcher zähe am Alten hängt, der nichts wissen mag von Sprach- und Schriftverbesserung, von Panslawisten, Tschechen und Russen, von allem „modernen Schwindel". Auf, hin zu ihm, besuche ihn, erkenne in ihm die Bestrebungen eines großen Theils der wendischen Bauern. Laß die alten Schanzen und Heiden, du ergrübelst ihren Zweck doch nicht!

Im glühenden Sonnenbrande schritt ich den Abhang der Schanze hinab und trat durch wogende Kornfelder meine Wallfahrt nach der Schmiede von Drehsa an, wo der „Schwarmgeist" hauste. Schmaler, so dachte ich bei mir, was würdest du jetzt sagen, wenn du mich auf dem Wege nach Drehsa zu deinem Gegner sähest? Jeder Schritt brachte mich dem Meister Stosch näher, und damit rückte er immer näher der Verewigung. Trotz der brennenden Sonne, trotz manches vergossenen Schweißtropfens fühlte ich mich nicht wenig gehoben im Hinblicke auf meine Mission, und beschleunigte meine Schritte.

Jetzt war der Kiefernwald erreicht, und in einer Thalschlucht, die von einem Bache lieblich durchrauscht wird, erschienen die stattlichen Gebäude des Herrensitzes und die Strohdächer der Bauerhütten. Das also war Drehsa, und eine Betrachtung über den Namen des Dorfes, der übereinstimmend mit Dresden ist, mag vor dem Betreten am Platze sein. Drehsa ist slawisch Drożdźij, Dresden Draždźany, und als Etymon führt man drożdźe, Hefe an, wovon dann ein gewisser Drożdź, zu deutsch „Reitzmann" oder „der Erregte" den Namen hat. Ein solcher alter Wende Drożdź mag nun seinerzeit vor einem Jahrtausend und mehr hier Drehsa, dort Dresden gegründet haben, die beide nach ihm den Namen empfingen.

Wunderbare Fügung, daß gerade dieser Name dem stillen Dörflein zu Theil werden sollte, oder war hier ein Schatten kommender Ereignisse vorausgeworfen? Heute wenigstens wohnt in Drehsa noch der richtige „Reitzmann“, der „leicht Erregbare“, der „Sensible“, der es verstand, Hefe unter die Wenden zu bringen.

Da lag sein Haus! Es war das hübscheste und freundlichste im ganzen Dorfe. Während die übrigen noch mit Stroh gedeckt waren, zeigte es bereits eine Schieferbedachung, Spalierobst rankte sich an den saubern Wänden empor, die Pfosten waren frisch mit blauer Oelfarbe angestrichen, die geputzten Fenster glänzten im Sonnenschein, und im kleinen Garten vor der Thür, sonst eine seltene Erscheinung bei wendischen Bauerhäusern, blühten und dufteten die Rosen. Das Ganze machte den behaglichsten Eindruck.

Wie das Aeußere war auch das Innere beschaffen. Das niedrige Gemach war die idealisirte wendische Bauerstube; sie war bis oben mit Holz getäfelt, der große Kachelofen, das Tellerbret, jene beiden charakteristischen Utensilien einer wendischen Bauerstube, fehlten nicht. An den Wänden hingen Lithographien von Melanchthon und Luther, fromme Sprüche in deutscher Sprache bunt gedruckt, mehrere Christusbilder. Auf einem Wandbrett lagen ganze Stöße von wendischen Gesangbüchern und Bibeln, wohl zum Gebrauche bei den Conventikeln, die Meister Stosch häufig abhält. In der Umgegend heißt er „der Fromme“, und je nach dem Standpunkte des Auskunftgebenden wurde mir dieses Beiwort mit einem spöttischen Lächeln oder mit tiefer Achtung erklärt.

Jetzt endlich wurde meiner Ungeduld ein Ziel gesetzt, und der Meister, zu dem ich im Schweiße meines Angesichts gewallfahrtet, erschien. Eine hohe hagere Gestalt, mit gebücktem Gange — denn die Sechzig hat Stosch hinter sich — mit scharfmarkirten, faltigen Zügen, vorspringender starker Nase, buschigen, tiefschattenden Augenbrauen und schlauem Blicke, in Hemdärmeln und mit Brille trat er, einen freundlichen Willkommen bietend, vor mich hin und reichte mir die schwielige Hand zum Gruße.

„Meister Stosch,“ so begann ich meine Anrede, „ich habe in Leipzig von Ihnen und Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit gehört. Mit Freuden habe ich vernommen, daß Sie unter den Wenden gegen tschechische und russische Einwirkungen thätig sind. Das ist brav von ihnen. Wollen Sie mir nicht Auskunft über ihre Thätigkeit geben? Ich bin der und der.“

Ein Schmunzeln zog über das hellleuchtende Antlitz, und freundlich bot Stosch mir einen Stuhl. Dann ließ er ein Glas Milch bringen, und nun erst, nachdem ich mich gelabt, begann das Gespräch.

„Kaum hätte ich gedacht, daß man im fernen Leipzig Kunde von meinen Bestrebungen hat. Im Winter, wenn in der Schmiede weniger zu thun ist, dann schriftstellere ich. Freilich sagen meine Gegner, ich schriebe meine Sachen nicht selbst, hinter mir steckten die orthodoxen und conservativen Geistlichen, die sich nicht hervorwagten. Das ist aber eine Verleumdung. Ich schreibe alles selbst, und schon früher habe ich gegen die Frankfurter Grundrechte und gegen die Trennung der Schule von der Kirche geschrieben, und nun wende ich mich gegen diese Slawophilen, die Unkraut säen, welche Unfrieden unter unser Wendenvolk bringen, die am liebsten möchten, daß unsere Kinder kein Deutsch mehr lernten. Was haben wir von diesen katholischen Tschechen und griechischen Russen zu erwarten? Oder will man uns etwa nicht russisch machen? Schon sind 63 Centner russische Bücher aus Moskau in Bautzen eingetroffen, nachdem die Herren Schmaler und Deutschmann dem Panslawistencongreß beigewohnt hatten! Sie sagen freilich, die Bücher würden weiter geschickt, aber etwas bleibt immer hier hängen. Wir wollen und brauchen diese Russen nicht, die andere Religionen nur unterdrücken. Wir sind Protestanten und gute Sachsen, und das lassen wir uns durch die ‚Neuwenden' nicht nehmen. Ich werde gegen sie streiten solange ich kann, und, wie Sie wissen werden, geschieht dieses nicht ohne Erfolg. Ein großer Theil der wendischen Geistlichkeit und die Majorität des Volkes ist auf meiner Seite. Aber sollte ich auch hier auf Erden nicht recht behalten, ich kenne doch einen Richter, der schließlich für mich entscheidet — der dort oben!"

Meister Stosch sprach, ohne fanatisch zu sein, aus tiefer innerer Ueberzeugung. „Die Hauptsache aber," so fuhr er, auf sein Lieblingsthema kommend, fort, „bleibt die Rechtschreibung. Durch die neuwendische, sogenannte analoge Schreibweise wird unser Gesangbuch verfälscht; ganz neue dem Volke unverständliche Wörter kommen hinein, die christliche Lehre wird dadurch verunreinigt, doch warten sie einen Augenblick, ich will Ihnen meine Eingabe an die Kreisdirektion in Bautzen mittheilen, daraus können Sie sehen, um was es sich handelt."

Stosch brachte mir nun seine ziemlich umfangreiche, vom September 1868 datirte Schrift und commentirte dieselbe nicht ohne Geschick. Sie ist leidlich geschrieben und richtet sich nach zwei Seiten hin, einmal gegen den Panslawismus, dann gegen die „Neuwenden", ihre Orthographie und literarischen Bestrebungen. „Wir erkennen," heißt es darin, „es für unerläßliche Pflicht, den historischen(!) Boden unserer wendischen Nationalität hinsichtlich unserer wendischen Literatur und Sprache als Sachsen nicht aufzugeben, und

wollen unter göttlichem Beistande die guten und bewährten Eigenschaften unserer Väter bewahren." Schließlich wird die Kreisdirektion „um Schutz angerufen" und gebeten, „daß die religiösen wendischen Bücher, namentlich die Bibel, das Gesangbuch und der Katechismus, in der zeitherigen, bezüglich der Sprach- und Schreibweise unveränderten, sogenannten biblischen Orthographie auch fernerhin gedruckt erscheinen, und daß dieselben nur in unveränderter Ausgabe als kirchlich anerkannte zum Gebrauche in Kirche und Schule autorisirt werden."

Dieses ist die eine Seite des Streites. Interessanter ist aber die zweite, welche hoffentlich recht abkühlend auf jene russischen und tschechischen Phantasten gewirkt haben wird, die glaubten, ein panslawistisches Häkchen, wenn auch ein noch so kleines, bei den Wenden einschlagen zu können. Sie müssen erkennen, daß für sie hier kein Raum ist und daß sie „verlorene Liebesmüh" spielen. Stosch entfaltete nun Nr. 12 der wendischen Zeitschrift „Łužičan" vom Jahre 1866, in welcher erzählt wird, wie der bekannte Panslawist Professor Nil Popow in einer Moskauer Zeitung rühmend der literarischen Bestrebungen der Wenden gedenke. Im „Łužičan" heißt es dann weiter: „Siehe, wenn so entfernte Slawen an uns gedenken, an unser kleines Wendenvolk, so muß es um so mehr das Herz dazu drängen, daß wir uns gegenseitig erkennen als Brüder einer Nation, als Kinder der theuern slawischen Mutter. Daher laßt uns vor allem danach trachten, daß wir uns geistig vereinigen mit unsern slawischen Brüdern. Alsdann werden wir ein lebendiger Zweig vom mächtigen Slawenstamme sein! Von allen Völkern der Erde hat wohl das slawische die beste Zukunft zu erwarten, weil es nach seiner Vereinigung der allerstärkste Menschenstamm sein wird. Im slawischen Volke ruht eine gute Wurzel, die einst gewiß herrlich erblühen wird. Daher laßt denn auch uns säen Körner der Vereinigung, die da aufgehen in der Zukunft."

„Da haben Sie's. Ist das nicht der reine Panslawismus? Liegt hierin nicht ein agitatorisches Prinzip? Ist die praktische Bedeutung dieser Stelle nicht darin zu suchen, daß man die Wenden mit den Russen vereinigen will? Bahnt man dazu nicht den Weg durch die neuwendische Orthographie und Literatur? Wird man, um der projektirten Union nahe zu kommen, uns nicht schließlich russische Schrift aufdrängen wollen? Ich habe alle diese Fragen hier eingehend in meiner Beschwerdeschrift erwogen und schließlich über diesen panslawistischen Schwindel der Neuwenden gesagt: „„Wir, die ehrerbietigst Unterzeichneten, als Sachsen und Stammesgenossen der in Deutschland lebenden wendischen Nation(!), die in Sachsen geliebt und

geachtet, in kirchlichen und Unterrichtsverhältnissen bezüglich der Rechte und Pflichten anderen Staatsangehörigen gleichgestellt ist, haben keine Veranlassung, in eine geistige Vereinigung mit dem slawischen Volke in Rußland einzugehen, weil wir weder in derselben noch in der im ‚Łužičan‘ verheißenen und verkündeten großen Zukunft, welche das slawische Volk nach seiner dereinstigen Vereinigung als der allerstärkste Menschenstamm vor allen Völkern der Erde angeblich zu erwarten habe, einen heilsamen Zustand erblicken können.

„„Wir erinnern — ohne dermalen eine umfassendere Schilderung von den russischen Völkern geben zu wollen, einer in moralischer wie in materieller Beziehung uns fern und hinter uns stehenden Nation, deren normale Zustände bekanntlich nicht eben die anziehendsten und darum keineswegs beneidenswerthe und nachahmungswürdige sind — nur beispielsweise an die gegenwärtige Bedrückung der lutherischen Kirche in Rußland und müssen Angesichts solcher Mißverhältnisse uns entschieden gegen irgend welche Vereinigung mit den russischen Völkern und namentlich gegen dahin gehende Bestrebungen im Unterrichtswesen verwahren.““

„Und welches war der Erfolg Ihrer Beschwerdeschrift?“

„Nun, unsere Wenden waren mit mir einverstanden; massenhaft erklärten ganze Dörfer sich für meine Bestrebungen, die Aufregung war groß, als man sah, um was es sich handelte, und mit zahlreichen Unterschriften bedeckt ging die Petition an die Kreisdirektion ab.“

„Wie entschied diese?“

„Sie berief eine Kommission von Geistlichen, welche entschied, daß beim gleichzeitigen Gebrauche der nach alter und neuer Weise gedruckten Gesangbücher keinerlei Störungen beim Gesange während des Gottesdienstes stattfinden könnten — die Aenderungen seien zu unbedeutend — und dann wurde verordnet, daß die Gesangbücher in der alten wie in der neuen Orthographie gedruckt werden sollten. Ich bin nun gegen diesen Bescheid wieder eingekommen. Daß ich aber recht und die Wenden auf meiner Seite habe, geht daraus hervor, daß diese fort und fort die Gesangbücher nach dem alten Drucke kaufen und daß von diesem mehrere Auflagen schon abgesetzt sind, ehe die neuwendische nur vergriffen ist.“

Ich dankte nun dem Meister für seine freundliche Auskunft. Er führte mich nach dem Gespräche in seine Schmiede, in der Alles so sauber und trefflich im Stande war wie im Hause selbst. „Bet’ und arbeite“ stand auf dem großen Amboß eingravirt. Noch begleitete mich Stosch ein gut Stück Weges aus dem Dorfe hinaus bis an die Marken seiner Felder. Meine Meinung über die Orthographie und seine religiösen Ansichten behielt

ich bei mir; als er mir aber beim Abschiede die schwielige Hand bot, da ermahnte ich ihn, nur immer wacker weiter zu kämpfen, wo es sich darum handle, tschechischen oder russischen Einflüssen entgegenzuarbeiten. „Das thue ich schon von selbst," war die Antwort. So schieden wir als gute Freunde.

Stosch erscheint als der Typus solcher Männer, von denen religiöse Bewegungen ausgehen oder unterhalten werden und an denen die Lausitz nach den verschiedensten Richtungen hin reich ist. Auf ihrem Boden erwuchsen ja die Herrnhuter, die nun über die Welt verbreitet sind, und zähere Katholiken als die wendischen „Klosterbauern" in den Dörfern beim Kloster Marienstern gibt es nicht noch einmal. Schwarmgeister und Propheten sind unter den Wenden wiederholt aufgetreten. So erzählen die „Bautzener Annalen" beim Jahre 1578: „Es that sich im gedachten Jahre eine wendische Weibsperson unweit Stolpen (heute ganz deutsche Gegend) hervor, welche denen Wenden in ihrer Sprache ihr sündliches Leben vorhielt, sie deßwegen ernstlich bestrafte, Gottes bevorstehende Zorngerichte und bald einbrechende große Strafen und Landplagen ankündigte, und sie zu ernstlicher Buße und Bekehrung ermahnte. Dies hatte bei denen Wenden einen solchen Eindruck, daß, wie die „Annales" melden, in die 15,000 Wenden derselben zugelaufen und wie die Worte lauten, also darüber erstarret worden sind. Es dauerten dergleichen Versammlungen eine geraume Zeit und es kostete Herrschaften und Pfarrern viel Arbeit, ehe sie ihre Wenden wieder in Ordnung bringen konnten. Man nannte diese Person insgemein die wendische Prophetin."

Der Streit um die wendische Rechtschreibung hat vor ein paar Jahren viel Staub unter den Wenden aufgewirbelt, und die Kreisdirektion mag wohl ein sonderbares Gesicht erzogen haben, als sie sich zum Richter auf orthographischem Gebiete berufen sah. Aber sie hatte als Consistorialbehörde in einer Gesangbuchsfrage zu entscheiden und erließ einen Bescheid, der nach beiden Seiten hin gerecht werden sollte.

Hören wir nun aber auch die Gegner Stosch's. Die Arbeit der „Neuwenden" für Hebung der Literatur unter den Bauern ist nach allem, was ich erfahren habe, so ziemlich umsonst gewesen. Nur eine kleine Minderheit schließt sich ihnen an, die große Mehrheit verhält sich ablehnend und bleibt beim Alten. Es mag schmerzlich und enttäuschend für jene Männer sein, die mit vielem Eifer und einer jedenfalls anerkennenswerthen Ausdauer und Aufopferungen aller Art ihr wohlgemeintes Werk so scheitern sehen. Für Jeden, der nur einen Funken philologischer Einsicht besitzt, liegt es auf der

Hand, daß bei der orthographischen Frage des Streites die „Neuwenden“ vollständig im Rechte sind. Welche literarischen Verhältnisse setzt es aber voraus, wenn über solche Dinge noch gestritten und bitter gekämpft werden muß, wenn ein slawischer Gelehrter, wie Schmaler, den Handschuh aufnehmen muß, den die schwielige Hand des Schmiedes von Drehsa ihm hinwirft! Er hat das aber thun müssen, und zwar mit dem Wunsche, Gott möge über den Grobschmied Stosch einen höheren Meister, einen Bonus faber [1]), senden, damit ihm dieser die Hörner der Lüge und Verläumdung abstieße (Sacharja 1, 20), und ihm mit Sirach (Kap. 38, 39) zu Gemüthe führte, was eigentlich eines Grobschmieds Beruf sei und nicht sei, nämlich: „Ein Schmied, der muß bei seinem Amboß sein und seiner Schmiede warten. Sie können den Verstand nicht haben, die Schrift zu lehren, noch das Recht und Gerechtigkeit zu predigen. Sie können die Sprüche nicht lesen.“

Schmaler's Vertheidigung führt den Titel: „Die Schmähschrift des Schmiedemeisters Stosch gegen die sprachwissenschaftlichen Wenden, beleuchtet vom Standpunkte der Wissenschaft und Wahrheit“ (Bautzen, 1868). Wir müssen auf dieses Schriftchen hier eingehen, einmal um dem Angegriffenen gerecht zu werden, dann aber auch, um einen Blick in die literarischen und sprachlichen Beziehungen der Wenden zu erhalten, nicht minder um ihre Stimme über den Panslawismus zu hören.

Schmaler zeigt zunächst, wie das neue und „verbesserte“ wendische Gesangbuch gar nicht nach der analogen (tschechischen) Rechtschreibung gedruckt sei, sondern daß es noch immer in der deutschen, alten und für eine slawische Sprache ungeeigneten Orthographie gedruckt wird. Er führt nun eine Probe an, welche wir um deswillen hier wiedergeben, weil sie zeigt, in welcher schlechten Weise die deutschen Kirchenlieder ins Wendische übersetzt sind. Die Germanismen sind mit gesperrter Schrift gedruckt.

Gott, groß über alle Götter,	Božo wysche wschitkich Bohow,
Heilige Dreifaltigkeit!	O ty ßwjata Trojiza!
Außer dir ist kein Erretter,	Szwjet je podnožk twojich nohow,
Tritt mir selbst zur rechten Seit,	Budź mi sa pomoznika,
Wenn der Feind den Pfeil abdrückt	Hdyž me satan pschemoz chze
Meine Schwachheit mir aufrückt	Moju ßłaboscź schpotuje (spottet)
Will mir allen Trost verschlingen	Hdyž chze mi rad wschón troscht kranycź
Und mich in Verzweiflung bringen.	A me do zwyfela czahnycź.

„Und solche Lieder, in welchen ähnliche sehr störende Sprachunreinigkeiten

---

[1]) Der damalige Kreisdirector hieß nämlich „von Gutschmidt“.

vorkommen, gibt es im wendischen Gesangbuche sehr viele; sie haben jedoch in der neuesten Auflage wieder ihren Platz eingenommen."

Schmaler nimmt dann noch Gelegenheit, zu zeigen, welche arge Verwirrung in der wendischen Rechtschreibung eingerissen, wie auch die Sprache selbst verderbt ist und daß gerade diese Verderbniß es ist, an welcher die conservativen Wenden mit besonderer Zähigkeit hängen. „In rein slawischen Gegenden, wo das Volk seine Sprache stets aus reinen Quellen erhält, wird auch das vollständige und unvollständige Zeitwort stets nach den Regeln der slawischen Grammatik gebraucht; im Wendenlande aber, wo man Bildung bisher vorzüglich vermittels der deutschen Sprache erhielt, hat die deutsche Sprache gerade über die Gebildeten eine solche Macht gewonnen, daß mancher den Unterschied des vollständigen und unvollständigen Zeitwortes ganz aus seinem Bewußtsein verloren hat und daher auch frischweg das Futurum jedes wendischen unvollständigen Verbums nach deutscher Manier mit Hülfe des Hülfszeitwortes budu (werde) formirt." (Statt dobuzeš = vinces schreibt nach deutscher Art der Wende budźeš dobyć = eris vincere).

Es stimmt dieses überein mit der angeführten Bemerkung des Professors der slawischen Sprachen, Leskien, daß nämlich die wendische Sprache wesentlich dadurch zu Grunde geht, daß sie bereits deutschen Satzbau angenommen hat und noch immer annimmt. „Die Wenden sprechen deutsch mit slawischen Wörtern." Es zeigt dieses sehr deutlich, wie die Wenden schon grammatikalisch anfangen deutsch zu denken, und das ist für das Schicksal einer Sprache weit entscheidender, als wenn sie sich noch so sehr mit Fremdwörter überhäuft. Das Englische bleibt trotz seiner Fülle romanischer Wörter immer eine germanische Sprache. Das Wendische dagegen, welches aufhört slawischen Satzbau beizubehalten und außerdem von Tage zu Tage mehr deutsche Wörter aufnimmt, hört aber allmählich auf, eine slawische Sprache zu sein; es degenerirt trotz aller Gegenbestrebungen und geht endlich ein. Dabei klingt in fast jedem Satze ein deutsches Wort durch; selbst die allergewöhnlichsten, alltäglichsten Dinge, für welche die Wenden sehr gute Ausdrücke haben, werden oft deutsch bezeichnet. Aus dem Deutschen aufgenommen sind z. B. folgende Wörter: fěršta, Fürst; wajchtar, Wächter; šołta, Schulze; tyšer, Tischler; fórman, Fuhrmann; moler, Maler; tórm, Thurm; špihel, Spiegel; kitl, Kittel, auch das Todtenkleid und weiße Trauergwand der Wenden; howzy, Hosen; pjelc, Pelz; šórc, Schürze; somot, Sammet; toler, Thaler; šumelk, ein Schimmel; bruny koń, braunes Pferd; nalika, Nelke; štunda, Stunde; bur, Großbauer; štrympy, Strümpfe; durje, Thür; šlewjer, Schleier; šular,

Schullehrer (niederwendisch); šapar, Schäfer (niederwendisch); Fryco, Fritz (niederwendisch); glašk, Glas (niederwendisch); stoł, Stuhl (niederwendisch, nicht Tisch); bóm, Baum (niederwendisch).

Den Altwenden aber klingen alle diese deutschen Wörter lieblich, und sie glauben das Christenthum unter ihnen sei gefährdet, wenn sie statt der Germanismen die gut wendischen Wörter setzen. Wie betrübend aber solche Erfahrungen für die Männer sein müssen, die ihr ganzes Leben an eine Verbesserung der Sprache unter den Wenden setzten, liegt auf der Hand.

Auch gegen den von Stosch und Genossen gegen die Neuwenden ausgesprochenen Vorwurf des Panslawismus sucht Schmaler sich und seine Anhänger zu vertheidigen. Mit den von ihm vorgetragenen Ansichten über Panslawismus stimme ich keineswegs überein, doch ist hier nicht der Ort dazu, dieselben zu widerlegen, wohl aber ist es am Platze zu zeigen, wie dieser Mann über die politische Stellung der Wenden denkt und wie er Russen und Tschechen eine Absage ertheilt, sofern es sich darum handelt, den Wenden eine politische Märtyrerrolle aufzudrängen, die sie etwa im Interesse der vorgeschrittenen Slawophilen in Moskau oder Prag spielen könnten. „Ich weiß allerdings recht gut," schreibt Schmaler, „daß es unter den 50 Mill. Deutschen noch immer weiche Hasenherzen gibt, welche von Schauder ergriffen werden, sofern irgendwo von einer slawischen, wenn auch nur geistigen Einigung die Rede ist, und daß sie in diesem Falle Himmel und Hölle aufgeboten wissen wollen. Diese möchten aber doch einestheils erwägen, daß man eine geistige Einigung weder zu erzwingen noch zu verbieten vermag, und anderntheils ernstlich bedenken, daß die sächsischen Wenden — Mann, Frau, Kind — nur 56,000 Seelen zählen, und daß sich derjenige, welcher eine Anzahl von Einwohnern und noch dazu in dieser Beziehung durchaus indifferenten Landbewohnern, welche kaum die Einwohnerzahl eines Theiles von Dresden erreicht, eine politische Rolle zugetheilt wissen will, für alle Zeit gründlich lächerlich machen muß."

Was endlich Schmaler's persönliche Stellung zu König und Vaterland betrifft, so schreibt er: „Ein Jeder, der mein Verhalten seit dem Jahre 1849 näher kennt, oder mich später nur einigermaßen kennen gelernt hat, wird allerdings nicht leugnen können, daß ich ein eifriger Wende bin, er wird aber auch unzweifelhaft jederzeit zugeben müssen, daß ich, trotz meines Eifers für das Wendenthum, das Wohl meines sächsischen Vaterlandes wie des ganzen Deutschlands nach Maßgabe meiner schwachen Kräfte und nach meiner geringen Einsicht allezeit von ganzem Herzen zu fördern suche."

Jedenfalls kennen wir in Sachsen nicht solche Spracherlasse, wie sie die

Russen gegenüber den Polen oder den Deutschen in den Ostseeprovinzen ergehen ließen, und dieselben Russen sind es doch, die von den Neuwenden als erhabenes Muster angestaunt und empfohlen werden. Schon in dem Oberamtspatent vom 12. Oktober 1696 heißt es: „Was maßen die Herren Stände von Land und Städten, zu Ausbreitung des hochheiligen Nahmen Gottes, und zu mehreren Nutz und ersprießlichen Aufnahmen derer in der wendischen Sprache aufgezogenen Inwohner dieses Markgrafenthums, in der reinen christlichen Lehre, den Chatechismum Lutheri, die Evangelia u. s. w. durch hierzu geschickte und insonderheit der wendischen Sprache kundige Geistliche und Pfarr-Herren, aus der Deutschen in die wendische Sprache vertiren und übersetzen lassen . . . als ist daneben mein Befehl, daß ihr obgemeldete deutsch und wendische Bücher in den untergebenen Kirchen introducirt.“

Dieser Geist der Milde und Gerechtigkeit charakterisirt überhaupt das Verhalten der sächsischen Regierung gegenüber der wendischen Sprache bis auf den heutigen Tag, ja, man kann sagen, das Wendische ist in Sachsen vielfach gehätschelt worden und man hat ihm Vorschub geleistet, wo es nur immer anging. Es läßt sich in neuerer Zeit kein sächsischer Erlaß anführen, welcher die slawische Sprache geradezu verbietet, wie dieses wohl anderwärts vorkommt.

Von Drehsa ab, dessen Schmied zu diesen weitgehenden Auseinandersetzungen Veranlassung gab, führte mich der Weg in nördlicher Richtung weiter nach den Dorfe Wurschen, wo während der Schlacht von Bautzen am 20. Mai 1813 die gegen Napoleon verbündeten Monarchen ihr Hauptquartier hatten. Dort erreichte ich die Straße, welche von Bautzen nach dem sächsischen Grenzstädtchen Weißenberg führt. Hier und da wird noch gesagt: Weißenberg sei ein wendisches Städtchen. Da nun alle Städte im Wendenlande ursprünglich deutsch sind und von einem wendischen Städtewesen nichts bekannt ist, so wollte ich der zweifelhaften Angabe auf den Grund gehen und mich selbst von der Sache überzeugen. Es wäre auch zu interessant gewesen, wenn eine wendische Stadt existirte, und die Schilderung einer solchen würde mir viel Vergnügen gemacht haben. Um dieses sollte ich aber gebracht werden. Des görlitzischen Gymnasii Rector, Samuel Großer, berichtet zwar in seinen „Lausitzischen Merkwürdigkeiten“ (Leipzig und Budissin, Verlegts David Richter, Anno 1714, III, 95) von Weißenberg, es sei ein „wendischer Marck-Flecken“; „im übrigen,“ so fügt er hinzu, „seyn die Innwohner meistentheils Wendisch; können aber auch alle teutsch.“

und auch Knauth nennt in seiner funfzig Jahre später erschienenen „Sorber-wendischen Kirchengeschichte“ den Ort zu wiederholtenmalen „wendisch“. Heute aber ist keine Rede mehr davon. Aus dem wendischen Ackerflecken ist nun ein freundliches, sauberes deutsches Ackerstädtchen mit 1300 Einwohnern geworden, unter denen, wie mir in der Stadt selbst gesagt wurde, höchstens 200 Wenden wohnen, die als Knechte und Mägde vom Lande eingewandert sind. Unter den Bürgern spricht man heute ebenso selten wendisch wie in andern Städten der Wendei.

Die Stadt liegt auf einem Berge am Löbauer Wasser und scheint, worauf der Name deutet, sehr früh als eine deutsche Befestigung im Sorbenlande angelegt worden zu sein, denn bereits 1239 wird ein Vogt von „Wiczenburg“ erwähnt. Bei den Wenden heißt Weißenberg Wóßpork, offenbar corrumpirt aus dem Deutschen; ein anderer Name ist dafür nicht bekannt, und so treffen wir denn hier auf eine wohl ursprünglich deutsche Gründung, denn die Annahme, daß der wendische Name Wóßpork von wósoka, hoch, abzuleiten sei, erscheint doch wohl zu gewagt, da wir 1239 das urkundliche Wiczenburg haben.

Im Uebrigen gilt Weißenberg für das Abdera der Lausitz. Mit Schilda, Hirschau, Buxtehude, Bysum, Teterow, Schöppenstedt, Polkwitz, Iglau, Pirna, Eipeldau, Bruck, Weilheim, Dinkesbühl, Ganslosen, Tripstrill, Griesheim, Schwarzenborn und vielen andern kleinen Städten mag es sich getrösten und in die zweifelhafte Berühmtheit theilen. Die Sachen, die man den guten Weißenbergern nachsagt, sind aber gar abscheulich und, wie mir ein Bürger sagte, „offenbar aus den Fingern gesogen“. Zum Exempel erzählt man: August der Starke von Sachsen sei auf einer Reise nach Polen durch Weißenberg gekommen. Es war ein heißer Tag, und die liebe Sonne meinte es recht gut, so daß der Herr Bürgermeister und die Rathsherrn, die dem Landesvater zum Willkommen entgegenzogen, in ihren „schwarzen Fräcken“ weidlich schwitzten. Da der kurfürstliche Wagen sich noch immer nicht sehen ließ, so beschlossen die Väter der Stadt, im Wasser der Löbau noch ein Bad zu nehmen. Kaum aber kühlten sie die erhitzten Glieder, da wirbelte Staub auf, und der Kurfürst kam heran. Schnell zogen sie, aus den Fluten springend, wenigstens noch den Frack an; der Kurfürst fuhr lachend an den fragwürdigen Gestalten vorbei, und der Herr Bürgermeister wollte ihm mindestens das Concept seiner Anrede noch in den Wagen werfen. Aber er vergriff sich dabei, und so flog denn eine reservirte „Butterbemme“ in die kurfürstliche Chaise — woher es kommt, daß die Weißenberger das gut sächsische Wort „Butterbemme“ bis zum heutigen Tage nicht gern hören.

Solches und anderes mehr erfuhr ich von der guten Stadt, die man, wie auch behauptet wird, um deswillen so höhnt, „weil sie so lange wendisch geblieben“. Höhnen ist zwischen Deutschen und Wenden überhaupt der Fall, aber es ist keineswegs bösartig.

Wie alle Nachbarvölker, gleichviel ob sie desselben Stammes oder einander fremd sind, necken Deutsche und Wenden in den Grenzorten sich tüchtig, wobei auch das Sprichwort seine Rolle spielt. „Ein wendischer Dickkopf“, kann man in Sachsen allgemein hören, ebenso die Redensart: „Hau zu, es ist ein Wende!“ die nach wendischer Auslegung dadurch entstanden sein soll, daß die Wenden ehemals rechtlos waren. Mit dem Wortspiel Wende und Wände treibt der Deutsche seinen Scherz und sagt: „Aus vier Wänden (Wenden) baut man einen Stall“; aber die Wenden sind nicht auf den Kopf gefallen und antwortrn: „in den man einen Deutschen einsperrt“. Auch besteht das Wort: „Gott verläßt einen Deutschen nicht, und wenn er ihn soll ins Wendische betteln schicken“. Anderseits sagt der Wende: „Da möchte man doch gleich deutsch singen“, d. h. aus der Haut fahren; oder „Ihm schlägt der Deutsche auf den Mund“, von einem Deutschen, der das Wendische erlernt, aber durch den Accent seine Abkunft verräth.

Aus dem Jahre 1612 ist uns ein deutsch abgefaßtes Statut Weißenbergs erhalten, das auf die damaligen Culturzustände interessante Streiflichter wirft und aus dem wir Einiges mittheilen wollen, nicht um die darin gerügten Uebelstände den Wenden als solchen in die Schuhe zu schieben — denn derlei Dinge kamen zu jener Zeit mehr oder minder überall in Deutschland vor —, sondern um die Zustände überhaupt zu charakterisiren. Es muß damals wüst in dem kleinen Orte zugegangen sein, denn die Artikel setzen Geldstrafen auf das Spielen in den Bierhäusern, auf das „unzüchtige, unehrbare Tanzen und Drehen“, oder wenn der Schuldige kein Geld besaß, gar die Strafe des Halseisens. Artikul XLIII lautet: Das Nachtsitzen, Schwermen, Fiedeln, pfeiffen und tantzen soll durchaus verboten seyn und bei keinem Wirth oder Einwohner länger als bis 10 Uhren gestattet werden.“ Artikul XLIV: „Alle Rockengänge, so bei nacht geschehen, sollen hiermit gänzlichen abgeschafft und verboten seyn, da aber ein Wirth solches hierüber gestatten würde, der soll der herrschaft 30 Groschen und Ehrbarem Rathe 30 Groschen Straffe geben.“ Mögen nun auch die Rockengänge in der Stadt Weißenberg ihr Ende erreicht haben, unter der wendischen Bauernbevölkerung bestehen sie heute noch.

Ebenso verhält es sich mit dem Wirthshausgehen und dem Trunke

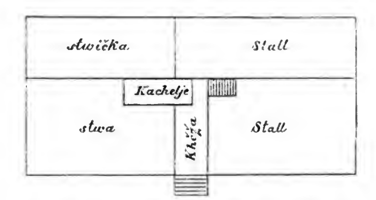
unter den Wenden. Die **Trunksucht** ist die größte Untugend der Wenden, und von dieser sind sie nicht freizusprechen, so viel anderes ihnen mißgünstiger- und ungerechterweise nachgesagt wird. Das Bier, mehr noch der Branntwein, findet aber unter den Wenden seine großen Verehrer, wenn auch ihr Sprichwort sagt: „Palenc je walenc" („Der Branntwein ist ein Umwerfer"). Am Abend der Markttage kann man viele umgeworfene Bauern in den Städten sehen, die mühsam ihren Heimweg suchen, wie mir dies besonders stark in Kottbus auffiel. Berger sagt in seinem Schriftchen „Ueber den Spreewald" (Kottbus 1866, S. 94): „Eine besondere Freude bereitet den Spreewäldern der Besuch der Jahrmärkte, wobei die Mädchen äußerst sauber und wohlgefällig gekleidet gehen, während die jungen Burschen, vom Branntwein erhitzt, auf dem Heimwege nicht selten mit ihren Stöcken beweisen, daß ein Wendenhirnschädel nicht so leicht zerbricht."

Es scheint das aber ein Erbübel zu sein, da es verschiedene alte Verordnungen gibt, welche gegen den Trunk unter den wendischen Bauern eifern. Im Jahre 1683 erließ der Oberamtsverwalter in der Oberlausitz, von Gersdorff, ein Patent, welches verbietet, unter der Predigt die Branntweinschenken und Weinhäuser zu besuchen, auch sollen fernerhin nicht mehr „Sauff- und Schwelgerey in denen Brandtwein-, Bier- und Schenkhäusern oder Kretzschmarn u. s. w. getrieben werden". Schon vorher hatten die lausitzischen Stände gegen das wüste, wilde Wesen geeifert, das zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges unter den Wenden eingerissen war, wie der Landtagsschluß von 1651 beweist, indem es (Nr. XIV) heißt: „Nachdem das wendische Bauervolk bey vorgehendem Kriegswesen ziemlich insolent geworden, und sich fast keiner, zumal die jüngsten starke Bauerknechte, wo nicht mit Degen, doch mit starken und Bley eingegossenen Prügeln in Bierhäusern und Kretzschmarn finden lassen, und dadurch viel Unglück, ja Mord und Todtschlag öffters causiret und verursacht worden, so verordnen wir u. s. w."

Man mag in den gleichzeitigen Quellen nachsehen, wo man will, man trifft auf Klagen über allzu großes Saufen und allgemeine Verwilderung unter den Wenden, wozu, wie in andern Gegenden Deutschlands ja auch, der dreißigjährige Krieg das Meiste beigetragen haben mag. Das schönste und ergötzlichste Stücklein aber findet sich auf der ersten Seite des alten Kirchenbuches der Parochie Krischa verzeichnet, das mit dem 17. Jahrhundert beginnt. Dort steht zu lesen: „Der Rector in Budissin, M. Gerlach, welcher anno 1596 die hiesigen annales lateinisch fortgeführt hat, berichtet, daß in diesem 1596 Jahr, in dem Dorfe Krischa ein Bauer George Schönaich,

ein schändlicher Trunkenbold, in der Schänke daselbst greulich geflucht: der Teuffel solle ihn holen, worauf geschehen, daſſ ihn der Satan ergriffen und ins Städtlein Weißenberg geführt hat, auch endlich halb todt wieder nach Krischa gebracht. Andere relationes der alten Leute allhier führen an, Satan habe den Mann in die Bierbutte geworffen, damit er sich einmal satt saufen möchte."

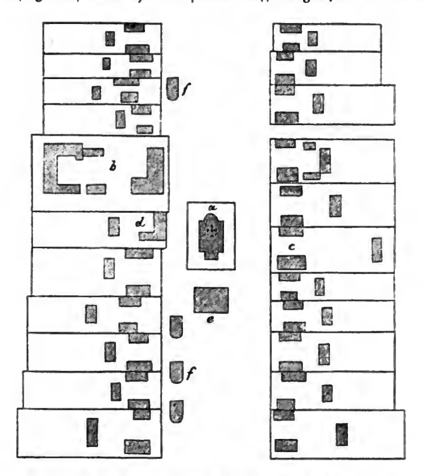
Das hier genannte Krischa (wendisch Křišow) liegt eine halbe Stunde östlich von Weißenberg schon auf preußischem Boden. Es bezeichnet zugleich die Sprachgrenze, da weiter westlich hin alles deutsch ist. Zwar findet man noch angegeben und auf den Sprachkarten verzeichnet, daß das Dorf Tetta (wendisch Cytow), das etwas weiter westlich als Krischa liegt, noch wendisch sei; allein es kann kaum noch als gemischt betrachtet werden, obgleich dort noch abwechselnd wendisch und deutsch gepredigt wird. Unter den 38 Nummern des Dorfes sind heute nur noch 7 wendisch; alle anderen sind jetzt deutsch, und zwar erst in den letzten 30 Jahren durch Germanisirung oder Einwanderung deutsch geworden. Krischa war mir als Grenzdorf interessant, und deshalb wählte ich es auch als Station.



Grundriß eines oberlausitzer wendischen Bauerhauses.

Hat nun Tetta sich schon fast vollständig germanisirt, so ist Krischa noch halb wendisch zu nennen. Es ist also auch nicht unversehrt in volksthümlicher Beziehung. Doch läßt sich in der Bauart des Dorfes noch einigermaßen der Typus der alten wendischen Dörfer verfolgen. Die Häuser bilden eine lange breite Zeile, mit den Giebeln nach der Straße zugekehrt. In der Mitte liegt die Kirche, um sie herum der Kirchhof, nahe dabei die Schule, das Haus des Pfarrers. Das Herrenhaus sticht von den Bauerhöfen sehr ab, es ist städtisch gebaut und gewöhnlich mit einem Park oder Garten umgeben. Dieser ursprüngliche wendische Bauplan, welcher sehr abweicht von der kreisförmigen Bauart der Dörfer im hannoverischen

Wendlande, ist aber heute meistentheils verwischt, und es mag wohl kaum noch ein Dorf geben, das ihn in seiner ursprünglichen Reinheit zeigt.



Grundriß eines wendischen Dorfs. (Nach Schmaler.)

a Kirche mit Kirchhof. b Herrschaftlicher Hof. c Pfarrerwohnung. d Schenke. e Schule. f Backöfen.

Ist auch die Bauart des ganzen Dorfes nicht mehr die ursprüngliche, so trifft man doch noch vielfach die alten echt wendischen Bauerhäuser, die mit ihrem strohgedeckten Dache von den neuen und nach neuer Art aufgeführten Ziegelhäusern stark abstechen. Das alte Bauerhaus besteht nur aus einem Erdgeschoß, das auf einem niedrigen Unterbaue von rohen Steinen sich erhebt, dann aber nach Art der Blockhäuser aus Balken aufgeführt ist. Es trägt in der Oberlausitz keinen Giebelschmuck, aber charakteristisch für dasselbe sind die Holzbogen, welche sich über den Fenstern hinziehen und die auch aus Backstein oft bei neugebauten Häusern gleichsam bewußtlos wiederholt werden. Sie sind das Kriterium eines echt wendischen Bauerhauses und zeigen sich weit über die Grenze der heutigen Wendei hinaus, die Orte anzeigend, wo ehemals noch Wenden wohnten. Das Innere ist äußerst einfach; ich habe es höchst sauber und wieder sehr schmutzig gefunden, so daß ich daraus nicht im Allgemeinen auf die Reinlichkeit des wendischen Völkchens schließen kann; doch sagt man diesem gewöhnlich nach, es sei

reinlich. Tritt man die paar steinernen Stufen hinauf in die Flur ein, welche mitten das Haus durchschneidet, so hat man zur Rechten abgeschieden durch eine Wand die Ställe, links die Wohnstube (stwa), hinter der sich oft noch ein Stübchen (stwička) befindet. Das ist der ganze Wohnraum für die Familie. Das wesentlichste Möbel ist der große Kachelofen (kachle), der Stube und Stübchen heizt und auch auf die Flur hinausreicht, wo er als Herd dient. Sonst fällt noch das nie fehlende Tellerbret (polca) an der Wand auf. Eine Treppe oder Leiter führt von der Flur nach dem Heuboden hinauf. Damit ist aber auch die Beschreibung des Häuschens erschöpft. (Siehe den Grundriß auf S. 63.)

Ueberall macht das alte Wesen, die Sitte der Väter gleich deren Sprache Platz vor dem eindringenden Fremden; die sogenannten Volkstrachten schwinden in der protestantischen Oberlausitz reißend schnell, während im katholischen Theile derselben sowie in der Niederlausitz sie noch festen Boden haben.[1]) Schon Schmaler klagt vor 30 Jahren über diese Abnahme der alten Sitten und Gebräuche, und seitdem ist der Proceß noch weit rascher vorwärts gegangen, seit Eisenbahnen mehr und mehr das Land durchkreuzen. „Preußischerseits mag die Militärverfassung, welche jeden wehrhaften Jüngling aus der slawischen Umgebung in die Reihen deutscher Kameraden und die Kreise deutscher Mädchen und Städtchen führt, das Ihrige dazu beigetragen haben. Dem zurückgekehrten Burschen gefällt die vaterländische (sic!) Tracht, der einheimische Tanz, der schnarrende Dudelsack, die schreiende Tarakawa (Art Flöte) nicht mehr; er bringt fremde Art und Sitte mit, will seinen Walzer und Galop nach einer modernen Musik tanzen und spottet Manches hinweg, was er sonst verehrte. Bei den Mädchen bleibt das Urtheil des schmucken Soldaten nicht ohne Einfluß, und so wird nach und nach manches Althergebrachte und Eigenthümliche abgelegt, beiseitegethan und vergessen.“[2])

Uebrigens sind es nur wenige Dörfer, in denen man heute die alten wendischen Musikinstrumente noch findet, denn auch diese sind von den in deutschen Dörfern üblichen Instrumenten beim Tanze im Kretscham verdrängt worden. Seltener und seltener wird die alte dreisaitige Geige (husla) von alterthümlicher Gestalt, die einen schrillen und scharfen Ton von sich gibt.

[1]) Ich unterlasse es auf das Kapitel der Volkstrachten einzugehen. Was darüber gesagt werden kann, haben Haupt und Schmaler in ihren „Volksliedern der Lausitzer Wenden“ bis ins Minutiöseste zusammengestellt.

[2]) Vergl. Haupt und Schmaler, II., S. 209.

Ihr gesellte sich zu die gleichfalls echt wendische Tarakawa, eine Art Oboe, und der slawische Dudelsack, von dem es zwei Arten gibt. Der größere oder Bock (kozol) ist mit dem ganzen gehörnten Kopfe eines Ziegenbockes geschmückt, gerade so, wie er auch noch in Böhmen vorkommt; der kleinere Dudelsack (měchava) ist ohne diese Zierde. Ehemals spielte man auch das Hackbret in der Wendei.

Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß die Wenden in Weiß trauern. Nahe Verwandte tragen ein Jahr lang den weißen Ueberwurf (płachta) aus weißer Leinwand. In einigen Gegenden kommt dazu die weiße Stirnbinde, in anderen das weiße Mundtuch. Ich habe diese Erscheinung weiter verfolgt, aber nur in ehemals slawischen Ländern angetroffen. Noch heute trauert man im Voigtlande weiß.[1]) In Deutschböhmen, in der Planer Gegend, nahe bei Eger, „tragen beim Leichenbegängnisse eines Jünglings die Angehörigen ein weißes Tuch in der Hand zum Zeichen der Trauer."[2]) Auch im hannoverschen, jetzt germanisirten Wendland ist Weiß die Trauerfarbe. „Ehe der Leichenzug sich in Bewegung setzt, treten die nächsten männlichen und weiblichen Angehörigen des Todten, die Letzteren vom Kopfe bis zum Fuße phantastisch in lange weiße Laken gehüllt, zu ihm heran und nehmen unter lautem Jammern und Händedrücken Abschied."[3])

Die Gutsherrschaft im Dorfe ist allemal deutsch; sie ist auch ein Germanisirungscentrum, während der meist aus dem Bauernstande hervorgegangene Geistliche, je nach seiner nationalen Gesinnung, mehr oder minder als das conservirende Element des Wendenthums betrachtet werden muß. Der Einfluß des Gutsherrn ist übrigens, seit die volle Befreiung der Bauern durchgeführt ist und die alte Abhängigkeit aufhörte, nicht mehr ein so bedeutender wie früher. Die Bewohner der sog. Laßhütten mußten für ihn frohnden; ihre Söhne und Töchter mußten auf den Herrenhof ziehen und dort dienen. War das Jahr um, dann wurden sie durch frisches Gesinde ersetzt und konnten abziehen:

All sich das Gesinde zum Abziehn schickt
Schick mit uns Dich, Mädchen, zum Abziehn an

heißt es im Volksliede.

---

1) Köhler, Volksglaube im Voigtlande S. 14.

2) Födisch in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, X., S. 81.

3) Das hannoversche Wendland. Festschrift (von K. Hennings) Lüchow 1862. S. 67.

Aber das Mägdlein hat seinen Rautenkranz verloren, es wagt nicht, sich der fröhlichen Schaar zu nähern, da sie sonst zurückgestoßen werden könnte; wie denn auch in den wendischen Kirchen beim sonntäglichen Examen gefallene Mädchen sich nicht unter die unbescholtenen vor den Altar stellen dürfen, sondern in den Bänken sitzen bleiben müssen. —

Sieht man ab von den wenigen aus den Wenden selbst hervorgegangenen Geistlichen, Lehrern und Beamten, so sind sie sämmtlich Bauern. Sie kennen keine Stände, haben, so lange die Geschichte zurückreicht, keinen Adel besessen, sind deshalb untereinander aber keineswegs gleich. Der Großbauer (Bur), der eine etwa dreißig Morgen umfassende Hufe Landes besitzt, wird kaum jemals seine Tochter einem Halbhufner (Polenjk) oder gar einem Häusler (Budarj) geben, der nur eine Hütte und einen Garten besitzt.

Es entspricht dem socialistischen Grundcharakter der Wenden und der Slawen überhaupt, daß sie auf die Gemeinde (hromada, gromada) etwas halten. Unter der Linde oder im Winter im Kretscham, der Schenke, findet die Versammlung der Grund- und Hausbesitzer statt, bei der mit großer Wichtigkeit lebhafte Debatten über alle Gemeindeangelegenheiten geführt werden. In verschiedenen Schriften fand ich noch die Angabe, daß der Schulze (šolta) zu den Gemeindeversammlungen einlade, indem er das Krummholz (kokula) oder den hölzernen Gemeindehammer (hejka) umhersendet, an welchen die schriftliche Einladung angeheftet ist. Dieses echt slawische Instrument wandert von Haus zu Haus, der eine Nachbar schickt es dem andern, und so kommt es schnell im Dorfe herum. Selbst zu Begräbnissen wurde auf diese Weise eingeladen, nur trat dann an die Stelle der Kokula der schwarze Stab (čorny kij).

Die Uebereinstimmung mit ähnlichen Rechtsgebräuchen bei germanischen wie andern slawischen Völkern ließ mir diese Sitte besonders interessant erscheinen, und ich suchte daher ihr in der Ober- wie in der Niederlausitz nachzuspüren. Aber es war hier wie mit so manchen alten Gebräuchen ergangen, die in den Büchern als noch vorhanden bezeichnet werden, vor dem nivellirenden Strome der Neuzeit jedoch schon abgestorben sind: die Kokula oder Heja besteht nur noch in der Erinnerung. In den wendischen Dörfern Drehsa, Pommritz, Hochkirch, Wuischke sagte man mir: „Seit Langem ist die Sitte abgekommen, bei uns meldet jetzt der Wächter Gemeindeversammlungen und Steuern an.“ In Krischa, in der preußischen Oberlausitz, befragte ich der Reihe nach alle alten Leute des Dorfes, und nur ein achtzigjähriger Greis vermochte mir Auskunft zu geben. Vor sechzig Jahren, so erzählte er, sei die Heja noch im Gebrauch gewesen;

sie bestand aus einem zwei Ellen hohen, keulenförmigen Stabe. Wenn es hieß: heja wokoło dji, die Heja geht herum, dann wußte man, daß die Steuern wieder fällig waren, und man identificirte daher den Stab geradezu mit der Steuerpflichtigkeit. Auch in der Niederlausitz war es schwer, Nachrichten zu erhalten, obgleich allem Anschein nach die Sitte hier sich weit länger erhalten hat und theilweise bis in die letzten Decennien gedauert haben mag. Im Dorfe Mieschen im Spreewalde gab es z. B. zwei Hämmer; sie waren aus Holz, mit kurzem Stiel und großem, würfelförmigem Kopfe. Auf einem derselben stand in deutscher Sprache: „Schulgeld und Klassensteuer", auf dem andern „Contribution und Kriegssteuer". Mit diesen gmejnske klapacy (Gemeindehämmern) berief man auch zur Gromada, der Gemeindeversammlung.

In deutschen Gegenden Sachsens hat sich der Gebrauch besser erhalten[1]). In der Nähe von Oschatz vertritt die „Kloppe" die Stelle der Kokula; sie ist einem hölzernen Zuckerschlägel sehr ähnlich, nur mit sehr kurzem Stiel. Die Kloppe stammt dort aus der Feudalzeit, wo der Lehens- und Grundherr durch Schläge an das Hofthor mittels eines hölzernen Hammers die Bauern zur Frohnarbeit rief. Später war in jeder Gemeinde ein Mann angestellt, der ebenfalls durch Schläge an das Thor Communearbeit, Steuer u. s. w. verkündigte. Heute werden diese Bekanntmachungen schriftlich, auf die Kloppe geklebt, veröffentlicht. Das Recht, sie herum zu schicken, hat der Gemeindevorstand.

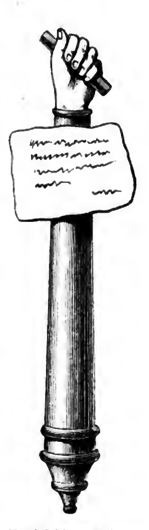
In der Nossener Gegend ist statt des Hammers der „Stempel" in Gebrauch, ein 2 Ellen langer, gedrehter Stab, an welchem oben ein Brettchen, 12 Zoll in's Geviert, zum Befestigen der Anzeigen angebracht ist. In der Gegend von Grimma, Wurzen, Leißnig hat man dagegen „Eisen" von Hufeisenform, an welche die Ankündigungen befestigt werden. Im Altenburgischen hat man den „Klippel".

In Böhmen ist der Gebrauch, die Gemeinde mit solchen Symbolen zu berufen oder ihr Nachrichten kund zu thun, im Jahre 1848 mit Aufhebung der Patrimonialgerichte eingegangen. Doch habe ich dort die Palitschka (palička, Schlägel, Keule) im Jahre 1859 in dem Dorfe Otrotschin noch gesehen und gezeichnet. Sie bestand aus einem zwei Fuß langen, rund gedrehten Holzstabe, an welchem sich oben eine aus Eisen gegossene Hand befand; unterhalb derselben wurde der Zettel mit der Bekanntmachung des Gemeindevorstandes oder Patrimonialrichters ange-

[1]) Globus XX. S. 320.

bracht, und so wurde die Palitschka — welche man auch kurzweg právo, *das Recht*, nannte — von Haus zu Haus gesandt, indem ein Nachbar sie dem andern zustellte. Bei der Gemeindeversammlung lag die Palitschka als Zeichen des Präsidiums vor dem Platze des Vorstehers, der sie gebrauchte, wie der Präsident eines Parlamentes seine Glocke.

A. Schmalfuß belehrt uns[1]), daß auch in heute ganz deutschen Gegenden Böhmens bis zum Jahre 1848 dieselbe Sitte herrschte. Wenn der „Richter“, der Gemeindevorsteher, in den Dörfern um Saaz sein Amt antrat, so wurden ihm ein hölzerner Hammer und eine aus Metall gegossene Hand als Zeichen seiner Würde übergeben. Mit dem Rufe: „*Holla, der Hammer ist da!*“ wanderte dieser von Haus zu Haus, um die Gemeindeglieder zum „Gerichte“, dem Wohnhause des Vorstehers, zu berufen. Wer den Hammer zuletzt erhielt, brachte ihn wieder zum Gerichtshause zurück, wo die „Richterfaust“ gleichfalls als Zeichen des Präsidiums auf dem Tische lag. War nun die Faust das Zeichen der richterlichen Gewalt, so versinnlichte der Hammer mehr die Exekutivgewalt.



Palitschka aus dem Dorfe Otrotschin in Böhmen.

Wir wollen hier nicht entscheiden, ob in diesem Falle eine slawische Sitte zu den Deutschen übergegangen ist, oder ob ein ursprünglicher germanischer Rechtsgebrauch vorliegt. Die Gegend um Saaz wurde erst ziemlich spät germanisirt. Wie dem aber auch sein möge, die Sache selbst ist jedenfalls eben so gut germanisch als slawisch. Der Hammer war bei unseren Vorfahren, gleich wie ein herumgetragener Speer, ein Pfeil, eine Fahne, ein Feuersignal, das Läuten der Sturmglocke oder Blasen des Hornes ein Zeichen des Aufgebotes, wie es ähnlich bei den verschiedensten Völkern angewandt wird. Als im Sommer 1870 die Chinesen den Christenmord in Tientsin begingen, schickten sie vorher einen Fächer als Zeichen der Aufforderung durch das Land; ehe der große Sipahiaufstand gegen die Engländer in Indien ausbrach, wurden Tschepatti's oder „heilige Kuchen“ auf geheimnißvolle Weise unter dem Volke vertheilt, als Zeichen, sich bereit zu halten; sie wanderten, wie in China der Fächer, von Hand zu Hand, von Haus zu Haus. Die Grundanschauung ist in Indien wie in China,

[1]) Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. III. 92.

bei den Slawen wie Germanen in diesem Falle dieselbe. Bei unseren Vorfahren mußte das allgemeine Aufgebot von Dorf zu Dorf durch die Ortsvorsteher verkündigt und in jedem Dorfe von Haus zu Haus gesagt werden. Ob ein dorff das inn die egenannten Zente gehorte, ichts anginge, die sollen ihren heymbergen senden zu dem nechsten dorff dabey, und derselbe das aber in demselben dorff dem heymbergen sagen, were aber sach, dass der heymberge nit gegenwärtig were, szo soll er das dem nechsten aber bey ime sagen und derselbe, der die botschaft also darbrecht, der soll dann bleiben u. s. w. (Grimm, Rechtsalterthümer II. Bd. 2 bis 3. III. Bd. 554). Was den Vorgang bei der Gerichtssitzung in alter Zeit betraf, so nahm der Richter den Stab in die Hand „wann ein richter zu gericht niedersitzt und den Stab in die handt nimpt", Grimm I, 274). Auch bei Umzügen wurde der Gerichtsstab umgetragen, und auf ihn pflegte auch der Vollzug des gesprochenen Urtheils gelobt zu werden. Alle gerichtlichen Verzichte und Uebergaben von Gütern geschahen an den Gerichtsstab (und gab die für sy und all sein Erben auf an den Stab in Gerichts Hand. Monumenta boica. IX, 292). Mit dem Stab wurden bei gerichtlichen Versteigerungen die Güter zugeschlagen.

So alt und bedeutungsvoll war einst dieser Rechtsgebrauch; der Stab, das Zeichen der richterlichen Gewalt, hatte einst eine ganz andere Rolle zu spielen. Mehr und mehr von seiner Würde und Bedeutung ging verloren; er war zuletzt ein ungern gesehenes Steuerzeichen, und heute lebt er fast nur noch in der Erinnerung; der kommenden Generation wendischer Bauern wird er schon völlig unverständlich sein.

Je mehr aber alte Sitten und Gebräuche abkommen, desto mehr schwindet der nationale Charakter der Wenden. Was soll man aber dazu sagen, daß diese selbst ihre wendischen Namen aufgeben?

Aufgefallen ist mir bei meinen Wanderungen in der Lausitz die Zahl der deutschen Familiennamen unter den Wenden. Die Meier, Müller, Schulze, Schmied und Schneider grassiren in den wendischen Dörfern so gut wie in den deutschen, und doch waren die Träger dieser Namen nach allem Anschein gute Wenden. Eine Erinnerung an deutsche Herkunft war bei ihnen nicht vorhanden, und in manchen Dörfern wurde mir versichert, daß an eine Einwanderung deutscher Vorfahren dieser Müller und Schulze nicht zu denken sei. War dem so, dann müßte man an eine Verdeutschung ursprünglich wendischer Eigennamen denken. Und wie ich gefunden habe, ist das in der That der Fall. Seit langer Zeit ist dieser Proceß der Verdeutschung der Namen schon im Gange,

nur geschieht dieses, oder sagen wir besser es geschah stillschweigend, und nicht in so ostensibler Weise, wie z. B. in Ungarn, wo ein Slawe oder Deutscher, der sich magyaronisirt, in öffentlichen Blättern anzeigt, daß er von heute an so und so auf gut magyarisch heiße. Die Verdeutschung der wendischen Eigennamen in der Lausitz fällt meistens in eine Zeit, als die Kunst des Schreibens unter den Wenden noch wenig verbreitet war; damals waren die Eigennamen noch flüssiger als heute.

Ein gut slawischer Eigenname, den der Bauer seinem deutsch redenden Prediger oder vor dem deutschen Gerichte nannte, erhielt von diesen deutsche Form, wie die Ortsnamen sie schon lange erhalten hatten, oder der Bauer glaubte sich ganz verständlich machen zu müssen, wenn er vor dem deutschen Gerichte seinen wendischen Eigennamen in der Uebertragung angab. Er übersetzte daher seinen Eigennamen oft selbst; anfangs mag dann die deutsche und wendische Form neben einander gegangen sein; die erstere erhielt später, weil sie vor Gericht gültig war, oder bei den Wenden selbst als die „feinere" galt, das Uebergewicht, und die wendische ward ganz vergessen. Daher stammen viele deutsche Eigennamen unter den wendischen Bauern. Parallel damit lief ein anderes Verfahren. Zwei wendische Bauern können sich über die Grenzen ihrer Besitzungen nicht einigen; sie gehen zu ihrem deutschen Richter, der entscheiden soll, was Recht ist. Der eine heißt Hawsting, Augustin, der andere Blažij, Blasius. „Merkwürdige Namen," denkt der Richter, und er schreibt sie nieder, wie er sie etwa hört, und so wird denn aus Hawsting „Hausding" und aus Blažij „Bläsche." Die Namen sind dann geblieben. In der Regel aber ist der Proceß der Germanisirung des Namens unter den Bauern selbst ausgeführt worden. — Der Beweis für diese Behauptung ist leicht herzustellen. Wir brauchen nur das Kirchenbuch einer wendischen Pfarre aufzuschlagen, und sofort springen uns Dutzende von Beispielen in die Augen. Mein Freund, Pastor Broske in Krischa, der mich auf diese Erscheinung aufmerksam machte, schlug mir das Kirchenbuch seiner Parochie auf, und fast jede Seite brachte Belege. Da stand z. B. Todtenregister 1818 Nr. 3 Johann Kurjo, sage Hünichen, oder 1819 Nr. 4 Johann Ziste (čisty = rein) genannt Reinhardt. In beiden Fällen liegt die Uebersetzung vor. Aus einem Kowar wurde Schmied, aus einem Čorny Schwarz ꝛc. Uebrigens gehen auch heute noch in vorwiegend wendischen Parochien beide Namensformen, die deutsche und wendische neben einander. Bei den Abkündigungen von der Kanzel wird dann immer der wendische Name gebraucht, im Kirchenbuche, das als öffentliche Urkunde deutsch geführt werden muß,

ist der Name dann deutsch eingetragen. „In meiner Parochie," sagte mir Pastor Broske, „wollen die Wenden Schneider (Krabec), Schmied (Kowar) und Lehmann (Wićaz) sich nicht mehr in die ursprüngliche slawische Form übersetzt haben; sie verharren bei dem deutschen Namen."

Noch häufiger aber erscheint die allmälige Ueberleitung des slawischen Namens in eine deutsche Form, die, wenn man sie allein betrachtet, urgermanisch erscheint, in ihrer Wurzel aber doch rein slawisch ist. Dieser Proceß ist nur nach und nach vor sich gegangen; von Generation zu Generation entfernte sich der Name mehr und mehr von seiner ursprünglichen Form, das Slawische darin wurde mehr und mehr abgestreift, bis aus der Raupe ein Schmetterling geworden war. Bei Ortsnamen, wo dasselbe der Fall war, können wir diesen Proceß nicht immer so genau verfolgen, wie bei Eigennamen, aber der Vorgang war sicher der nämliche, und es ist deshalb von Wichtigkeit, ihn an einigen Beispielen darzuthun. Im Krischaer Kirchenbuch erscheint ein echt wendischer Broidky; seine Söhne treten als Brody und Brady auf, die nachfolgende Generation schon in ganz germanisirter Form als Brode und Brade. Eben so finden wir dort durch die Geschlechter hindurch von dem slawischen Honik ausgehend Hönig, Höhnich, Hönig und Hennig. Aus Symny wird Symne, Symm, Simm.

Durch dieses Wechseln und Verändern der Namen entstehen eigenthümliche Verhältnisse, die auch in rechtlicher Beziehung, namentlich bei Erbschaftsangelegenheiten, zu Verwirrungen führen, denn die nächsten Verwandten haben oft verschiedene Namen. „Mein Großvater," sagte mir Pastor Broske, „hatte zwei Brüder. Diese drei Linien schreiben sich Broske, Proske und Proska, und Vettern dieses Namens habe ich heute noch. Drüben in Maltiz wohnt die alte Cistowa, eine Urwendin, und Niemand nennt sie anders als bei ihrem richtigen wendischen Namen. Auf dem Gerichtsamt, Pfarramt, in den Gemeindelisten heißt sie aber nur die Reinhardtin und alle ihre Kinder heißen Reinhardt. Hier liegt also die Uebersetzung des Namens vor." Noch ein Beispiel: In Bautzen wohnt ein Maurermeister Busch. Wer den Namen so hört, wird schwerlich denken, daß auch hinter diesem ein echter Wende sich versteckt. Der Vater des Mannes hieß noch Pošny (Poschni der Hübsche), aber ins Kirchenbuch trug man beim Sohne schon das ähnlich lautende „Busch" ein.

Das ist ein Proceß, der fast selbstständig, ohne jedes Mittel von Zwang oder gewaltsame Einwirkung von selbst unter den Wenden vorgeht. Jetzt aber, nachdem die Eigennamen feste Form angenommen haben und von

der Kirche wie von dem Gericht darauf gehalten wird, daß keine willkürlichen Aenderungen daran vorgenommen werden, hat er größtentheils seinen Stillstand erreicht. Was heute noch von slawischen Eigennamen da ist, wird bleiben. Sie sind überhaupt noch in der Mehrzahl.

Ueberhaupt sind die wendischen Familiennamen, die, mehr oder weniger rein und in germanisirter Form, durch ganz Sachsen und die übrigen der Wendei benachbarten Landstriche hin sich verbreitet haben, noch sehr zahlreich. Da tritt uns Benisch und Bensch entgegen, wendisch Bjenješ, Benedikt; Bartsch, wendisch Bartuš, Bartholomäus; Gilka, wendisch Giela, Daniel; Görke, Greger, wendisch Gregor und Gregorek, Gregorius; Kubasch, Kubsch, wendische Formen für Jacobus; Hänisch, Hänsche, Jentzsch und Jänisch, wendische Formen für Johannes; Petrich, Petsch, Pietsch, Pösch, Pöschke, Peschel, wendische Formen für Peter; Schippang, wendische Form für Stephan; Domke, Domasch, Domaschke, wendische Formen für Thomas; Kretzschmar, Kretschmar von kjarcmar, der Schenkwirth; Goltsch, Goltz, von golc, der Junge; Robel, Röbel, Fröbel von wrobel, der Sperling; Wolschke von olša, Erle; Wenk von wěnk, Kranz; Klien von klin, Keil.

Geselligkeit, Heiterkeit, Fröhlichkeit werden als hervorragende Charakterzüge der Wenden angesehen. Auf den Jahrmärkten ist es eine wahre Freude das heitere, lebendige und oft ausgelassene Treiben der Jungen und Alten zu betrachten und jede Hochzeit, jede Kindtaufe, jede Kirchmeß, jeder Tanzabend im Kretscham zeugt von dieser Harmlosigkeit. Den klarsten Beweis liefern dafür die Lieder selbst.

So manichfaltig die slawischen Lieder auch nach Form und Inhalt sind, sie weisen doch auf einen gleichen Ursprung hin. Der gemeinsame Stock, auf dem sie erwuchsen, ist ein und dieselbe Weltanschauung, eine und dieselbe Sinnesart; ein und dasselbe Gefühl und äußere Gewand, welches diese Anschauung und dieses Gefühl umhüllt, ist bei den verschiedenen Sprachen doch dieselbe Ausdrucksweise. Dabei ergänzen sich die Lieder des einen Volkes wieder durch jene des andern; was dem einen fehlt, das besitzt das zweite. Die Uebereinstimmung ist in manchen Gesängen fast durchgängig, in vielen aber vollständig und das ist bei geographisch weit getrennten Stämmen, wie Tschechen und Russen, Slowaken und Serben u. s. w. der Fall. Auch bewegen sich die slawischen Lieder hierbei in ähnlichen oder auch zuweilen gleichen Wendungen, wie dieses viele Lieder der Slowaken und Kleinrussen, Serben und Russen beweisen. Das ist nicht zu-

fällig entstanden oder gegenseitig geliehen, das ist derselbe eine Volksgeist, der dieses hervorgebracht.

Noch in einem Punkte gleichen sich die slawischen Lieder der verschiedenen Volkszweige des großen Stammes, nämlich in einer gewissen Melancholie und Traurigkeit, die in ihnen sich offenbart. Selbst fröhliche Lieder zeigen in ihrer Melodie eine Art Trauer. Gute Slawen haben diesen melancholischen Charakter aus den traurigen Schicksalen ihres Volkes erklären wollen, hat ja, nach ihnen, kein Volk so sehr gelitten als das slawische, welches nun seine zur Trauer geneigte Volksseele in die melancholischen Lieder ausgoß. Das ist wenigstens eine slawische Anschauung; ich kann aber nicht behaupten, daß sie bei den Wenden ihre Begründung finde und die Wenden haben doch unter allen Slawen am meisten gelitten, sind bis auf einen geringen Rest vertilgt worden. Doch gerade in ihren Liedern finden wir fast durchgängig den lebhaftesten und unzweideutigsten Ausdruck eines fröhlichen Leichtsinns, einer aufgeräumten Heiterkeit, einer unvertilgbaren guten Laune, im Gegensatz zur derben und treuherzigen Gemüthlichkeit der Deutschen. Doch unterscheiden sich die Lieder der Oberlausitzer Wenden merklich von denen, die in der Niederlausitz gesungen werden. Wie das Land der ersteren hügelig ist und zum Fuße der Gebirge ansteigt, so erhebt auch ihre Poesie sich höher; sie behandelt zum Theil ernstere Gegenstände und es finden sich wenigstens noch Anklänge an alte Heldenlieder. Haupt und Schmaler unterscheiden in ihrer schönen Sammlung Feldlieder (Pšezpólna), die beim Gange durchs Feld oder im Freien gesungen werden; Sätzchen (Rončka), ein Liedchen, das der Vortänzer seinem Mädchen extra von den Musikanten aufspielen läßt, und das vom Chor mitgesungen wird; Tanzlieder (Reje, Reihen) während des Tanzes gesungen; Rundgesänge (Wuženenja), Hochzeitslieder (Kwasne spjewy); Bittlieder (Stonanje, Stöhnelieder), gesungen vom Abgeordneten der Spinnstube vor dem Hause Derjenigen, die gebacken oder geschlachtet haben und nach altem Brauch den Bittenden Brot oder Fleisch mittheilen; Legenden (Podkhyrlušje). „Was die Melodien anbetrifft, so stellen wir sie dreist den besten deutschen Volksweisen an die Seite. Einige, zum Theil aus den alten Kirchentonarten gehend, verrathen ein hohes Alter. Die meisten tragen ganz den Charakter des slawischen Volksliedes an sich; andere, deutscher Singart mehr sich annähernd, zeugen von ihrem späteren Ursprunge. Eine besondere Aehnlichkeit haben sie mit den großrussischen Tanzliedern."

---

4. Streifzüge durch die wendische Niederlausitz.

Was Bautzen für die Oberlausitz, der Centralpunkt, in dem Handel und Wandel, politisches und administratives Wesen sich zusammenfindet, ist Kottbus für die Niederlausitz. Kottbus ist größer, bedeutender als deutscher Fabrikort, und doch erscheint es an gewissen Tagen wendischer als selbst Bautzen, obgleich von einer literarischen Führung der Niederlausitzer Wenden, wie sie in Bautzen für die Oberlausitzer besteht, hier kaum die Rede ist. Aber ringsum auf dem Lande wohnt der Wende, der Sonntags zur Kirche, Donnerstags zum Markte nach Kottbus in hellen Schaaren strömt, und dann der Stadt ein ungemein lebhaftes und buntes Gepräge verleiht. Kottbus ist für den Niederlausitzer Wenden die „Stadt" schlechthin, und so nennt er sie denn nie oder selten bei ihrem eigentlichen slawischen Namen Chotebuz (urkundlich Chotibuz, Kothebuz, Kodebutz, Kotzebus, Kohebut, Kothbus, Katthebus, Kottbiß, Kottwitz), sondern nur Mjesto, die Stadt. Alle kleineren Städte umher, wie Peitz, Forst, Spremberg, haben ihre besonderen Namen, nur Kottbus heißt die „Stadt", ähnlich wie die urbs der Römer. Auf dem Markte, an der schönen aus Backsteinen erbauten gothischen Oberkirche, an der im Jahre 1517 erbauten wendischen Kirche, auf allen Plätzen und Straßen der innern Stadt, wimmelt es dann von den überaus bunt und malerisch gekleideten wendischen Mädchen; alle haben ihren „Parasol" unter dem Arm, denn der Regenschirm ist bei jeder Witterung ihr treuer Begleiter. Da halten sie Spreewaldbutter und Eier feil, auf dem Viehmarkte verhandeln sie ihr Vieh; auf kleinen Leiterwagen, mit kleinen Pferden bespannt, sind die Heidebauern herangekommen. Diese Kottbuser Märkte sind von altersher berühmt. So heißt es in des Rectors Samuel Großer „Lausitzischen Merkwürdigkeiten" [1]): — „wächset um diese Gegend schöner Flachs, von dem das Armuth seine Nahrung nimmt; die übrige Nahrung besteht auff Handwerken und Bierbrauen. Denn weil dieses Bier gar sehr berühmt ist, auch die Stadt in Wochen- und Jahrmärkten von einer sehr großen Menge Volks besucht wird, gehet es ziemlich ab. So ist auch die Viehzucht wegen der herrlichen Weyde gar sehr gut: die Victualien sind wegen des niemals mangelnden Fleisches, Fische, Krebse, insgleichen Erdgartenfrüchte, gar sehr gutes Kauffs; und was nicht

[1]) Leipzig und Budissin 1714. III. p. 63.

consumiret wird, kan auff der Spree mit gutem Vortheil nach Berlin geführet und daselbst verkauffet werden.“ —

Alles wogt auf dem Markt lebhaft durcheinander, und der Kenner unterscheidet, je nach der Tracht und Aussprache des Wendischen, aus welchem Dorf die einzelnen Bauern sind. Denn geradezu atomistisch zersetzt, ohne allen



Wendische Mädchen aus dem Spreewalde in Festtracht.

Zusammenhang, ist dieser dahinschwindende Rest wendischer Bauern in der Niederlausitz; die Dialekte weichen von einander ab wie die Kleidung, und ebenso ist auch kein gemeinsamer geistiger Zusammenhang gegeben. Nach dem Markte sind die Kaufläden und Schenken von den Bauern überfüllt; der Krämer macht gute Geschäfte, die bunten Kopftücher, der

rothe Wollstoff zu den Kleidern findet reißenden Absatz. Bunte Trachten waren von je unter den Wenden beliebt und der Luxus dabei stieg so hoch, daß auf dem Bartholomäi-Landtage 1654 die Lausitzer Stände dagegen einzuschreiten für gut fanden. „Denen Wendischen Bauerleuten und Knechten," heißt es in der 15. Proposition des Landtagsschlusses, „ist, damit ihre überhand nehmende Hoffarth gestillet werden möchte, zu verbieten, die kostbaren Bänder und Federn um die Hüte, wie auch die Stiefel mit Absätzen und die verbramten Stolpen zu tragen; item: daß den wendischen Mägden die theueren Bänder um die Köpfe, wie auch Halsbänder von Korallen zu tragen, verboten sein soll." Der Krämer speculirt heute noch auf diese Putzsucht der wendischen Mädchen; er weiß auch vortrefflich auf Wendisch seine Waare anzupreisen, wenn er es auch nicht für nöthig hält ein wendisches Schild herauszustrecken, ebenso wenig wie der Wirth, bei dem es noch lebhafter zugeht. Der „Palenz", der Branntwein, spielt auch in der Niederlausitz bei den Wenden seine gewaltige Rolle, und bei der Heimkehr vom Markte sind schwankende, tobende Bauerngestalten eine geradezu häufige Erscheinung.

Kommt der Abend heran, dann ist es vorbei mit dem Wendenthum in Kottbus, dann zeigt die Stadt wieder den rein deutschen Charakter einer fleißigen, aufblühenden preußischen Provinzial- und Industriestadt. Waren doch die Kottbuser von je stolz auf ihr Deutschthum und führten sie bereits 1126 in einer Urkunde den damals vielgeltenden Ehrentitel „Bürger deutscher Nation". Nur hier und da hört man unter den Dienstboten ein Wort wendisch wechseln; eine wendische Taufe oder Hochzeit, zu der die Bauern vom Lande kommen, findet statt, oder der wendische Geistliche — der übrigens abwechselnd deutsch und wendisch predigt — hält ein „Brautexamen" ab. Eine Schilderung dieser seltsamen Institution findet sich im „Daheim" 1871. S. 684. Im Gymnasium wird, für jene, die wendische Theologen werden wollen, zweimal wöchentlich wendischer Unterricht ertheilt, und einmal in der Woche erscheint in einem halben Bogen klein 4°, mit deutschen Lettern und strotzend von Germanismen, der „Bramborski ßerski zaßnik (Brandenburger wendische Zeitung)", an dessen Schluß in deutscher Sprache steht: „Redaction, Druck und Verlag von F. W. Brandt in Kottbus." Du lieber Gott! Ich muß gestehen, daß beim Anblick und Durchlesen dieses bescheidenen Blättchens mich eine unwillkürliche Rührung überkam. Denn hier concentrirt sich auf jährlich 200 großgedruckten kleinen Quartseiten das literarische Leben der Niederlausitzer Wenden — wenn wir absehen von dem wendischen Missionsboten, den paar Schul- und Gesang-

büchern! Die Nowiny, Neuigkeiten, des Blättchens erzählen in gut patriotisch-preußischer Weise: was „nasch kral a kejžor“, unser König und Kaiser, was „nasch Kronprynz“, unser Kronprinz, oder „Pschußki generalstab“, der preußische Generalstab, macht. Deutschland ist auch des Wenden Vaterland, es wird ihm im „Zaßnik“ erzählt: wie Bismarck dem Musikdirector Wilhelm für die Composition der „Wacht am Rhein“ „towsynt tolari“ (tausend Thaler) überreicht habe; es werden Anekdoten vom Fürsten Bismarck und von preußischen Soldaten mitgetheilt, eine Mordgeschichte (Mordowañe) und eine Erzählung „W Straßburgu na schanzy“, Zu Straßburg auf der Schanz! Deutsche Citate sind reichlich eingewebt, und die wenigen Ankündigungen auf der letzten Seite sind zur Hälfte in deutscher Sprache.

Wie das Wendenthum überhaupt, so zeigt auch dieses Blättchen ein hippokratisches Gesicht. Laßt die wendische Sprache ruhig sterben! Ihr, die ihr glaubt im Anlehnen an das neuerwachende Slawenthum dem unerbittlichen Gang der Ereignisse hier noch hindernd in Weg treten zu können, ihr macht die Rechnung ohne den Wirth; denn der Wende selbst will von euren Bestrebungen nichts wissen. Und ihr Anderen, die ihr den Auflösungsproceß gerne beschleunigen möchtet, gönnt dem Sterbenden seine Ruhe! Das durch und durch schon zweisprachige Völkchen verliert alljährlich an seinen Grenzen ganze Dörfer, die sich germanisiren. Wir wandeln hier auf einer Völkerruine. Welchen Eindruck bringt es hervor, wenn wir ein Dorf durchschreiten, in dem fröhlich und munter die blondhaarigen, blauäugigen Kinder die „Wacht am Rhein“ singen, und wir erfahren: vor fünfzig, dreißig Jahren war dieß noch ein wendisches Dorf! Ein Blick genügt, um die Wahrheit des Ausspruches zu zeigen: denn die Tracht, vor allem das Kopftuch, die Bauart der Häuser, sie sind noch urwendisch, und fragt ihr weiter nach dem Schicksal des Dorfes, das nun für immer dem Slawenthum entfremdet ist, dann erfahrt ihr, daß kein wendischer Prediger zu beschaffen war, als der vorige Pfarrer starb, und daß nun der Gottesdienst seit langem ganz deutsch ist. „Im verflossenen Jahr ist der alte Schwertak gestorben, der sprach noch wendisch — aber er war der letzte!“ Der Letzte! Unwillkürlich versetzen wir uns zurück in die Zeit, als auf Rügen oder im hannoverischen Wendlande der letzte wendisch redende Mann starb, und die germanische Fluth in hochgehenden Wogen dort die polabischen Reste aufgeschlürft hatte, wie der Ocean einen Regentropfen. Dort hatten das Christenthum und ein mörderisches Schlachten den Proceß der Germanisirung eingeleitet — hier findet kein Kampf statt, hier ist es ein ruhiges Einschlafen, ein Aussterben, ein Aufgehen in der höheren Cultur. Es ist

nicht so wie Schafařik in seinen „Slawischen Alterthümern“ (43. 7) sagt: daß man den Wenden die Trümmer ihrer Sprache und Nationalität „erst in unseren civilisirten Zeiten zu rauben gedenke.“ An „rauben“ denkt kein Deutscher; unaufhaltsam, natürlich, von selbst, geht der Proceß vor sich, nur schneller und schneller von Jahr zu Jahr. Wer kennen lernen will wie ein Volk rettungslos dahin stirbt, der braucht nicht erst in die Südsee zu gehen und dort sentimale Betrachtungen über den Untergang der Maoris auf Neuseeland und anderer polynesischer Racen anzustellen; hier in der Lausitz kann er täglich den gleichen Vorgang studieren. In seinem classischen Werk über Neuseeland theilt Ferdinand v. Hochstetter einen Ausspruch der Maoris mit: „So wie der europäische Klee unser Farnkraut tödtete und der europäische Hund den Maorihund; wie die Maoriratten von den europäischen Ratten vernichtet wurden, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet.“

Nicht aus dem Sinn ist mir diese Stelle gekommen bei meinen Fahrten durch die Wendei. Wohin ich auch den Blick richten mochte, bis tief hinab in das innere Leben der Familie, überall trat schon Verdeutschung der Wenden mir entgegen. Als Nation sterben sie ab; aber das Individuum dauert aus, es macht jetzt den Verpuppungsproceß durch, und erscheint mit einer anderen Sprache wieder, neugekräftigt und nun einem großen Culturvolk angehörig.

Aber gehen wir hinaus auf das Land, durch die Dörfer der Haidegegenden, oder in die sumpfigen Niederungen des Spreewaldes, sehen wir, wie das Absterben des Wendenvolkes in der Niederlausitz vor sich geht und die Germanisirung mit Riesenschritten vorwärts eilt. Fast jedes Dorf liefert uns neue Belege, und für die ganze Gegend hat, so sonderbar es klingen mag, der vielgenannte Strousberg einen neuen Anstoß zur fortschreitenden Germanisirung gegeben. Die Spree, die Landstraßen mit ihrem verhältnißmäßig geringen Verkehr waren die einzigen Verkehrsadern der Niederlausitz, in den deutschen Städten hatte sich schon seit langem eine kräftige Industrie angesiedelt — aber neues Leben kam doch erst in die Landschaft, als Strousberg waghalsig die Berlin-Görlitzer-Bahn baute. Sie durchschneidet den wendischen Theil der Niederlausitz ihrer ganzen Länge nach, sie ist ein deutscher Einschlag in den slawischen Zettel geworden, und das Gewebe, ohnehin gemischt, hat seitdem ein noch gemischteres Gepräge erhalten. Seitdem sind zahlreiche neue Eisenbahnlinien hinzugekommen und in Kottbus münden allein fünf. An jedem Bahnwärterhäuschen, an

jeder noch so kleinen Haltstelle krystallisirt das Deutschthum an, und wirkt aufschlürfend auf die wendische Umgebung; Dörfer, die sonst kaum des Deutschen Fuß betrat, sie werden unwillkürlich in den deutschen Strom hineingezogen. Eine Zeit noch werden sie gegen ihn anschwimmen — dann aber haben die Elemente sich vereinigt. In der südlichen Oberlausitz ist es genau so. Da wo die Dresden-Görlitzer-Bahn das Sprachgebiet der Wenden durchschneidet, sind die Dörfer auch bereits gemischt, und längs der neuen von Guben über Kottbus nach Großenhain ziehenden Bahn wird bald das gleiche der Fall sein. Alle diese Bahnen, denen noch weitere sich hinzugesellen werden, durchschneiden die Wendei jedesmal wie mit einem Messer, und indem sie die Deutschen verbinden, zeichnen sie jetzt schon die Linien vor, die, allmählig sich verbreiternd, das noch compacte Wendengebiet in einzelne Stücke auseinandersprengen werden. An den Gränzen der sechs, acht kleinen so entstehenden Theile wird aber der Germanisirungsproceß noch unerbittlicher nagen als dieß heute schon der Fall. Als Friesland noch ganz und eins war, da widerstand es besser den Meereswogen; als diese aber Canäle durch das Land gespült, es in Inseln und Halligen getheilt, da waren letztere auch dem Untergang geweiht, und Friesland liegt heute auf dem Meeresboden. Wohl schützen Dämme und Deiche seine letzten spärlichen Trümmer, aber kein geistiger Damm wird künstlich die letzten Wendenreste vor dem Untergang in dem deutschen Meer schützen. In einem abgelegenen Haidedörfchen, umgeben von gelben Sandflächen, von düsteren Kieferwäldern umrauscht, fernab von allen Straßen und Eisenbahnen, da wird wohl noch ein letzter Rest Wenden seine Genossen überdauern, die im Spreewald, in den Ackerbaugegenden, an der Gränze der deutschen Industriebezirke dann schon längst germanisirt sind, so daß der Enkel nicht mehr weiß, daß sein Großvater ein Wende war. Forscher und neugierige Touristen werden dann das einsame Haidedorf aufsuchen, dessen Sprache doch schon halb aus deutschen Wörtern besteht. So wird es sein — in hundert Jahren — vielleicht später erst. Dann ist wieder ein slavisches Volk untergegangen, oder, um slavisch zu reden, „dem deutschen Moloch geopfert".

Nordöstlich von Kottbus liegt das Ackerstädtchen Vetschau (wendisch Wjetošow). Auch dort wird in der Kirche abwechselnd wendisch und deutsch gepredigt, da mehrere wendische Dörfer dorthin eingepfarrt sind. Nach Westen zu ist hier noch auf vier Meilen Entferung, bis fast zur Neiße, alles wendisch; östlich von Vetschau liegen nur deutsche Dörfer. Noch 1714 schrieb der erwähnte Görlitzer Rector Samuel Großer in seinen „Lausitzischen

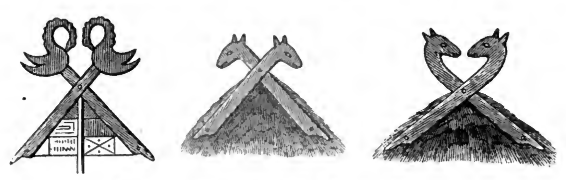
Merkwürdigkeiten“ (III. 94): „Vetschau wird unter die wendischen Städte gezählet, wiewohl auch Teutsche drinnen wohnen.“ Heute möchte Jeder sich umsonst nach wendischen Bürgern umsehen, da nur die vom Land eingewanderten Dienstboten wendisch verstehen. Noch im Beginn des vorigen Jahrhunderts wurde hier auf öffentlichem Markte von dem wendischen Landvolke der Umgegend ein großer Tanz abgehalten, zu dem einmal gegen 1000 Mägde in ihren rothen Röcken erschienen sein sollen. Der herrschaftliche Förster hatte den Vortanz, konnte ihn aber einem andern überlassen, wofür er einen Thaler Entschädigung erhielt.

Vetschau ist wohl geeignet, um in den Spreewald vorzudringen, wir folgen dem Laufe der Gewässer, die, zusammenrinnend, mit der Spree sich vereinigend und in mehrere hundert Arme sich theilend, diese höchst charakteristische Wasserlandschaft bilden. Von Süden nach Norden, träge, mit äußerst geringem Gefälle von nur wenigen Fuß hinziehend, bildet die Spree die Pulsader der Landschaft. Die wasserreiche von Peiz kommende Malxe, die Kschischowka, das Stradower Fließ, die Dober und Schrake, das Wudritz-Fließ vereinigen, Hunderte von Krümmungen, Nebenarme, todte Wasser und Canäle bildend, sich hier mit der Spree. Bald schmal wie ein Bächlein, bald seeartig sich ausbreitend, hier die Wiesen überschwemmend, dort eingeengt von dem nur wenige Fuß sich erhebenden Spatenland oder dem düsteren Erlenwald, stellen sie den „Luch“ dar. Das Wort ist bezeichnend genug für diese Art Landschaft, so daß Georg Schweinfurth, als er die sumpfigen, von weiten Schilf- und Grasflächen umgebenen, von trägen Strömen durchzogenen Gegenden am weißen Nil kennen lernte, diese nicht besser zu charakterisiren vermochte, als mit dem wendischen Namen Luch. Diese Beschaffenheit hat aber auch der ganzen Lausitz ihren Namen verliehen, denn Luh ist im slavischen Aue, Niederung; danach nannte man den ganzen Gau Lužice, das Volk Lužicane (Lusitschaner, Lausitzer). Erwähnt werden sie zum erstenmal als Lunsizi beim bayerischen Geographen, der ihrem Lande 30 „Städte“ zuschreibt; in Urkunden Kaiser Otto's I. finden wir dann Lusici.

Das erste wendische Dorf in dieser Landschaft, östlich von Vetschau, ist Mieschen. Es ist zusammengebaut, und zeigt noch nicht den Charakter der echten Spreewalddörfer, bei denen die Vereinzelung der Häuser Princip ist. Nicht daß dieses wendische Art und Sitte sei — denn der Wende baut seine kleinen Dörfer zusammenhängend, wenn auch der alte Plan, die einzelne Häuserzeile, meist verwischt ist — sondern die Bodenbeschaffenheit er-

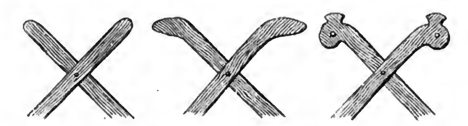
laubt in Mieschen noch das Beieinandersein der Gebäude; im eigentlichen Spreewald ist das, wie wir sehen werden, anders.

Wer Niedersachsen kennt, von Dortmund bis zur Altmark und vom Harz bis nach den Nordseeküsten, dem muß sofort hier eine Erscheinung in den wendischen Dörfern auffallen, die auf niedersächsischen Einfluß deutet, und sicher aus sehr alter Zeit stammt. Das ist der Giebelschmuck der Häuser. Das niedersächsische Bauernhaus zeigt, da wo es noch alt und



Altländer und niedersächsischer Giebelschmuck.

strohgedeckt ist, in seinen verschiedenen Abarten bis dahin, wo es von dem verwandten friesischen Haus abgelöst wird, als altsächsisches Giebelzeichen die beiden gekreuzten Pferdeköpfe. Nach innen schauend, einander zugekehrt, finden wir diese Roßköpfe in den Lüneburger Haidedörfern, bei Bardowiek, Uelzen, die Elbe hinauf; nach außen schauend, von einander abgewandt,



Niederlausitzer Giebelschmuck.

längs der Weser, in Westfalen, im Braunschweigischen und von da bis in die Mark. Wo zwischen die Niedersachsen sich ein fremder Stamm eindrängt, da fehlt auch das alte Sachsenzeichen, oder ein fremdes tritt an seine Stelle. Im „alten Land", einer Marsch an der linken Unter-Elbe bei Stade, wird das Roßzeichen durch das Schwanenzeichen abgelöst, das sonst in keiner Marsch noch Geest vorkommt — erst in einer Gegend Nordflanderns tritt es wieder auf. Dieß und manches andere spricht dafür, daß jene Altländer Bauern eingewanderte Flamingen sind. Das hat nichts Auffallendes, denn Flamingen wurde unter den sächsischen Kaisern und Hein-

rich dem Löwen, bis weit in den Osten unseres Vaterlandes als Colonisten vorgeschoben. Wieder: wo bei Lüchow, Dannenberg, Hitzacker, Wustrow in der Provinz Hannover, das seit dem vorigen Jahrhundert germanisirte kleine „Wendland“ sich ausdehnt, wo Sprache, Haus und Sitte niedersächsisch geworden sind, da tritt als Giebelschmuck in allen ehemaligen Wendendörfern nicht der altsächsische Pferdekopf auf, sondern ein hoher zinnerner Aufsatz, eine Art von Blumenstrauß mit einer Windfahne, welche das Jahr der Erbauung meldet. In den niedersächsischen Roßköpfen will man einen Anklang an Wodans heiliges Pferd oder an Wittekinds Roß, das er im Banner führte, erkennen. Noch ist das springende Pferd Westfalens, Hannovers, Braunschweigs Wappenthier.[1]) In slawischen Ländern habe ich mich vergebens nach einem ähnlichen Zeichen umgesehen, noch etwas von einem solchen gehört. Um so auffallender ist es daher in der wendischen Lausitz die Pferdeköpfe, wenn auch in verderbter Gestalt, auf allen alten Bauernhäusern wiederzufinden. Sie, oder ihr Substitut, erscheinen von den einfachen gekreuzten Sparren bis zum mehr oder minder ausgeschnitzten Thierkopf, dessen zoologische Classification allerdings schwer hält. Aber nur bei den Niederlausitzer Wenden; der Oberlausitzer kennt sie nicht; sie treten im Süden auf mit der Sprachgränze zwischen Ober- und Nieder-

[1]) Bei unseren germanischen Vorfahren war die Vorstellung von Sonnenrossen, welche die Sonne zogen, weit verbreitet, und diesen Sonnenrossen ging die Vorstellung eines leuchtenden Roßhauptes voraus; an diese uralte Symbolik nun knüpfen die Pferdeköpfe auf den Giebeln der Bauernhäuser an. Das Aufstecken eines Roßhauptes auf einer Neidstange diente bei den alten Skandinaviern zum Schutze des Landes, durch Anhängen von Roßhäuptern an die Ställe suchten die alten Deutschen Viehseuchen abzuwehren. Das Roßhaupt wehrte alle bösen Feinde ab. Statt des natürlichen Schädels trat der aus Holz geschnitzte als Giebelschmuck dann an dessen Stelle. Ohne Zweifel war das Sonnenroß ein Kumbal (Stammzeichen) der Sachsen, denn in ihrem Gebiete tritt es am häufigsten auf. (Max Jähns, Roß und Reiter. Eine kulturhistorische Monographie. Leipzig 1872. I. S. 248 f.) Jähns gibt dem Giebelschmuck in dieser Bedeutung eine ungemein weite Ausdehnung: „Von der Nord- und Ostsee bis zu den Alpen, ja von der Maas bis zum fernen Wolgastrom.“ In dieser Ausdehnung vermögen wir ihn allerdings nicht zu verfolgen, denn die Giebelzier, wie sie an russischen Bauernhäusern an der Wolga sich findet (vergl. Moynet im Tour du Monde Nr. 371 f.) stellt doch keine Roßköpfe vor; sie ist die Verlängerung der den beiden Dachseiten quer vorgelegten Latten. Wollte man alles, was unsern Roßköpfen gleicht, mit diesen zusammenwerfen, so müßte man ganz Sibirien bis an den Amur hineinbeziehen: Richard Maack's großes Werk über den letztgenannten Strom weist genug Mangun-Häuser auf, welche eine ganz verwandte Giebelzier zeigen, aus der man auch Pferdeköpfe herausconstruiren kann. Aber die Tungusen sind hier ebensowenig heranzuziehen wie die finnischen Völker an der Wolga.

wendisch, gehen nördlich durch den Spreewald, und im Westen bis dahin, wo zwischen Senftenberg und Ruhland das Wendische vom Deutschen abgelöst wird, wo die strohgedeckten kleinen Wendenhäuser aufhören, und die großen deutschen Ziegelhäuser auftreten. Ihre östliche Gränze kenne ich nicht. Es liegt nun sehr nahe, anzunehmen, daß dieser Giebelschmuck kein ursprünglich wendischer ist, zumal er den Oberlausitzer Wenden fehlt, daß er vielmehr von Norden her, wo die plattdeutsche Gränze mit der wendischen (südlich von der Linie Lübben=Guben) zusammenfällt, gleichsam eingewandert ist, ebenso wie manche plattdeutsche Wörter im heutigen Wendisch=Deutsch. Sonst hat aber das wendische Bauernhaus mit dem Niederdeutschen nichts gemeinsames. Daß jenes Giebelzeichen durch Degenerirung, möchten wir sagen, aus dem niedersächsischen Roßzeichen entstanden sein mag, wird auch noch durch den ganz ähnlichen Vorgang in Mecklenburg bezeugt, wo die Pferdekopfform nur selten noch rein angetroffen wird. Dort heißen jene Hölzer allgemein Mûlapen (Maulaffen); sie zeigen auch oft eine diesem Namen entsprechende Bildung.

Eine halbe Stunde hinter Mieschen liegt Burg, wendisch Grod oder Burk, das typische Spreewalddorf, das mancher Maler sich schon zum Vorwurf gewählt; auch ist es oft geschildert worden in illustrirten Journalen und den Feuilletons der Berliner Blätter — aber fast allen diesen Schilderungen sieht man an, wie die Verfasser ohne Verständniß des Slawenthums, ohne irgend eine Kenntniß der wendischen Sprache in den Spreewald kamen, und nun oft sehr begreifliche Fehler machten. Was das Auge allein und schnell erfaßt, die Landschaft, wird von ihnen leicht wiedergegeben, aber vom Menschen sehen sie nur das Aeußerliche.

Bei Burg, wo die Spree die erwähnten Verzweigungen beginnt, werden in Folge der sumpfigen Bodenbeschaffenheit unsere gewöhnlichen Vorstellungen von einem Dorfe bankerott. Burg hat einen Umfang fast so groß wie Berlin; es umfaßt einen kleinen Fabrikort, ein Dorf im gewöhnlichen Sinn, und dann die über eine Quadratmeile zerstreuten Einzelhöfe. Officiell unterscheidet man das eigentliche Dorf Burg, das der Wende Hobsedne nennt (scil. Grod, von Osada, Gemeinde); denn die Kaupergemeinde (vom wendischen Kupa, Insel) und Colonieburg, wendisch Prisakare (scil. Grod, weil hier das Land in unglaublich kleine Theile, Prisen, zerschnitten?). Wer von Süden sich Burg nähert, kommt zunächst durch eine Fabrikanlage, kleine Häuser, in denen munter der Webstuhl klappert. Die Inwohner sind Deutsche, Nachkommen von Colonisten, die Friedrich II. hier ansiedelte. Es folgt Dorf Burg mit der Kirche, einer Schule, der

Apotheke, den Kaufmannsläden, der Post, den Gasthöfen, dem Friedhof, kurz mit allen Cultureinrichtungen die hier auf hoher, trockener Stelle für den Bedarf des ganzen weit ausgedehnten Dorfes angelegt wurden, zu denen von allen Seiten auf ihren Kähnen die Spreewäldler herangefahren kommen.

Kein mühseligeres Werk als das des Geistlichen in Burg. Er muß nicht allein doppelt predigen, wendisch und deutsch, auch seine Pflicht ruft ihn hinaus, zwei oder drei Stunden weit, bis zum letzten Häuschen der Gemeinde, wo er einen Kranken besuchen muß. Im Sommer fährt er mit dem Kahn oder geht ein Stück zu Fuß, im Winter schnallt er die Schlittschuhe an. Wie oft hat man die Geistlichen im Hochgebirge beschrieben und abgebildet, die mit dem Meßgewand auf dem Rücken und der Monstranz in der Hand über angeschwollene Wildbäche schreiten und das Sacrament zu einem Sterbenden in das ferne Thal tragen. Der Pfarrer im Spreewalde ist ihr Nebenstück; aber oft kann er gar nicht fort aus seinem Häuschen, denn das Wasser hat alle Verbindung gehemmt; das schmelzende Eis gestattet weder Kahnfahrt noch Schlittschuhlaufen. Während sonst überall der Confirmationsunterricht im Winter stattfindet, ist er hier aus diesen Gründen auf den Sommer verlegt, und die Einsegnung der Kinder findet nicht zu Ostern, sondern zu Michaelis statt. Dem hatte ich es zu verdanken, daß ich in der Burger Kirche dem Unterricht beiwohnen konnte, und ich muß gestehen: selten hat mich etwas mit solcher Rührung erfüllt, wie dieser Unterricht, der mit aller Macht mir wieder das Bild einer sterbenden Sprache vor die Augen führte. Da saßen die 14jährigen Kinder, die Mädchen in ihrer saubern ungemein kleidsamen Tracht, und erläuterten das Evangelium dem Geistlichen in deutscher Sprache; nur hier und da wurde zur Erklärung schwiegerer Wörter, wie Ehre, Mammon &c., das Wendische zu Hülfe genommen — aber es war kaum nöthig, die ganz vortrefflich geschulten Kinder gaben die Erläuterungen fließend deutsch, in der für unser Ohr so einschmeichelnd klingenden Weise mit der der Wende das Deutsche redet, in der auf den ersten Laut hin aber schon der Slawe zu erkennen ist. Obgleich, dem Genius der slawischen Sprache zuwider, der Wende, namentlich in der Oberlausitz, den Artikel entsprechend dem Deutschen angenommen hat, indem er das demonstrative Pronomen für denselben setzt, so läßt er ihn doch häufig wieder aus wo er im Deutschen stehen muß. Das zweite Kennzeichen des Wenden, das für ein deutsches Ohr ihn sofort bemerkbar macht, besteht in der falschen Anwendung des h im Anlaut. Er setzt es, namentlich vor den Wörtern die mit a beginnen, falscherweise, läßt es aber andrerseits, wo es hingehört, wieder weg. Und

hier treffen wir nun auf die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den germanisirten Wenden des hannoverischen Wendlandes und jenen der Lausitz. Einem Wenden hier wie dort ist es unmöglich Herz, Hand, Hund zu sagen, er macht daraus 'erz, 'and, 'und. Da kann man Redensarten hören wie „der 'immel ist 'eute sehr 'eiter". Andrerseits setzt er das h im Anlaut falsch, indem er „Harbeit" statt Arbeit sagt, und die Kinder in der Kirche zu Burg schlossen ihr Vaterunser mit „Hamen." Wenn sie eines Tages in die Lage der flüchtigen Ephraims geriethen, und ihnen an der „Furth der Spree" statt des Schiboleth ein beliebiges mit h beginnendes Wort als Losung abgefordert würde, so möchte wohl keiner das jenseitige Ufer erreichen. Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg (Matth. 20. 1—16) lautet im Deutsch der Niederlausitzer Wenden folgendermaßen: Das Immelreich is glaich 'n Ausvater, der frieh 's Morgens ausgung Harbeiter zu miethen in sain'n Wainberg. Und wie a mit die Harbeiter jens wurde um'n Groschen vor Tagelohn schickt a sie sain'n Wainberg. Und gung aus um die dritte Schtunde und sag Andire am Marchte miessig schtehinde. Und saâte zu sie: geht ihr ouche hin in Wainberg, ich wer aich gän was recht is. Un sie gaugin in (hin). Aber gung a aus um die sexte un nainte Schtunde und that wieder so u. s. w.

„Hach bleib mit deiner Gnade" sangen die Kinder deutsch, dann war der Unterricht geschlossen, und deutsch und wendisch gemischt plaudernd, eilten sie nach ihren Kähnen, und fuhren heim zu den einsamen Spreewaldhäusern, in deren letztes sie deutsche Sprache trugen. Wie lange wird es noch dauern und man wird den wendischen Unterricht ganz überflüssig finden? Der Wende hängt mit angeborner Liebe an seiner Muttersprache, aber sie als ein nationales Panier aufzufassen, ist ihm nie in den Sinn gekommen. Er hat keine Geschichte, hat seit fast tausend Jahren jede politische Selbstständigkeit eingebüßt, und ist in Sachsen heute gut sächsisch-particularistisch, in Preußen lautet sein Wahlspruch: „Mit Gott für König und Vaterland". Der Krieg von 1870 bringt ihm aber auch weitere Ideen. Wie in der Kirche zu Burg unter schwarz-weiß-rothem Banner die Namen der tapferen Wenden in deutscher Sprache verewigt sind, die für Deutschland fielen, so auch in allen übrigen wendischen Dörfern, wo die Folgen der allgemeinen Militärpflicht und der deutschen Schulen sich von Generation zu Generation mehr und mehr in ihrer germanisirenden Thätigkeit bemerkbar machen. Ueber den Schulunterricht, als das wirksamste Germanisirungsmittel, noch ein Wort.

Es ist bekannt, und wird täglich durch neue Beispiele aus Böhmen und

Galizien belegt, in welch roher und barbarischer Weise dort an der Slawisirung deutscher Schule von tschechischen und polnischen Mehrheiten gearbeitet wird. Uncultur wird an die Stelle der Cultur gesetzt, nur um die „Nationalität" zur Geltung zu bringen; sie ist eines und alles, welcher Nutzen dabei entsteht, ist für Jene eine Frage ohne alle Bedeutung, und die Folgen werden nicht ausbleiben. Vergleicht man nun damit die verhältnißmäßig sehr schonende Weise in der die herrschenden Deutschen die Wenden bezüglich ihrer Nationalität behandeln, so kann man nicht umhin jenen österreichischen Slawen zuzurufen: Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen! Was wäre dem Deutschen leichter gewesen als das Wendische ganz auszurotten, wie sehr könnte er, läge ihm daran, den Untergangsprozeß beschleunigen! Der Wende, der keinerlei Nationalgefühl besitzt, der noch nie einen wendischen Candidaten für die Kammern oder den Reichstag aufgestellt hat, der stets durch Deutsche sich vertreten ließ, würde selbst keine oder geringe Einwände gegen das ihm zugefügte Unrecht erhoben haben, wenn plötzlich aller wendische Unterricht aufhören würde. Aber fern davon sucht man auch der wendischen Sprache in den Schulen so viel als möglich ihre Stellung zu bewahren. Ueber das Maß der Anwendung des Wendischen freilich läßt sich streiten, und eifrige wendische Geistliche wünschen eine Vermehrung desselben. Die Grundsätze, welche in dem preußischen Theil des Wendlandes gelten, sind entwickelt in den Circularen der königlichen Regierung zu Liegnitz, Abtheilung für Kirchen- und Schulwesen vom 10. December 1862 und 20. April 1866.[1]) Seit Jahren, heißt es da, sei auf die Berücksichtigung der Bildungsbedürfnisse der wendischen Nationalität hingearbeit worden. „Denn mag Letztere auch schon vielfach im allmähligen Uebergang zur Germanisirung begriffen sein, so bedarf es ja doch nicht etwa nur der möglichst raschen Beschleunigung dieses Ueberganges, sondern dabei nicht minder auch der sorgfältigsten Rücksichtnahme darauf, daß die dieser Nationalität angehörigen Kinder davor bewahrt werden, in mechanisch angelernten Worten der deutschen Sprache unverstanden bleibende Lehrstoffe in sich aufzunehmen, sondern daß letztere vielmehr durch angemessene Vermittlung auch der Muttersprache in einer das innere Leben wahrhaft befruchtenden Weise den betreffenden Kindern zugeführt werden, wenn nicht in einer geisttödtenden und zumal das religiöse Leben im höchsten Grade beeinträchtigenden Germanisirung des in Rede

---

[1]) Vergl. W. Stolzenburg, Schulverordnungen. Liegnitz 1863 und 1866 II. S. 46 ff. und III. S. 103 ff.

stehenden Theils der Bevölkerung in den Schulen Vorschub geleistet werden soll."

Abgesehen von dem schauderhaften Styl, dessen die königliche Regierung zu Liegnitz, Abtheilung für Kirchen- und Schulwesen, sich hier befleißigt, kann man mit den aufgestellten Grundsätzen sich nur einverstanden erklären. Für den Religionsunterricht wird zunächst nur die Vermittlung durch die Muttersprache vorgeschrieben; in den obern Classen soll auch bei diesem die deutsche Sprache zur Verwendung kommen; in den zahlreich gemischten Schulen sollen die Kinder anfangs gesondert wendisch und deutsch den Religionsunterricht empfangen; in den höhern Classen tritt dann das Deutsche für beide in den Vordergrund. Im Allgemeinen überwiegt aber im Religionsunterricht die wendische Sprache. „Die übrigen Unterrichtsgegenstände sollen so behandelt werden, daß durch dieselben, im Interesse sowohl der energischen Uebung der Geisteskräfte als mancher Förderung des äußern Lebens, auch für die wendischen Kinder eine größere Gewandtheit im Verständniß und Gebrauche der deutschen Sprache herbeigeführt werde, als dieselbe bisher in den meisten der betreffenden Schulen erzielt ist. Freilich wird auch dieß nicht, wie es bisher in manchen Schulen irrthümlich angesehen worden, durch völlige Beseitigung der wendischen Sprache in der betreffenden Unterrichtsertheilung angemessen zu erreichen sein, sondern auch der Muttersprache der wendischen Kinder behufs ein- und überleitender Vermittlung zum Verständniß und Gebrauch der deutschen ihr Recht nicht verkümmert werden dürfen." [1])

In der Praxis wird nun namentlich in den letzteren Fächern einigermaßen von diesen Grundsätzen abgewichen. Daran ist aber keinesfalls die Behörde Schuld, die in Preußen für gute wendische Schulbücher Sorge trug, sondern der Lehrer. Darüber schreibt mir ein befreundeter wendischer Geistlicher: „Unter hundert wendischen Lehrern gibt es nur einzelne, die

[1]) In Sachsen gelten ähnliche Bestimmungen wie in Preußen für den Unterricht in der wendischen Schule. „Es ist den Bemühungen des Dr. Klien in Bautzen, der Abgeordneter auf dem sächsischen Landtage war, besonders zu danken, daß bei den Berathungen über das neue Schulgesetz 1833—1834, wo man ernstlich darauf ausging, die wendische Sprache in Sachsen ganz aus den Schulen zu verdrängen, zuletzt im §. 28 des Gesetzes für die Elementarvolksschulen am 6. Juli 1835 die Beibehaltung der wendischen Sprache in wendischen Schulen wenigstens beim Religionsunterricht gesetzlich bestimmt wurde, wiewohl nicht mit so deutlichen Worten, daß sich dem Wendenthum unfreundlich gesinnte Lehrer nicht hätten dabei eigenwilliges Verfahren erlauben können." Vergl. Gesetz- und Verordnungsblatt für Sachsen 1835 S. 284 §. 28 und Jentsch im wendischen Časopis 1853—54 S. 96.

gewissenhaft mit den wendischen Kindern umgehen. Bei Visitationen soll die wendische Schule nicht schlechter beschlagen sein, als die deutsche; daher unterrichten die Lehrer lieber nur Deutsch, um Zeit zu gewinnen. Das thun sogar sonst gute Wenden; die Germanisirung schreitet schnell vorwärts, und aus Mangel an Nationalgefühl opponirt der Wende nicht gegen ein solches Verfahren. Freilich, wenn es gilt, gegen die Schmälerung eines alten Vorrechts aufzutreten, wenn es darauf ankommt, Unterstützungsgelder aus den großartigen wendischen Buder'schen Legaten zu erhalten, — da wollen sie Wenden sein. Ferner ist es Sitte, daß in den überwiegend wendischen Parochien der erste Gottesdienst immer wendisch, der zweite deutsch ist. Da die Deutschen zunehmen, so ist es in meiner Umgebung wiederholt vorgekommen, daß die Deutschen öfter den deutschen Gottesdienst als den ersten beanspruchten, oder daß dieß jeden Sonntag wechsle, weil die Deutschen die Hälfte der Bevölkerung ausmachten — in solchen Fällen sind aber die Wenden sehr halsstarrig, und wollen nicht nachgeben. Das ist aber nach meinem Dafürhalten und nach meiner Erfahrung kein Pochen auf nationale Rechte, sondern nur Aeußerung des conservativen Wesens der ackerbauenden Wenden — von einem Nationalgefühl ist leider kaum die Rede.“ Der Schreiber ist ein „guter“ Wende und seiner Nationalität treu ergeben.

Auffallen könnte es, wie der Name „Burg“ hier in die flache sumpfige Gegend kommt, zumal keinerlei alte Gebäude oder Ruinen hier weit und breit anzutreffen sind, wenn man die gothische Backsteinkirche im Dorfe Werben ausnimmt. Aufklärung erhalten wir aber sofort, wenn wir den ein halbes Stündchen nördlich von Dorf Burg gelegenen „Schloßberg“ aufsuchen. Mitten zwischen den Spreefließen, Canälen und Sumpfwiesen erhebt sich eine 6 bis 8 Morgen große und 50 bis 60 Fuß über dem Spiegel der Spree gelegene künstliche Aufschüttung, welche ganz an eine friesische Wurt in den Marschen an der Weser gemahnt. Wie dort in der flachen sumpfigen Umgebung künstliche Hügel aufgeschüttet wurden, auf welche man die Kirchen oder Dörfer stellte, so auch hier; denn jedenfalls ist es der Zweck dieses bedeutenden Erdhaufens gewesen, eine Sicherungsstelle für Menschen und Vieh bei Ueberschwemmungen der Spree herzustellen; auch können strategische Zwecke damit verbunden gewesen sein. Ausgrabungen, die vor etwa 25 Jahren auf dem Schloßberg unternommen wurden, förderten Urnenreste, aber auch eiserne Lanzenspitzen zu Tage. Gegenwärtig ist die Oberfläche des Schloßberges (wendisch Grod, Burg) und theilweise auch der Abhang desselben mit Getreide bebaut; der Spaten — den Pflug

kennt der Spreewälder nicht — hat ihn umgestaltet; man kann die ursprüngliche Form nicht mehr genau erkennen, und daher nur schwer einen Vergleich mit den Lausitzer Ringwällen anstellen.

Fragt man den Spreewälder nach dem Zweck des Schloßberges, der für ihn so imponirend ist wie der Brocken dem Harzer, so erhält man zur Antwort: „Hier hausten die Wendenkönige, hier stand ihre Burg. Ein in Folge kriegerischer Unfälle aus der Oberlausitz vertriebener Wendenfürst, der die Spree in einem Floß aus Weidenruthen hinabschwamm, landete hier und erbaute den Schloßberg, auf dem er und seine Nachkommen saßen bis sie von den Deutschen vertrieben wurden.“ Wie in der Oberlausitz spuken auch hier in der Niederlausitz die mythischen Wendenkönige, von ihnen ist viel die Rede, obgleich nicht ein einziger historisch nachweisbar ist, ganz im Gegensatz zu den zahlreichen wendischen Fürsten, von denen uns die Geschichte an der Elbe und Oder zu berichten weiß. Die Nachkommen der alten Wendenfürsten werden heute noch gezeigt, wie in Norwegen unter den Bauern die Abkömmlinge der altnordischen Seekönige sich erhalten haben; hervorzuheben ist aber, daß unter den fraglichen Spößlingen aus wendischem Fürstenblut sich viele präponderirende Männer befinden. In fast jedem wendischen Dorfe der Ober- wie der Niederlausitz tritt ein Bauer auf, der als absonderliches Orakel gilt, dessen Stimme mehr wiegt als die des Geistlichen oder der Regierung, auf den alle Bauern hören, dem sie unbedingt gehorchen.

Pfarrer Jentsch, einer der tüchtigeren wendischen Schriftsteller, hat in einer Abhandlung[1]) diese sagenhaften wendischen Könige behandelt und ihnen nachgespürt. Er schreibt dort: „Bis in die neueste Zeit hat sich sowohl unter dem Volke, als auch bei wendischen Schriftstellern das Märchen erhalten, daß die Wenden, wiewohl unterdrückt, und um ihre alte Freiheit und ihr nationales Recht gebracht, sowie zum deutschen Reiche zugezogen, doch bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Könige aus ihrer alten Königsfamilie behalten haben. Ja, hie und da erzählt man, daß die Niederlausitzer Wenden um Lübbenau herum im Spreewald bis zu dieser Stunde ihrem Könige aus der alten Herrscherfamilie treu anhangen. Weiter erzählt man, daß die Wenden jener Gegend wohl in allen äußerlichen staatlichen Angelegenheiten dem deutschen Landesfürsten gehorchen, ihre Steuern treu und richtig zahlen, und ihre Pflicht erfüllen, daß sie aber in ihren besonderen wendischen Angelegenheiten sich den Befehlen ihres besonderen wen-

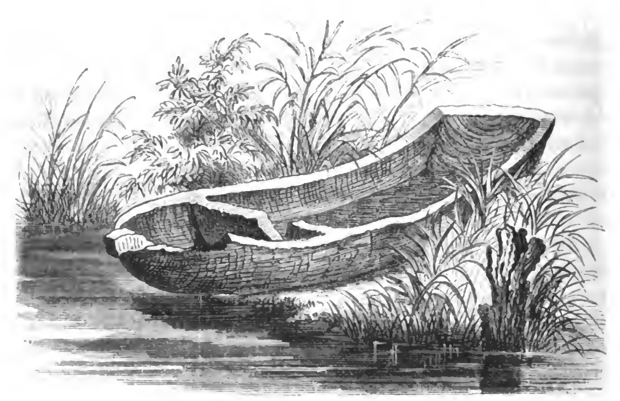
[1]) Časopis Mać. serbsk. 1849—50 S. 42.

dischen Königs unterwerfen. Dieser König müsse, wie man sagt, ein Nachkomme der alten Königsfamilie sein, der einst sein Königsschloß auf dem Burgberge hatte. Wirklich finden sich, wie man sagt, noch heutigen Tages Nachkommen jener Königsfamilie in weiblicher Linie in dem kleinen jetzt fast gänzlich germanisirten Dörfchen Kaminchen (Kamjenki), das in der Nähe des Spreewalds liegt. Was aber ferner unsern wendischen König betrifft, so ist derselbe jetzt wohl auch in seiner äußern Erscheinung ein Bauer (Preuß. Volksfreund, Jahrgang 1842), wie jeder andere, er erhält aber, so fabeln deutsche Schriftsteller, von seinen Wenden königliche Ehren und zu seinem Unterhalte alljährlich etwas Geld von seinen Unterthanen, die ebendeshalb außer ihren Landessteuern noch eine besondere wendische Kopfsteuer für ihren König jährlich abzugeben haben. Krone und Scepter der alten Wendenkönige werden von ihm aufbewahrt und seinen Anordnungen gehorchen alle Wenden in ihren nationalen Angelegenheiten. Doch wird die ganze Sache so heimlich gehalten, daß Niemand, der nicht mit in dieselbe verflochten ist, mit Gewißheit erfahren kann, wie es um dieselbe in Wahrheit steht und konnte ich den betreffenden König weder ausfindig machen, noch zu sehen bekommen.“ Soweit Jentsch, der nun dem Märchen nachspürt und es bereits in den Epistolae itinerariae des Jakob Tollius und in der Reichshistorie des Gladovius (V. 367) nachweist.

Bis zum Schloßberg können noch Wagen und Pferde gelangen: dann hören aber weiter ins Innere des Spreewaldes hinein alle Wege auf, und nur schmale Fußsteige schlängeln sich längs der Wasseradern hin. Letztere treten nun als Verkehrsstraßen in ihr Recht, und der Kahn wird das Mittel der Fortbewegung für Menschen, Thiere, Waaren. Viele der allergewöhnlichsten Vorstellungen werden in dieser Landschaft hinfällig. Kein Pflug, kein Pferd, kein Wagen; der Spaten ackert, die Schultern tragen, die Kähne fahren. Der flach gebaute, oft nur aus drei Brettern bestehende Kahn ist so primitiv wie er nur irgend sein kann; er scheint der direkte Nachkomme des Einbaums zu sein, und in der That kann man hier und da im Spreewalde noch solche, aus einer einzigen mächtigen Eiche plump ausgehauene Einbäume finden, wie einen der umstehende Holzschnitt darstellt. Ruder und Segel sind im Spreewald unbekannt, mit einer Schalte stößt ihn der Ferge (wendisch Forman, Fuhrmann!) leise und sicher über die träge stille Fluth dahin. Alles, Männer, Weiber, Kinder, ist erfahren in der Handhabung des Kahnes; auf ihm begegnet uns der Postbote, der die Briefe in die einzelnen Gehöfte bringt, der Arzt, der die Kranken besucht; auf ihm ziehen unter fröhlichen Pistolenschüssen die bunten Hochzeitszüge

dahin, auf ihm geleitet, von den Trauernden geleitet, der Sarg zur letzten Ruhestätte, fahren die Kinder zur Schule, wird die Heuernte eingebracht — ohne den Kahn kein Leben im Spreewald.

Wer nicht im Spreewald geboren oder Jahre lang dort gelebt, der möge es unterlassen sich ohne Führer in das wahrhaft labyrinthische Gewirr der Wasseradern zu begeben. Hier verzwiefeln sie sich, dort treten sie wieder zusammen, ein Canal durchschneidet sie, rechts und links führen Seitenarme ab, und stets ist es dasselbe Bild mit derselben Staffage, dem ihr Tage lang nicht ausweichen könnt, wenn ihr alle Fließe befahren wollt. Die Erle, im Durchschnitt 40 Fuß aufragend, ist der Baum, der hier



Einbaum im Spreewalde.

prächtig kerzengerade gedeiht und alle Wasser am Rande mit einer schönen lebenden Mauer einfaßt; die vielen Hausnamen Wolschowka oder Wölsnitz deuten darauf hin, daß dieser Baum (slavisch Olše) von altersher hier herrschte. Fast jedes der isolirten Häuser führt seinen eigenen Namen, den oft der Besitzer annimmt und der auch auf den fremden Käufer vererbt; wohl entsteht dadurch Verwirrung und der Gebrauch der sogenannten „Hofnamen“ vor Gericht ist ausdrücklich untersagt und wird bestraft. Neben der Erle gedeiht die Weide, angepflanzt zur Uferbefestigung. Mehr noch diesem Zweck entsprechen die langen „Senkbäume“, die floßartig, an einander gebunden, längs des Ufersaums im Wasser liegen und das Erdreich

vor dem Wegspülen bewahren sollen. Seltener ist schon die Eiche geworden, wie denn überhaupt der Waldbestand des eigentlichen Spreewaldes sehr zusammenschrumpft und den erlenbestandenen Wiesen Platz gönnt. In allen Flußarmen wuchert aber eine prächtige Teichflora, deren Gedeihen durch den trägen Wasserlauf begünstigt wird. Die gelben und weißen Wasserrosen wiegen neben den breiten Blättern ihre schönen Blüthen, da sprossen Wasserliesch, Speerkraut, Igelkolbe, Froschlöffel, Fieberklee und Kalmus, überschwärmt von Tausenden und Abertausenden blauer Libellen.



Steg im Spreewalde.

Wenn der selige Cornelius Tacitus aus seiner Gruft auferstehen und hierher in den Spreewald kommen könnte, er würde gewiß ein verwundertes Gesicht ziehen und sicher einige Zweifel darüber laut werden lassen, ob Germanien fortgeschritten sei. „Ei, ei," so etwa würden die Worte des alten Heiden lauten, „komme ich nach 1800 Jahren hierher und finde die Zustände noch ganz unverändert! Hier sieht es ja genau so aus, wie ich es im 16. Kapitel meiner Germania geschildert habe, so daß mir nichts mehr hinzuzusetzen übrig bleibt: daß nicht in Städten Germaniens Völker wohnen, ist hinreichend bekannt, ja, daß sie nicht einmal an einander gebaute Wohnungen ertragen. Abgesondert und in verschiedenen Richtungen

siedlen sie sich an, wie eine Quelle, ein Hain ihnen gefällt. Dörfer legen sie nicht nach unsrer (römischen) Weise an, mit eng verbundenen, zusammenstoßenden Gebäuden; Jeder umgibt sein Haus mit einem freiem Raum, sei's als Hilfe wider Feuersgefahr oder aus Unkenntniß in Bauten. Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel sind bei ihnen im Gebrauche. Bauholz verwenden sie zu Allem, ungeformtes, ohne Ansehen und Ergötzen."

Und hätten wir das Selbstgespräch, das der Alte im Spreewald gehalten, belauscht, wir würden ihm nur bis aufs Jota Recht geben können.

Im Durchschnitt taucht nämlich alle zehn Minuten zwischen den Erlen das isolirte Haus des Spreewälders auf. Wer polnische Bauerhäuser oder tschechische Chalupen kennt, der findet sofort hier das Geschwisterkind. Alle liegen vereinzelt, inmitten des dazu gehörigen Grundes und Bodens. Vom strohgedeckten Dache winkt uns die erwähnte Giebelzier entgegen; die Wände bestehen aus Schrotholz, es ist der einfachste quadratische Blockhausbau, urthümlich, die Form, wie sie seit Jahrhunderten, ja wohl seit Niederlassung der Wenden in diesem Walde besteht. Zur Seite liegt der Backofen (pjac) aus Lehm erbaut und der Stall. Ein kleiner Einschnitt in den Ufersaum bildet den Hafen (bustawališćo) für die Kähne, über das Wasser führt der hohe, eigenthümlich gestaltete Steg (lawa, die Bank), im Wasser selbst birgt der Fischkasten Krebse und Hechte, die in seltener Größe und Schmackhaftigkeit hier vorkommen. Der Wende, der hier seine Behausung aufgeschlagen hat, ist wesentlich Viehzüchter und Gemüsegärtner. Das Gras für die Kühe, welche alle durch Stallfütterung erhalten werden und die kostbare Spreewaldbutter liefern, wird täglich im Kahne von den Wiesen geholt. Für den Winter wird der Heuvorrath in eigenthümlichen, zuckerhutförmigen Schobern gesammelt, die wesentlich die Landschaft charakterisiren und den deutschen Namen „Stock" führen, von dem Stabe, der zu ihrem Halt in der Mitte angebracht ist.

Still, melancholisch wie der Spreewald, ist auch das Volk, das in ihm lebt. Der Niederlausitzer Wende singt weniger wie jener in der Oberlausitz; deutsche ins Wendische übersetzte Lieder, zumal patriotisch-preußischen Inhalts, bürgern sich mehr und mehr ein; aber der Soldat, der bei seinen Kameraden sie deutsch gehört, der dort sein Wendenthum gleichsam wie eine Schande zu verbergen suchte, singt diese Lieder lieber deutsch. Mit dem gottesfürchtigen Gruße Pomogaj Bog wam, helf euch Gott! und der Antwort Bog žekujscho, Gott vergelts! fahren die Leute auf den Kähnen an einander vorüber. Die alten Frauen schmauchen ihr Pfeifchen: selten ertönt fröhliches Scherzen, Lachen und Geplauder herüber, hinüber. Selten

auch öffnet unser Ferge, ein stattlicher Landwehrmann mit der Denkmünze des letzten Krieges auf der Brust, seinen Mund, um uns auf etwas aufmerksam zu machen, und wenn er es thut, bekommen wir Germanismen zu hören. Kake husoke *bomy* to su! Was das für hohe Bäume sind! ruft er beim Anblick einer schönen Erlengruppe aus. Der Niederlausitzer Wende hat schon das slawische Wort für Baum verloren, und so ist es in hundert und aberhundert Fällen.

Nur wenige Stunden brauchen wir von Burg aus nach irgend einer Richtung zu fahren, dann bleibt man uns auf den wendischen Gruß die Antwort schuldig, kichernd schauen die Mädchen zur Seite, und rufen: „Wir sind Deutsche!“ — „Wir sind Deutsche!“ rufen uns auch die Bauern von Alt-Zauche, Wußwerk, Neu-Zauche, Straubitz, Mühlendorf, Byhleguhre entgegen. „Wie lange denn?“ möchten wir fragen. Noch ist die Physiognomie, die Tracht der Leute, die Bauart der Dörfer, das ganze Wesen wendisch, und vor fünfzig Jahren sprach man dort noch wendisch — heute sind jene Ortschaften deutsch; sie bezeichnen fürs erste die Sprachgrenze, werden aber bald hinter derselben liegen. So ist es wenn wir in den nördlichen Theil des eigentlichen Spreewaldes (Ober-Spreewaldes) eintreten, und nach Westen zu ist es nicht anders. Unsere Kahnfahrt führt über Leipa und Lehde nach der Stadt Lübbenau. Jene beiden Dörfer, berühmt durch ihren Gemüsebau, sind nur zu Wasser zu erreichen; kein trockener Pfad führt durch die weit ausgedehnten Wiesen zu ihnen hin. Beide Dörfer sind Hauptsitze der Fischerei im Spreewald, der freilich hier nur noch dem Namen nach existirt. Lehde sollte richtiger Lede geschrieben werden, denn der Name kommt von Leda, was einen wüsten Ort bezeichnet. Schon so lange wir geschichtliche Nachrichten besitzen, wird Lehde als Fischerdorf erwähnt und die ursprünglichen Stammgüter daselbst besitzen noch heute das Recht der Fischerei. Zwischen den späteren Ansiedlern und den alten Einwohnern bestanden hier während des 17. Jahrhunderts heftige Streitigkeiten wegen der Fischereigerechtsame; schon die böhmische Regierung suchte hier zu vermitteln, aber erst die kursächsische brachte 1636 kurz nach der Besitzergreifung der Lausitz Ordnung in die Verhältnisse. Seit jenem Jahre datirt auch die Fischerinnung von Lehde.

Das Fischereiwesen knüpft sich überhaupt in der ganzen Mark an die Nachkommen ehemaliger Wenden. Die vielen an der Spree und Havel gelegenen Dörfer mit dem Namen „Kietz“ weisen auf solche wendische Fischer hin, ja, eine Anzahl Fischnamen wie Karausche, Plötze u. s. w. ist slawischen Ursprungs. Das Fischerdörfchen Kietz bei Köpenick, also ganz

nahe bei Berlin, an der Dahme oder „wendischen Spree“ gelegen, war im Jahre 1387 noch von Wenden bewohnt, denn in einer Urkunde von jenem Jahre (die B. Köhne, Geschichte des Münzwesens der Stadt Berlin, bei Fidicin, mittheilt), welche von dem Verkauf Köpeniks, das bis dahin den Biberstein gehörte, an Berlin handelt, heißt es: „och di wende vf dem Kitze derselbens sint pflichtig“. Damals also saßen noch eine Meile von Berlin Slawen. Die Kietzer, als echte Slawen, beschäftigten sich besonders mit dem Fischfang. In der Urkunde von 1516, die Kurfürst Joachim I. von Brandenburg über die erbpachtweise Veräußerung Köpeniks ausstellte, heißt es: „So auch der pristabell und die Kytzer ymandts Frembds vff den Wassern ergriffen, der vnrecht fischet u. s. w.“ Hier ist das Wort „Pristabell“ bemerkbar, es hat sich in der Form Pritzstabel noch bis heute in der Mark als „Gewässerhüter“ gegenüber dem „Feldhüter“ erhalten und ist slawischen Ursprungs (tschechisch přistav = Aufseher).

Neben der Fischerei wird aber in Leipe und Lehde ein besonders schwunghafter Gemüsebau betrieben. Ringsum ist durch sorgfältige Spatencultur der Boden erhöht. Märrettig, Zwiebeln, Bohnen, Gurken gedeihen hier in seltener Ueppigkeit. Die letztere Frucht ist uns, wie der Name zeigt (russisch ogurec, polnisch ogórek, tschechisch okurka) von den Slawen gebracht worden, und die Spuren dieses Namen reichen nicht höher hinauf als bis in das 17. Jahrhundert. Da wäre nun etwas, was die Wenden von Leipa und Lehde uns vorhalten könnten, es sei von ihnen geborgt, nachdem wir uns so viel über Borgsystem aufgehalten. Aber still! Schlage das Buch zu — auch über diese beiden Dörfer sind seit fünf Jahren die Schicksalswürfel gefallen. Als wir in Lübbenau anlangten, da erfuhren wir die Geschichte, da hörten wir, daß der deutsche Moloch abermals sein Opfer gefordert hatte.

Lübbenau, ein freundliches sauberes Spreestädtchen von 3500 Einwohnern kommt als Lubbenou, Lubenowe in den Urkunden, in Druckschriften aus dem vorigen Jahrhundert als Wendisch Lübigow vor. Das stattliche Schloß daselbst, das „hus tzu Lübenowe“ ward 1315 von den Ileburgs an den Ritter Christian Lange verkauft. An die deutschen Rittergeschlechter, die hier saßen, knüpft sich die Germanisirung des Ortes, der im Schutze der Burg zu einer Stadt heranwuchs. Die Kalkreut, die Polenz, die Köckeritz, die v. d. Schulenburg waren nach und nach hier ansässig bis 1621 Lübbenau an die aus der Romagna stammenden Fürsten von Lynar (Linari) gelangte, die es noch heute inne haben.

Lübbenau ward später unter die niederlausitzischen Sechsstädte auf-

genommen, die indessen keineswegs mit den oberlausitzer Sechsstädten (Bautzen, Zittau, Löbau, Kamenz, Lauben, Görlitz) sich messen konnten. Ein alter Reim zählt jene folgendermaßen auf:

Lübben, Luckau, Lübbenauke
Kalau, Vetschau, Drauke (Drebkau).

Die ersteren drei sind ziemlich spät zu dieser Ehre gekommen; an ihrer Stelle standen Storkow und Beeskow, die zur Mark, und Muskau, das zur Oberlausitz geschlagen wurde.

Die Stadt Lübbenau besaß noch bis zum Jahre 1867 wendischen Gottesdienst. Leipa, Lehde, Böblitz und noch einige wendische Dörfer waren dorthin eingepfarrt. Da starb, hochbetagt, in jenem Jahre der würdige Oberpfarrer Stempel, ein eifriger Wende, der auch des Phädrus Fabeln in seine Muttersprache übersetzt hatte. Mit diesen zwei Augen sind denn auch fünf wendische Dörfer zu Grabe getragen worden. Es war bei dem großen Mangel an wendischen Geistlichen schwer einen Nachfolger für Stempel zu finden, der zugleich neben dem Deutsch wendisch predigen konnte. Da forderte die Kirchenbehörde die nach Lübbenau eingepfarrten wendischen Gemeinden auf, sich darüber zu erklären: ob nur deutsch oder auch wendisch weiter gepredigt werden sollte. Drei alte Leute, denen das Deutsch wohl noch schwer fallen mochte, erschienen und sprachen für Aufrechterhaltung des wendischen Gottesdienstes. Mehr nicht. Als aber jene drei sahen, daß sie von allen ihren Stammesgenossen im Stiche gelassen wurden, als diese gegen die wichtige Frage die größte Gleichgültigkeit zeigten, da verzichteten auch sie auf den Gottesdienst in ihrer Muttersprache. Mit dem deutschen Gottesdienst zog aber auch der deutsche Religionsunterricht in Lehde, Leipa ꝛc. ein, und bei der aufwachsenden Generation wird die wendische Sprache bald ganz verschwunden sein.

Rasch, unaufhaltsam, aber friedlich, schreitet das Geschick im Wendenlande seine Bahn. Es ist ein allmähliches Einschlafen, dem die slawische Sprache hier unterliegt; sanft gleitet sie hinüber in das Deutsche, und dem germanisirten Slawen eröffnet sich dadurch ein weiterer Horizont. Aus der engen Beschränktheit des wendischen Dorflebens, aus einer kleinen Insel, tritt er hinaus in die weite Welt, in das frische Culturleben. Wer ein slawisches Herz im Busen hat, der mag es beklagen, daß auch diese Reste eines einst großen Volkes hier hinwegschwinden, aber das Gefühl allein hat kein Recht in unseren Tagen. Bei Racen wie Individuen, bei Sprachen und Dialekten siegt im Kampf ums Dasein der Stärkere. Wir freuen uns nur,

daß bei uns der Austrag ein friedlicher ist, daß er keinen bitteren Stachel hinterläßt, daß er, mit einem Worte, deutsch und ehrlich geführt wird, nicht unehrlich und roh, wie von den Slawen gegenüber unseren Brüdern in Oesterreich.[1])

5. Heidenschanzen und Steinwälle der Lausitz.

Allgemeine Betrachtungen. So viele Völker auch über Mitteleuropa einander vertreibend und ablösend in wirrem Wechsel dahingegangen sind, irgend eine Spur haben sie doch von ihrem Dasein hinterlassen. Sei es nun, daß die Sage von ihnen berichtet, wie von den „Unterirdischen", welche man auf vorindogermanische Völker deutet, oder daß bleibende Alterthümer ihr einstiges Vorhandensein in einem Lande beweisen, welches heute von einem andern Stamme bewohnt wird. Wo die Geschichte schweigt, müssen wir diese altehrwürdigen Reste befragen, damit sie Zeugniß ablegen von der ehemaligen Anwesenheit eines Volkes, das nun längst von diesem Boden verschwunden ist.

Eine Art von Alterthümern nun ist es, die, über einen weiten Raum Mittel- und Osteuropa's verbreitet, seit Langem die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen hat und in unseren Tagen besonders wieder mit reger Theilnahme betrachtet wurde. Die Erdschanzen, Steinwälle und Gräber, die mit ihnen im Zusammenhange stehen, finden sich über einen ungeheuren Raum Europa's verbreitet. Es ist uns in Folge vieler verdienstvoller Arbeiten möglich, jetzt die Gränzen ihrer Verbreitung so ziemlich sicherzustellen, wenn auch nach Osten zu in nicht so scharfer Weise, als nach Westen. Denn Alles deutet darauf hin, daß wir sie bis nach Asien hinein zu suchen haben. Gleich von vornherein will ich hier jedoch darauf aufmerksam machen, daß ich nicht der Ansicht bin, alle, wenn auch in der Anlage noch so ähn-

[1]) Dieser Aufsatz über die Niederlausitzer Wenden erschien zuerst 1871 in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung. In der wendischen Zeitschrift Łužičan (Nr. 12. 1871) findet sich eine z. D. (d. i. Jenč) unterzeichnete Besprechung desselben, in der es heißt: „Von dem nationalen Leben der Niederlausitzer Wenden hat der Verfasser uns, und wir müssen, Gott sei's geklagt (bohužel), hinzufügen, mit großer Wahrheit wenig Erfreuliches mitgetheilt." Am Schlusse schreibt Pfarrer Jenč: „Nehmen wir uns dies ad notam, Wenden, und besonders wendische Geistliche und Lehrer! Selbst verständige Deutsche wundern sich, wenn wir so leichtfertig unsere Nationalität verlassen und wenn sie sehen, wie wir uns so mit Gewalt germanisiren."

lichen Erdschanzen und Steinwälle müßten dasselbe Volk zum Erbauer haben. Es ist bei der weiten Verbreitung derselben über Tausende von Quadratmeilen weit natürlicher, anzunehmen, daß verschiedene alte, auf gleicher Culturstufe stehende Völker ganz naturgemäß auf dieselbe Art der Erbauung verfielen und diese Erdschanzen zu ähnlichen oder denselben Zwecken errichteten. Alle diese Erdwerke in eine und dieselbe Kategorie zu stellen, sie alle von einem Volke und zu demselben Zwecke erbaut sein lassen, ist gewiß unthunlich.

Da es hier nicht mein Zweck ist, ausführlich über die geographische Verbreitung dieser Erdwerke zu handeln, so kann ich ihre Begrenzung nur flüchtig anführen. Mit den sehr verschiedenen Zeitperioden entstammenden Moghlen, Sopken, Wolfshügeln, Homolken, Zelniken der russischen Steppen vermischt, ziehen sie sich vom Schwarzen Meere an und von der Kama durch den ganzen Osten Europa's bis zur Weichsel. Wir finden hier theils Langwälle, sogenannte Drachenwälle, theils schanzenartige Gorodischtjes. Köppen, Kucharski, Strojew und andere russische Forscher haben sie beschrieben. Ganz ausführlich behandelt sie der Pole Zorijan Dołęga Chodakowski, der ihrer Erforschung zehn Jahre widmete. Er hat sie an der Kama, an der Dwina und auch in den südslawischen Ländern nachgewiesen.[1])

Weiter nach Westen uns wendend, brauchen wir, um ihre Verbreitung über Mitteldeutschland anzudeuten, nur die überaus verdienstvolle Karte Oskar Schuster's anzuführen, welche derselbe in seinem Werke „Die alten Heidenschanzen Deutschlands mit specieller Beschreibung des Oberlausitzer Schanzensystems" (Dresden 1869) mitgetheilt hat. Diese mit Bienenfleiß zusammengetragene Karte, auf der weit über 300 Erdschanzen, Langwälle und Steinkreise von der Warte bis zur Elbe und Saale, vom Riesen- und Erzgebirge bis in die Breite von Magdeburg und Frankfurt an der Oder eingetragen sind, wird stets ihren hohen Werth behalten, wenn auch viele

---

[1]) Vergl. seine Schrift: O Slowjanszczyznie przed chrzescianstwem. Krakau 1835. In den Ostseeprovinzen nennt man die alten Erdwerke „Bauernwälle". Der Lette bezeichnet sie als Pilskalni (Burgberge), der Ehste als Linnamäggi (Stadthügel). „Sie bestehen aus Erde allein und waren in den meisten Fällen wegen Kleinheit und Wasserlosigkeit nur zeitweilige Zufluchtsorte und Vertheidigundspunkte, nicht aber stetig bemannte Plätze oder Festen." (Grewingk, Verh. der Ehstnischen Gesellschaft zu Dorpat. 1870. VI. 96.) Ausführlich schildert die lithauischen Erdwerke Graf C. Tysykiewicz in Wiadomość historyczna o zamkach, horodyczcach, okopiskach, starożytnich na Litwie i Rusie litewskiej. Wilno 1859.

der von Schuster aufgestellten Ansichten über Zweck und Erbauer der Erdschanzen längst hinfällig geworden sein sollten.

Südlich an dieses Gebiet anstoßend finden wir die Erdwälle dann, wenn auch nicht in großer Zahl, im Voigtlande,[1]) ferner in Böhmen, wo jedoch die Steinkreise vorherrschen; weiter nördlich reichen die Erdwerke bis an die Nord- und Ostsee, sie sind auf den friesischen Inseln vorhanden und die „Wurten" unserer Marschen erscheinen ihnen nahe verwandt. Auch sie, die dem oldenburgischen Lande Wührden, dem Lande Wursten, der nördlichen Marsch am rechten Weserufer, den Namen gaben, sind uralte, künstlich aufgeworfene Erdwerke.[2])

Daß endlich Großbritannien reich an verwandten Alterthümern ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

So viel kurz über die Verbreitung. Der Name dieser Erdwerke gibt zu einigen Betrachtungen Anlaß. Bei den Deutschen heißen sie im Volksmunde: Heidenschanzen, Hussitenschanzen, Schwedenschwanzen. Ein historischer Anhaltepunkt ist hiermit kaum gewonnen; das Volk schrieb einfach ihre Erbauung zu kriegerischen Zwecken den Heerschaaren zu, die durch Verwüstungen oder kriegerische Thätigkeit am längsten in seinem Gedächtnisse hafteten und die auch gelegentlich jene alten Schanzen benutzt haben können. Auch findet man den Ausdruck Gückelsberg für diese Erdwerke, was man als Zauberberg von „gaukeln" zu deuten versuchte, oder von „gucken", weil sie meistens einen weiten Ueberblick über das umliegende Land gestatten.

Bei allen slawischen Völkerschaften ist ihr Name ein übereinstimmender. Der niederlausitzer Wende nennt sie grožišćo (Groschischtjo), der oberlausitzer Wende hrodžišćo (Hrodschischtjo), der Tscheche hradišt'e (Hradischtje), der Pole grodzisko, der Russe gorodižt'e (Gorodischtje), der Slowene gradiše (Gradische). Ueberall liegt das echt slawische Etymon hrad oder grad = Burg, eingefriedigter oder umzäunter Ort, zu Grunde, dasselbe, welches in Hunderten von slawischen Ortsnamen wiederkehrt, wie in Graz, Windisch-Grätz, Nowgorod, Stargard, Gröditz, Hradek, Hradschin u. s. w. Es ist dasselbe Wort wie das deutsche Garten, wie das lateinische hortus, und Schuster[3]) irrt gewaltig, wenn er dieses Wort von den Deutschen zu den Slawen übergehen läßt, um daraus den Beweis liefern zu wollen,

---

[1]) Köhler, Volksgebrauch im Voigtlande S. 10.

[2]) H. Allmers, Marschenbuch. Gotha 1858.

[3]) Heidenschanzen S. 44.

daß die Erdwerke rein deutscher Abstammung seien und mit der Sache auch der Name zu den Slawen versetzt sei. Für jeden, der eine Ahnung von Sprachvergleichung hat, bedarf es gar keines Beweises, daß bei Germanen und Slawen (wie bei den meisten übrigen indoeuropäischen Völkern) hier dasselbe Etymon unabhängig neben einander besteht, daß es auf eine gemeinschaftliche indoeuropäische Wurzel zurückzuführen ist und kein Borgen der Slawen von den Deutschen hier stattfand. Schon die Gemeinschaftlichkeit des Ausdruckes bei allen Slawen, selbst den entferntesten, die nie mit Deutschen in Berührung kamen, schließt dieses aus.

Was die Beschaffenheit der Erdwälle betrifft, so zeigen sie im Allgemeinen dasselbe Gepräge. Sie liegen meist auf einem herrschenden Punkte, aber auch in sumpfigen Ebenen; ihre Form ist kreisrund, einfach oder doppelt, häufig halbkreisförmig, auch, wiewohl selten, hakenförmig. Sind sie halbkreisförmig, so liegt die offene Seite gewöhnlich nach irgend einem Bache oder Fusse zu, der auf diese Weise den schützenden Schluß bildet. Die Größe wechselt ungemein. Es gibt solche, die nur 100, andere, die über 500 Schritte im Umfange haben; der Wall selbst wechselt gleichfalls von 3 bis 10 Meter Höhe, die Böschung des Walles ist durchschnittlich 40 Grad; die Krone desselben etwa 4 bis 10 Schritt breit. Das Innere bildet einen Krater oder Kessel; ein bequemer Weg führt nirgends zu den Schanzen, meist sind nur schmale Pfade vorhanden. Gräben fehlen den meisten; eine bestimmte Himmelsrichtung ist in der Anlage nicht vorhanden.

Das Material, aus welchem diese manchmal riesigen Schanzen aufgeworfen wurden, ist meist die Erde der Umgebung. Es müssen viele fleißige Hände an denselben gearbeitet haben, um diese oft hügelartig erscheinenden Werke herzustellen. Innerhalb der Wälle, also im Kessel, dann aber auch in den Dämmen hat man die verschiedensten Gegenstände ausgegraben: Thierknochen, Kohlen, Asche, Gefäßscherben, Geräthe und allerhand Waffenstücke. Letztere, auf sehr verschiedene Perioden deutend, denn sowohl Bronze- als Eisengeräthschaften sind entdeckt worden. Die Schanzen, zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zwecken benützt, zeigen von diesen auch verschiedene Ueberreste auf, ohne daß bisher eine gleichsam geologische Schichtung nachgewiesen werden konnte. Am auffallendsten in den Schanzen ist die geradezu kolossale Menge von Asche, Kohle und verkohltem Getreide, nicht blos im Kessel, sondern in den Wällen selbst, die dadurch ein vortreffliches Düngematerial liefern, und aus diesem Grunde auch vielfach schon abgetragen wurden. Schmaler, der 35 Schanzen genau untersuchte,

schreibt darüber:[1]) „Die Umwallung selbst besteht meist aus Asche und Kohlen, hier und da aber auch aus dem in der Nähe befindlichen Erdboden. In diesem Falle ist aber die allerunterste, oft mehrere Ellen hohe Lage doch auch aus Asche, so daß man annehmen muß, die darauf liegende, unvermischte Erde müsse erst in weit späterer Zeit eines besondern, durch Umstände hervorgerufenen Uebelstandes wegen aufgeführt worden sein." Dieses massenhafte Vorkommen von Asche und Kohle ist ein höchst beachtenswerther Umstand, und er ist für alle Schanzen charakteristisch.[2])

Ueber Verbreitung, Namen, Beschaffenheit und Inhalt dieser Erdwerke zu sprechen ist leicht, denn hier haben wir es mit concreten Dingen zu thun. Wir gerathen aber sofort auf das Gebiet der Hypothese, wenn wir die Frage nach den Erbauern und dem Zwecke aufwerfen. Trotzdem schon sehr viel darüber geschrieben wurde, tasten wir auch heute noch im Dunkeln, und ich muß gestehen, daß keine der versuchten Lösungen mich befriedigt hat, daß aber auch ich keineswegs im Stande bin, eine neue zu geben oder einer der vorhandenen mich anzuschließen. Ich halte die ganze Frage noch nicht für spruchreif.

Zunächst: alle historischen, gleichzeitigen Nachrichten über diese Werke fehlen. Wir haben keine Inschriften auf Steinen oder Geräthen in ihrem

[1]) Volkslieder der Wenden II, 272.

[2]) Die ausführliche Schilderung einer beim Dorfe Zahsow, etwa 1 Meile westlich von Kottbus, vorgenommenen Ausgrabung durch Kreisgerichtsrath Wilke steht im Programm des Kottbuser Gymnasiums 1859, S. 30. Es heißt dort unter Anderem: Der Wall besteht aus gewöhnlichem Sande. In demselben finden sich zunächst viele von den Rollsteinen vor, welche in hiesiger Gegend auf den Feldern gefunden werden. Da die Umgegend von Zahsow nicht gerade reich an solchen Steinen ist, so springt zuerst in die Augen, daß sie absichtlich zusammengetragen und in den Wall gebracht sind. Die Steine waren von verschiedener Größe, doch sah ich keinen über 12 Zoll Durchmesser, ganz unbearbeitet, und war nichts davon zu entdecken, daß sie regelmäßig eingelegt worden wären. Ferner entdeckte ich an den Stellen frischen Anstechens, welche also noch nicht von oben mit lose nachgestürztem Sande verschüttet waren, lange, wagerechte, handhohe Streifen von Holzkohlenstaub und Asche. In diesen Streifen und sonst in dem herabgefallenen Sande fanden sich zahllose Bruchstücke von kleinen schwarzbraunen irdenen Urnen vor, eine ganze habe ich bei aller Mühe nicht finden oder erlangen können. Daneben lagen eben so zahlreiche Knochenstücke. Nach längerm Suchen fand ich noch andere, 1 bis 2 Zoll hohe Streifen vor, welche tiefschwarz aussehen und aus verkohlten Roggen- und verkohlten Hirsekörnern bestehen, welche gesondert von einander gefunden werden und in ihrer Form vollständig erhalten sind. Meinem Sohne Curt führte endlich das Glück noch einen Fund zu, welcher für das Urtheil über das Alter dieses Begräbnißplatzes von Wichtigkeit ist, nämlich den einer wohlerhaltenen eisernen Pfeilspitze, welche er in dem Sande des Walles entdeckte.

Innern gefunden, die uns nach Art der altägyptischen oder phönizischen Denkmäler über den Ursprung derselben Kunde gäben. Wohl aber sind uns einige Nachrichten über Erdwerke aus alter Zeit erhalten, denen indessen kaum mehr Beweiskraft zugeschrieben werden darf, als unseren heutigen Hypothesen.

Die fränkischen Analisten erwähnen die aus Erde erbauten „Hringi" und „Circuli" der Avaren. Dieses wilde Reitervolk hatte um die Mitte des sechsten Jahrhunderts in den weit ausgedehnten Weideplätzen Pannoniens ein Reich begründet; es war donauaufwärts gestürmt und hatte die Tschechen unterworfen. In einer kreisförmigen, aus Baumstämmen und Mauerwerk äußerst fest gefügten Verschanzung, so groß, daß sie viele Ortschaften umfaßte, residirte zwischen Donau und Theis der Chagan des gefürchteten Volkes. Außerdem errichteten sie aber an verschiedenen Orten ihre Hringi, Ringe, und zwar aus Erde. Ob letztere mit unseren Erdwällen etwas zu schaffen haben, möge dahin gestellt sein. Die Avaren sind ins Meißener Land gekommen, wo Heinrich der Erste sie zurückwarf.

Aus dem zwölften Jahrhundert haben wir denn bei dem vortrefflichen Helmold, dem Pfarrer von Bosow, ein Zeugniß. An zwei Stellen seiner Chronik der Slaven (I., 12 und 88) berichtet er von den Dämmen, die zu Otto des Großen Zeit von den Sachsen errichtet wurden. „Noch gibt es mehrere Spuren jener alten Bevölkerung, zumal in dem Walde, der sich von der Stadt Lucilinburg (Lütjenburg) in sehr weiter Ausdehnung bis Schleswig hin erstreckte. Die weite Einsamkeit und das tiefe, fast undurchdringliche Dickicht desselben bieten noch Grenzlinien dar, durch welche einst die einzelnen Aecker abgetheilt waren. Auch die Anlage von Städten oder festen Orten ergibt sich aus dem Bau der Wälle. Eben so zeigen die Dämme, welche, um das Wasser zum Behufe der Mühlen aufzustauen, an den meisten Bächen aufgeführt sind, daß jener ganze Wald einst von Sachsen bewohnt war." An der zweiten Stelle redet Helmold von der Besiedelung des linken Elbufers und der Umgebung Salzwedels und Stendals durch Holländer, und fügt hinzu: „Diese Länder sollen nämlich einst zur Zeit der Ottonen die Sachsen bewohnt haben, wie man das an alten Dämmen sehen kann, welche an den Elbufern im Sumpflande der Balsemer aufgeführt waren." Er schreibt also unbedenklich die Dämme den Sachsen zu, und setzt sie ins zehnte Jahrhundert, in eine verhältnißmäßig so junge Zeit, daß sie nicht auf die Erbauung der alte Bronzewaffen bergenden Heidenschanzen anwendbar wird. Es beweist dieses, daß eben Erdwerke zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Völkern unabhängig von einander gebaut wurden, in

diesem Falle fünf Jahrhunderte nach den Avaren. Man muß also sehr vorsichtig sein, will man alle Schanzen und Langwälle unter einen Hut, in ein System bringen.

Wer waren nun die Erbauer der alten Erdschanzen? Die Antwort darauf lautet sehr verschieden, und es ist kaum ein Volk über Mitteleuropa im Sturme der Völkerwanderung dahin gegangen, dem man sie nicht zugeschrieben hätte. Kelten, Germanen, Slawen und Völker, die vor ihnen Mitteleuropa bewohnten, sind als Erbauer genannt worden. Preusker,[1]) der, zwar etwas zerstreut und ungeordnet, ungemein viel Material zusammengetragen hat, hält die Erdwerke „hauptsächlich" für germanisch, speziell jene in der Lausitz, gesteht jedoch auch manche den Kelten und Sorben zu (III. 129). Wesentlich auf Preusker's Vorarbeiten steht O. Schuster. Resultat seiner Arbeit ist: „Daß die oberlausitzer Heidenschanzen, wie alle dergleichen in anderen Ländern, den mehrere Jahrhundert vor Christus dort angesessenen Germanen zuzuschreiben sind, und daß speziell die Semnonen, einer der mächtigsten suevischen Stämme, es waren, welche das lausitzische Vertheidigungssystem angelegt haben müssen" (a. a. O. S. 46). Er spricht hier nur bestimmter aus, was früher schon Preusker sagte. Schuster generalisirt viel zu sehr; „alle" Heidenschanzen „in andern Ländern" sind nach ihm germanischen Ursprungs. Für ihn besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen ringförmigen Steinwällen und Erdschanzen, und gleichviel, ob erstere in Frankreich, England, Skandinavien, den Ostseeprovinzen vorkommen (S. 11), sie sind ihm germanischen Ursprungs. Schon die bloße vorübergehende Anwesenheit der Germanen in einzelnen Ländern genügt ihm, um sie zu Erbauern der Heidenschanzen zu machen, namentlich in slavischen Gegenden.

Eben so weit gehend und Alles anectirend sind slawische Forscher gewesen. Der erwähnte Pole Chodakowski sucht für die russischen in ihrer Bauart völlig mit den lausitzer Heidenschanzen übereinstimmenden Erdwerke[2]) aus Volksliedern, die er zwischen Dniepr und Don sammelte, nachzuweisen, daß diese Wälle einst heilige Stätten der heidnischen Slawen waren, wo

---

[1]) In seinem vortrefflichen Werke „Blicke in die vaterländische Vorzeit", 3 Bände. Leipzig 1841 bis 1844.

[2]) Er beschreibt sie als kreisförmige Wälle, in der Mitte häufig mit einer runden kesselförmigen Vertiefung und östlich meist mit einem Eingange versehen. Die Wälle, so weit sie noch vorhanden sind, sind einander völlig gleich, fast ohne Ausnahme aus schwarzer Erde aufgeschüttet, und finden sich an den anmuthigsten Stellen in bestimmten, in den verschiedenen Ländern verschiedenen Entfernungen von einander.

man Ehebündnisse feierte und Opfer darbrachte. Er nennt sie Swatograde (swaty, heilig, und grad, Burg). Ihm schließt sich der verdiente Peter Köppen an in seinen 1825 zu Petersburg in russischer Sprache erschienen Materialien zur Geschichte der Cultur Rußlands, wo er speziell auch auf die Ringwälle im Gouvernement Twer (— sollen diese etwa auch die Germanen gebaut haben? —) hinweist, während K. Kalajdowitsch, gleichfalls für den slawischen Ursprung der Schanzen eintretend (in einem 1828 zu Moskau gedruckten Briefe an A. Th. Malinowski) die Gorodischtjes als feste Orte (oppida, castella im römischen Sinne) betrachtet. Schafařik[1]) erhebt seine Stimme für den slawischen Ursprung der Rundwälle bis zur Elbe, und Schmaler[2]) spricht jene in der Lausitz den Vorfahren der heutigen Wenden zu.

Daß mindestens ein böhmischer Hradischt, jener bei Neuhütten, in sehr engen Zusammenhang mit den Kelten gebracht werden muß, werde ich später zeigen.

So viele Köpfe, so viel Sinne heißt es hier. Ich glaube vor dem Generalisiren warnen zu müssen. Es fehlt zu sehr an bestimmten Anhaltepunkten, und verschiedene, auf gleicher Culturstufe stehende Völker verfielen hier wie da auf ein und dasselbe. Mit dem Verallgemeinern auch auf diesem Felde kommt man schließlich auf die Sprünge der Keltomanen, auf jenen unwissenschaftlichen Standpunkt eines Jakobi oder Obermüller. Was hinderte denn schließlich, noch die Mounds im Mississippi- und Ohiothale, die so viel Aehnliches mit unseren Erdwerken haben, auch in den Kreis dieser Betrachtung einzubeziehen? Wo unsere Quellen so mangelhaft sind, wo sich eine solche große Anzahl widerstreitender Ansichten kaum vereinigen läßt, da tritt auch das Gefühl in ein gewisses Recht. Der Kunstkenner steht vor einem Gemälde, er schreibt es einem bestimmten Meister, einer Schule zu, ohne sich über die Gründe klar werden zu können. So ist es auch oft bei Alterthümern der Fall; und ich habe vor den alten Edwerken stets mit dem Gefühle gestanden, als sähe ich die Denkmale eines Volkes vor mir, das vor der Einwanderung der Indogermanen diesen Boden bewohnte. Für mehr als Gefühl mag ich dieses jedoch nicht ausgeben. Daß später Kelten, Germanen, Slawen an diese Werke in irgend einer Beziehung angeknüpft haben, daß sie dieselben als Cultusstätten oder Vertheidigungsorte benutzten, das ist wahrscheinlich.

---

[1]) Schafařik, Slaw. Alterthümer I. 514 f.

[2]) Wendische Volkslieder II, 275.

Wie über die Erbauer, streitet man auch über den Zweck. Was Kalajdowitsch, Köppen und Chodakowsky über den Zweck der russischen Gorodischtjes sagten, wurde schon angeführt. Schmaler spricht sich dahin aus, daß sie Vertheidigungsstätten nicht gewesen sein können, „da mehrere derselben eine zu geringe Mannschaft fassen konnten“; auch dagegen erhebt er seine Stimme, daß sie Begräbnißstätten gewesen seien. Er sieht in ihnen zur Zeit der Einführung des Christenthums von den Anhängern des alten Glaubens künstlich befestigte Opferstätten.[1]) Vor Allem gründet er seine Ansicht auf die bedeutenden Aschen- und Kohlenreste in den Wällen selbst, und diese sind auch, da sie schichtenweise einen Theil des Baumaterials des Walles selbst (nicht nur des Kessels) ausmachen, nicht leicht mit dem Begriffe einer Vertheidigungsschanze in Zusammenhang zu bringen.

Preusker läßt die meisten Erdwerke für Vertheidigungswerke, ordentliche Schanzen, gelten, bezüglich einiger, wie des Schliebener Burgwalles (zwischen Herzberg und Schlieben, Provinz Sachsen) spricht er sich entschieden dafür aus, daß hier eine Opferstätte war. Die dort gefundenen Thongefäße, Bronzegeräthe, bearbeiteten Thierknochen, Kohlen, Asche, verkohltes Getreide, der mit Lehm gepflasterte Herd, beweisen dieses.[2]) O. Schuster endlich läßt alle Erdwerke und auch die Steinkreise nur für Vertheidigungswerke gelten, in denen wohl auch gelegentlich geopfert wurde. Nach ihm waren sämmtliche zwischen Saale und Weichsel erbauten alten Wälle, die verschiedene „Systeme“ bildeten, von germanischen Stämmen und zwar von Sueven gegen Sueven erbaut.[3]) Seine Systeme setzen eine ganz bedeutende Culturstellung der alten Völker voraus, ein Verkehrswesen, wie es nicht bestand, eine militärische Organisation, die, was Straffheit und Zusammenhang betrifft, weit über jene Deutschlands zur Zeit des seligen Bundestages zu stellen wäre, eine Einheit und Centralleitung, von der wir keine historischen Beweise haben. Ein Volk, das auf diese Höhe der Organisation in militärischen Dingen sich erhob, wie Schuster sie annimmt, muß auch anderweitig in der Cultur weiter vorgeschritten gewesen sein, und es geht nicht so spurlos vorüber, daß nur mit den mühsamsten Hypothesen sein staatliches Dasein construirt werden kann. Den historischen Beweis bei Schuster erachte ich nicht für erbracht — zur Widerlegung müßte aber ein ganzes Buch geschrieben werden; dazu bietet dieser kurze Aufsatz keinen

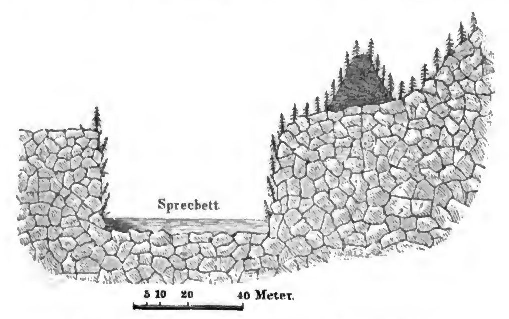
[1]) Wendische Volkslieder II, 272.

[2]) Preusker III, 100: Nach ihm Schuster S. 5.

[3]) Heidenschanzen S. 46.

Raum. Sehr viele Erdwerke sind wohl als Vertheidigungswerke aufzufassen, andere, wie wir sehen werden, genügen auch nicht den dürftigsten militärischen Ansprüchen. Ganz entschieden wende ich mich aber weiter unten gegen Schuster's Ansicht, daß auch die Steinkreise Vertheidigungswerke gewesen seien.

Die Erdschanzen. Bautzen liegt im Mittelpunkte der Oberlausitzer Schanzen, die sich, etwa 70 an der Zahl, zur Rechten und Linken der Dresden-Görlitzer Eisenbahn ausdehnen. Nimmt man, von zerstreut außerhalb des Hauptgebietes liegenden Schanzen abgesehen, Kamenz als den westlichen, Görlitz als den östlichen Endpunkt der Schanzengruppe an, so erstrecken sie sich über eine Längenausdehnung von neun Meilen; die durch-

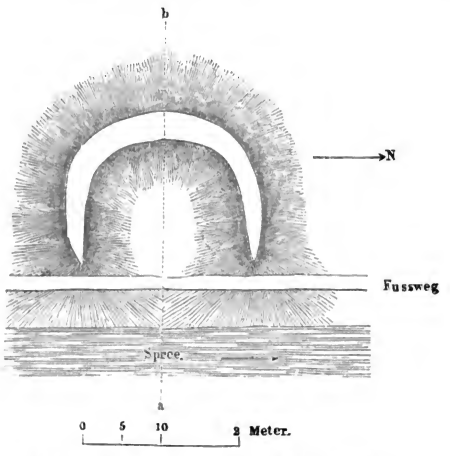


Durchschnitt der Erdschanze an der „Weiten Bleiche".

schnittliche Breite des Zuges von Nord nach Süd betrug dagegen nur drei Meilen.

Von Bautzen aus sind die meisten Schanzen leicht zu erreichen. Schon drei Viertelstunden südlich von der Stadt, am linken Spreeufer, treffen wir über dem Wirthshause „Zur weiten Bleiche" auf eine Schanze, die durch ihre Kleinheit sich auszeichnet, aber sehr wohl erhalten ist. Die Spree durchfließt hier wildromantische steile Granitfelsen, die fast senkrecht abfallen und eine Höhe von etwa 100 Fuß haben. An dem Abhange nun, der nach einem dieser Granitfelsen zuläuft, liegt die erwähnte Schanze. Der ganze Umfang ihrer Krone beträgt nur wenig über hundert Schritt, sie ist halbkreisförmig und nach der Spree zu offen, wie aus dem Plane hervorgeht. Ihr Böschungswinkel ist etwa 40 Grad. Ueber den Kamm führt ein gebahnter Weg. Das Innere ist kesselartig und so auffallend klein, daß dreißig oder vierzig Menschen sich nur mit Mühe darin bewegen können.

Im Westen der Schanze, der Stirn gegenüber, steigt das Terrain wieder an; es ist durch einen flach verlaufenden Graben von der Schanze getrennt. Dieses Ansteigen des Terrains nach Westen und auch Süden zu ist nun so bedeutend, daß die Erhebung mit der Dammkrone fast in gleicher Höhe sich befindet, die Schanze mithin auf eine sehr geringe Entfernung von etwa 100 Schritt eingesehen werden kann. Jeder Steinwurf von draußen fliegt ohne Mühe hinein. Wie dieses zu einer Vertheidigungsanstalt stimmt, kann ich nicht einsehen. Man nehme dazu den unbedeutenden Raum, der

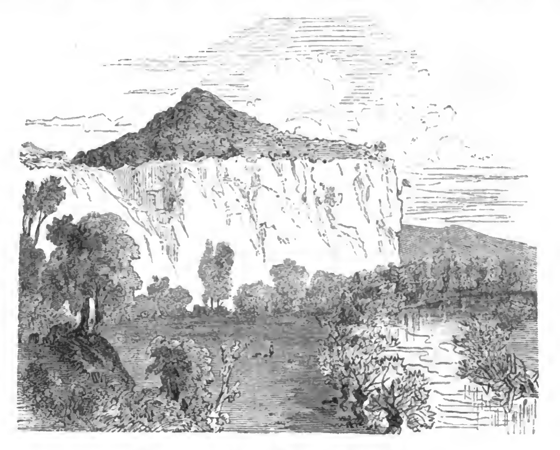


Grundriß der Erdschanze an der „Weiten Bleiche“.

sehr wenig Menschen Aufenthalt gewährte, in dem man sich nur äußerst schwierig — mit 100 Fuß langen Seilen — Wasser aus der Spree verschaffen konnte, und man wird sofort erkennen, wie wenig geeignet ein solcher Platz für das Aushalten einer Belagerung war.

Etwas anders gestalten sich die Verhältnisse bei der großen Doberschauer Schanze. Wir gelangen zu derselben, wenn wir von der weiten Bleiche abermals drei Viertelstunden weiter nach Süden gehen. Auch sie liegt an der Spree, aber am rechten Ufer, unfern von dem Dorfe Doberschau (Dobruša wendisch). Diese Schanze, ein imponirendes Werk, ist weithin sichtbar; sie erscheint wie ein mächtiger Hügel, der den hohen, jähen

Granitfels an der Spree krönt. Sie ist ganz mit Gestrüpp und Pfriemkraut überwachsen, durch das man sich mühsam einen Weg nach der Krone hinauf bahnen muß, da keinerlei Fußpfad vorhanden ist. Auch diese Schanze ist halbkreisförmig und nach der Spree zu offen, wie aus der vom linken Spreeufer aus aufgenommenen Ansicht Preusker[1]) gut zu ersehen ist, während ich die Profilansicht gezeichnet habe, die deutlich erkennen läßt, wie die Schanze nach der durch die Spree geschützte Seite zu abfällt und die hohe Stirn der vor ihr ausgebreiteten Hochebene zuwendet. An der Stirnseite ist die unter etwa 40 Grad abfallende Schanze über 50 Fuß hoch, nach



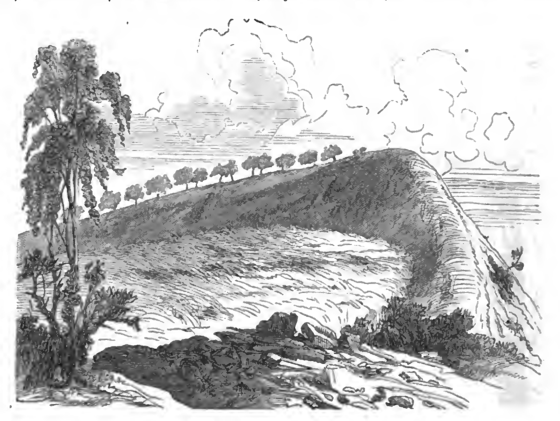
Die Doberschauer Schanze im Profil.

den Flanken hin fällt sie allmählich ab. Der Kamm hat eine Breite von 6 bis 8 Schritt und einen Umfang von über 350 Schritt. Oben genießt man eine herrliche Aussicht auf das Spreethal, die Stadt Bautzen und das Lausitzer Mittelgebirge. Ein Denkstein mit F. A. und der Krone darüber wurde „zum funfzigjährigen Regierungs-Jubiläum" des Königs Friedrich August von Sachsen am 20. September 1818 hier aufgestellt. Weit geringer als nach Außen hin ist die Höhe im Innern (etwa 30 Fuß); der Kessel ist sehr weit und konnte eine große Anzahl Menschen beherbergen;

[1]) Band II, Tafel III, Fig. 7.

doch war es für diese von hier aus ganz unmöglich, aus der Spree Wasser zu erhalten, da vor dem jähen Abfall des Granitfelsens sich noch ein breiter Wiesensaum bis zur Spree hinzieht. Schmaler, der in diesem Hrodschischtjo Nachgrabungen anstellte, fand ganz ungeheure Aschen- und Kohlenreste. Er hält ihn für eine Opferstätte.

Die Schanze an der „weiten Bleiche" und jene von Doberschau können als typische Beispiele der halbkreisförmigen Hrodschischtjos angesehen werden. Eine zweite Form machen die runden, geschlossenen Schanzen aus. Ich will hier nur auf die Kuckauer Schanze beim Kloster Marienstern, unfern

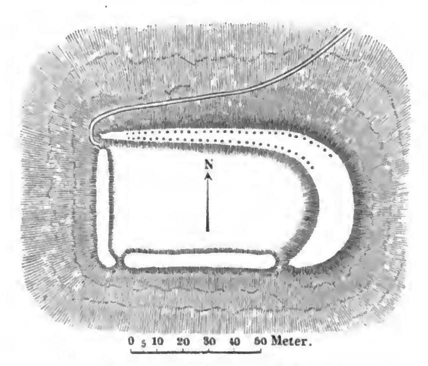


Die Riethener Schanze.

Kamenz, und den Kupschiner Doppelwall verweisen, die Schuster (S. 127) genau beschrieben und abgebildet hat.

Eine dritte Form, die hakenförmige möchte ich sie nennen, stritt [uns bei der Riethener Schanze entgegen. Sie liegt eine Viertelstunde nordöstlich von der Eisenbahnstation Pommritz bei dem Dorfe Riethen (Něčin) und ist gleich der Doberschauer weithin sichtbar. Im Osten des kleinen von Lehn und Kohlwesa nach Norden fließenden Baches liegt ein isolirter, etwa 50 Fuß hoher Granitfels mit breitem Rücken. Er fällt so ziemlich nach allen Seiten gleich stark ab, und doch krönt ihn die hakenförmige Schanze im Osten und Norden, während im Süden und Westen sich ein nur wenige Fuß hoher, im Ganzen 130 Schritt langer und 2 bis

3 Schritt breiter Damm anschließt, so daß die Hauptschanze mit diesem Damme zusammen ein Oval umfaßt, in dem ein großes Kornfeld steht. Der Hauptwall, wie aus dem Grundrisse ersichtlich, bildet einen Haken; seine Länge beträgt 290 Schritte; er steigt ganz allmählich an und verbreitert sich dabei immer mehr, so daß er anfangs nur wenige Fuß, schließlich aber 60 Fuß hoch ist, und dann fast plötzlich wieder abfällt; dabei nimmt die mit einer schönen Lindenallee bepflanzte Krone von 6 bis 15 Schritt an Breite zu. In der eigenthümlichen Gestaltung des Ganzen, das nicht einmal nach der am leichtesten zugängigen Stelle die größte Entwickelung zeigt, vermag ich ein Vertheidigungswerk nicht zu erkennen. Ein schmaler Fußpfad führt von der Seite des unter der Haupterhebung ge-



Grundriß der Niethener Schanze.

legenen herrschaftlichen Gutes an dem Abhange der Schanze hinauf. Wollte man den isolirten Granithügel befestigen, warum führte man den seltsam allmählich ansteigenden Wallhaken nur nach zwei Seiten hin auf und zog um die anderen beiden nur einen niedrigen Damm?

Zum Vergleiche bespreche ich einen böhmischen Erdwall. Will man so weit gehen wie Schuster, so muß man bei der identischen Bauart der böhmischen und lausitzischen Erdwälle diese einem und demselben Volk zuschreiben, und in der That ist Schuster auch geneigt, diese wie die böhmischen Steinwälle den Markomannen zuzuschreiben.[1]) Letztere werden aber

---

[1]) Heidenschanzen S. 51.

schwerlich als die Erbauer gelten können. Schuster zieht, nach Dreßler und Kiemann, auch den Hradischt bei Neuhütten in das Bereich seiner Betrachtungen und sagt, daß dort goldene und silberne Münzen, wahrscheinlich keltischen Ursprungs, zu finden seien. Er macht dazu ein Fragezeichen. Die Quelle aber nach der Schuster hier anführt[1]) sagt, daß in der Umgebung goldene und silberne Münzen unzweifelhaft keltischen Ursprungs zu finden seien. Es paßt dieses freilich nicht in Schuster's System, der alle derartigen Bauten germanischen Völkern zuschreibt. Die Sache hat aber ihre völlige Richtigkeit. Ich habe über zwei Jahre am Fuße dieses Hradischt gelebt und hundertmal auf seinen nun größtentheils eingeackerten Erdwällen gestanden. Er liegt auf 300 bis 400 Fuß hohem Berge gerade über der Leontinenhütte (in Neuhütten) am rechten Beraunufer, gegenüber dem fürstenbergischen Schlosse Nischburg, und zeigt noch bedeutende, aber jetzt durch den Pflug zerrissene Wallreste. Im Walle, der aus Erde besteht, in dem noch Aschen- und Kohlenreste vorkommen, findet man beim Umackern die von den Tschechen jener Gegend „Dukati" genannten kleinen



Keltische Silbermünze von Nischburg.



Goldenes Regenbogenschüsselchen vom Podmokler Funde.

Goldmünzen alljährlich. Es sind viele Hunderte dort entdeckt worden, sehr selten aber Silbermünzen, und ich selbst habe einen solchen „Dukaten" nach einem starken Regengusse, der den Boden aufgewühlt, dort oben gefunden. Das Prager Museum besitzt eine große Anzahl dieser Münzen, und in der Umgegend Nischburgs kann man sie hier und da bei den Damen in Ringe oder Broschen gefaßt sehen. Diese barbarischen Münzen sind gegossen, nach Allem, was die Forscher darüber veröffentlicht haben, in den ehemals keltischen Ländern selbst verfertigt und zeigen alle das nämliche Gepräge. Sie kommen ganz gleich auch in anderen, ehemals von den Kelten bewohnten Ländern vor. Man nennt sie auch Regenbogenschüsseln, weil sie nach dem Regen gefunden werden und eine schüsselförmige Gestalt haben. Auf der concaven, eingestempelten Seite zeigen sie Dreiecke, Kugeln, Ringe, Blätter. Viel seltener sind die Silbermünzen, die dann das Bild eines Reiters zeigen. „Letztere Münzen stellen sich als offenbar barbarische Nachahmungen mace-

[1]) Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen V, S. 196. Anmerkung.

donischer Königsmünzen von Philipp II., Alexander dem Großen und Antigonus I. Gonatius heraus. Solche Münzen wurden in Böhmen wiederholt gefunden, so 1771 bei Podmokl (nicht weit von Rischburg) in einem Bronzekessel Goldmünzen in einem Werthe von 78,000 Gulden, in Weltrus, Beraun, Kuttenberg; Silbermünzen bei Rischburg, Stockau, Bürglitz; Bronzemünzen bei Kolin und Komotau. Die auf diesen Münzen sich findenden Namen Dubnorex, Litavicos, Biates, Duteute, Iculi, Ansali, Ravis, Ravisci, Aravisci, Domisa sind keltisch. Die Thatsache nun, daß solche Münzen auch in einem Steingrabhügel bei Stockau im westlichen Böhmen neben Paalstäben und Ringen aus Bronze gefunden wurden, kann meine Ansicht von dem keltischen Ursprunge jener Grabhügel unterstützen." (Födisch, Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen VII, 156. Vergleiche auch, was Preusker II, 162 über diese Münzen sagt.) Auf jenem Hradischt sind auch Bronzegeräthschaften gefunden worden, und Wocel wird wohl vollkommen in seinem Rechte sein, ihn für keltisch zu halten. Als Erdwall, soweit er noch zu erkennen, stimmt er mit den Lausitzer Schanzen, er führt den Namen Hradischtj und ist doch wohl keltischen Ursprungs. Meiner Ansicht nach zeigt dieses wieder, daß man sich vor dem Generalisiren sehr zu hüten habe. Wir kennen in Böhmen germanische Bewohner, die Markomannen, vom ersten bis etwa ins fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Vor ihnen waren die Kelten im Lande. Schuster läßt aber schon 500 vor Christus, in der Bronzezeit, seine Erdwälle von Sueven erbauen. Wie stimmen nun die böhmischen Erdwälle, die mit denen der Lausitzen identisch sind, zu der Theorie von der Erbauung durch Germanen? „Alle dergleichen Heidenschanzen in anderen Ländern" sollen nach Schuster germanische Erbauer haben. Wie kommen wir mit dieser Anschauung in Böhmen zurecht?

In einer späteren Arbeit hat Födisch [1]) die böhmischen Erd- und Steinwälle übersichtlich zusammengestellt; er führt 32 Stein- und 54 Erdwälle an, zwischen denen er jedoch keine grundsätzliche Scheidung vornimmt. Er hält sie für größtentheils keltischen Ursprungs, läßt für einzelne die Bestimmung als Schanzen zu, hält aber im Allgemeinen daran fest, daß es heidnische Opferplätze oder abgegrenzte Gerichts- und Thingstätten waren.

Die Steinkreise. Nur der Süden der Lausitz ist gebirgig. Vorgelagert dem böhmischen Grenzgebirge zieht sich diesem parallel laufend von

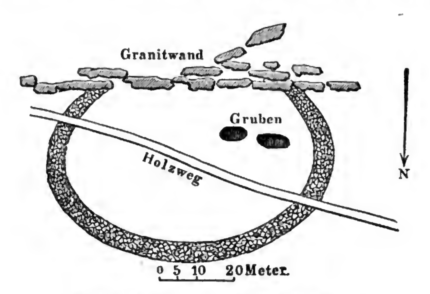
[1]) Mittheilungen des deutschen historischen Vereins in Böhmen X, S. 186 f.

Westen nach Osten ein Mittelgebirge hin, das über einer breiten, wellenförmigen Hochfläche emporstrebt. Sanft gerundete, dem Auge schmeichelnde, bis oben hin bewaldete Granitkuppen reihen sich eine an die andere, und obgleich sie durch benachbarte landschaftliche Glanzpunkte, wie das Meißener Hochland und das Riesenbirge, in den Hintergrund gedrängt werden, so haben sie doch vor diesen die merkwürdigen Alterthümer, die Steinwälle, voraus. Aber auch die Aussicht von dort oben, unterstützt durch Thürme, die auf den höchsten Gipfeln erbaut wurden, ist nicht zu verachten. Nach Norden zu dehnt sich die reiche Lausitzer Ebene, nach Süden hin das böhmische Grenzgebirge aus. Von der Station Pommritz zwischen Bautzen und Löbau ist das Mittelgebirge am besten zu erreichen. Ueber Hochkirch, blutigen Angedenkens, führt der Weg zunächst nach dem freundlich am Abhange des Tschernebog gelegenen Dorfe Wuischke. Es ist in dieser Richtung nach Süden hin das letzte wendische Dorf, denn jenseits des Tschernebog, über den die Sprachgrenze führt, ist Kunewalde schon deutsch. Auf Wendisch heißt das Dorf Wujezk; die tschechische, in Böhmen sehr häufig vorkommende Form lautet Ujezd oder die schlesische Ujest. Ueber die Bedeutung dieses Ortsnamens giebt uns Jungmann's böhmisch-deutsches Wörterbuch Auskunft. Dort heißt es: Ujezd ist so viel als ein Morgen, ein Stück Land, welches man an einem Tage befahren oder umackern, mit einem Gespann bearbeiten kann, es bedeutet so viel als Meierei, Vorwerk. Solche von Fürsten, Klöstern, Städten oder Grundbesitzern angelegten Einzelhöfe waren der Kern, um welche sich neue Dörfer ansetzten und diesen den Namen gaben. Daher dessen Häufigkeit in den slawischen Ländern. Auch in der Lausitz giebt es ein zweites Wuischke (bei Weißenberg).

Im Forsthause zu Wuischke habe ich gastliche Aufnahme gefunden, und mein alter Freund, der Oberförster Walde, war mir der trefflichste Führer, denn in seinen Revieren, die der Stadt Bautzen gehören, liegen „die alten Götterberge der Wenden" und die heidnischen Alterthümer, die auf dem Hochstein, dem Mittelberg, dem Tschernebog und Meltheuerberg zu finden sind. Die ganze Gegend ist hochinteressant, voll Sagen und Märchen.

Am nördlichen Abhange des Tschernebog erhebt sich ein einzelner mit einer Höhlung versehener Granitfelsen, den die Wenden Koltki domi oder Koboldhaus nennen. Drinnen wohnen die Koboltÿ oder Kobolde und andere Geister. Wie die deutschen Kobolde necken und quälen auch diese ihre wendischen Genossen die Menschen, leiten sie auf den Wegen irre oder begeben sich in die Häuser, wo sie allerlei Unfug anrichten. Anderer-

seits sagt man ihnen aber auch Gutes nach: wenn sie heiterer Laune sind, beschenken sie die Menschen und bringen ihnen Heil und Segen. Weiter knüpft sich an diese Gegend die Sage, hier sei ein altwendischer Orakelort gewesen. Die Sage wird dadurch unterstützt, daß das Volk diese Felsen und Gegend überhaupt Pražica (Praschitza) nennt, was im Wendischen Fragestätte bedeutet. Eine Praschitza ist auch bei Spremberg bekannt, und das Fragen um Rath oder Weissagungen war, wie bei anderen heidnischen Völkern, auch bei den alten Slawen Sitte. Als Stätten dazu boten sich die merwürdigen, nackt und kahl aus dem umgebenden Walde hervorstarrenden Granitfelsen von selbst dar. Sie krönen die Gipfel sämmtlicher Berge des Mittelgebirges, treten aber auch hier und da an den Abhängen hervor und werden von den Deutschen als Teufelskanzeln, Teufelsklippen,

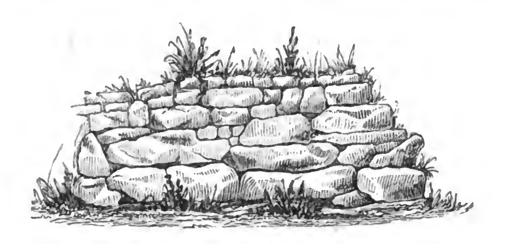


Steinkreis auf dem Gipfel des Hochstein.

Teufelsfenster bezeichnet. An sie lehnen sich denn auch hier die Ringwälle, Cultus- und Versammlungsstätten dieser Berge an; ihre pittoreske, ruinenhafte Erscheinung forderte die ersten Bewohner dieser Gegenden von selber auf, sich ihnen zu nähern. Sie gleichen zerfallenen Burgen, kolossalen Bauwerken von Menschenhand, und wie heute noch sie der Aberglauben mit dem Teufel in Verbindung brachte (ein Flurstück in der Gegend heißt noch Čertowaja = Teufelsort), wie viel mehr mußten sie den frühesten Bewohnern dieses Landes, die auf einer niedrigen Culturstufe standen, schauerlich, überirdisch und doch anziehend zugleich erscheinen.

Unser Weg zu den altheidnischen Stätten führte uns zunächst auf den Hochstein, südwestlich von Wuischke, dann in westlicher Richtung weiter über den Kamm und die Kuppen des mit Nadelwald bewachsenen Mittelgebirges hinweg. Der Hochstein, 559 Meter hoch, von den Wenden das

„Raubschloß“, Rabežny hrod, genannt, trägt auf seinem Gipfel eine ausgezeichnete Gruppe jener schon erwähnten, ruinenhaft ausschauenden Granitfelsen. Durch die hohen Fichten gesehen, welche ringsum stehen, erscheinen sie täuschend wie 10 bis 15 Meter hohes Gemäuer; sie sind zerspalten und zerklüftet, mit Durchgängen und natürlichen Fenstern versehen. An sie nach Norden zu lehnt sich nun der erste jener merkwürdigen Steinkreise an. Sein größerer Durchmesser von Osten nach Westen beträgt 65, sein kleinerer von Süden nach Norden 22 Meter. Der südliche Theil wird durch die Granitmauer gebildet, so daß diese den Kreis völlig schließt. Der Wall ist noch ziemlich gut erhalten und nur an zwei Stellen, wo ein Holzweg durch ihn hindurch führt, unterbrochen. Einige Stellen, namentlich am nördlichen Ende, sind noch unversehrt und lassen die Construction ganz deutlich erkennen. Hier ist der Wall 1¾ Meter hoch und 3 Meter



Construction des Steinkreises auf dem Hochstein.

breit. Zu seiner Errichtung wurden die Granitplatten und Trümmer, wie sie über die ganze Oberfläche des Gipfels zerstreut liegen, einfach zusammengetragen und mehr oder weniger lose, bald regelmäßiger, bald unregelmäßiger, ohne jedes Bindemittel übereinander gefügt. Eine dichte Moosdecke, in der Farne aufsprießen, überzieht die Krone des alten Walles, der, beschattet von düsteren Fichten, angelehnt an die ruinenhafte Granitmauer einen feierlichen Eindruck hervorbringt. Bei dem Bau des Holzweges, der den Damm durchbricht, ließ Oberförster Walde genau darauf achten, ob etwa Urnen, Scherben oder Waffen gefunden würden; es kam aber nichts zum Vorschein. Im südwestlichen Theile des Kreises liegen nahe bei einander im harten Granit ausgegraben zwei 3 bis 4 Meter tiefe und eben so weite Gruben, die, wie die ganze Beschaffenheit des Berggipfels zeigt, nicht zufällig entstanden sein können, und wahrscheinlich mit dem Steinkreise

selbst in irgend einer Beziehung stehen. Daß diese Gruben nicht zufällig sind, geht daraus hervor, daß eine solche Grube sich auch im Steinkreise des Mehltheuerberges befindet und daß sie, wie ich weiter unten erwähnen werde, auch in verschiedenen böhmischen Steinwällen vorkommen. Waren es vielleicht Cisternen, in denen Wasser angesammelt wurde, das man zu irgend einem Zwecke im Steinkreise bedurfte? Oder rühren sie von Schatzgräbern, „Venedigern", her, die hier nach Schätzen suchten? An Bergbauschürfungen im Granit hier oben auf dem Gipfel ist gar nicht zu denken. „Venediger", die in allen deutschen Gebirgen spuken, sollen hier in der Gegend gehaust haben; am Falkenberg, wo sie Gold suchten, erhielt der Goldbach nach ihnen den Namen. Läßt sich auch durchaus nichts Bestimmtes über diese Gruben sagen, so möchte ich doch annehmen, daß sie mit alten Cultuszwecken im Zusammenhange standen. Denn wohl Cultus- und nicht Vertheidigungsstätten waren diese Steinwälle. Sie sind oft, und speciell hier auf dem Hochstein, so niedrig, daß nur ein Befangener an Schanzen und dergleichen denken kann. Muß denn jedes alte Bauwerk, welches uns aus heidnischer Zeit erhalten ist, nothwendig eine Schanze sein? Alles für ein Fortificationssystem in Beschlag nehmen, ist gerade so, als wenn man jede Kirchhofsmauer von heute als Festungsmauer in Anspruch nehmen wollte, während sie doch nur zur Einfriedigung dient. Auf dem Hochstein liegen zu Hunderttausenden noch riesige Granitblöcke zerstreut, die man nur zusammenzulesen und aufzuthürmen brauchte, um einen ganz kolossalen Steinwall mit leichter Mühe zu errichten, der dann wohl den Zwecken der Vertheidigung entsprechen mochte. Aber nichts von dem ist geschehen; nur eine niedrige Mauer umgürtet den vergleichsweise engen Raum, der mit einem Sprung leicht zu übersetzen ist, in den jeder Steinwurf hineinfällt. Von einer Vertheidigungsanstalt, einer Schanze, kann hier durchaus nicht die Rede sein, das muß jeder Unbefangene, der einen Blick auf den Wall wirft, zugeben. Nach Schuster (Heidenschanzen 120) war aber dieser unbedeutende Steinkreis die letzte Zufluchtsstätte für die aus den großen weiter südlich gelegenen Schanzen (Niethen ꝛc.) Verjagten. Der Steinkreis ist für die Vertheidigung nicht mehr geeignet als eine Schafhürde.

Liegt aber hier keine Vertheidigungsanstalt vor, was dann?

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern, civilisirten wie uncivilisirten, finden wir, daß hervorragende und in die Augen springende Bergesspitzen als Cultusstätten dienten. Die Bergcapellen, die wir heute noch auf weit in das Land schauenden Gipfeln sehen, sie sind oft an Stelle altheidnischer

Verehrungsstätten erbaut worden, und stellen den Zusammenhang zwischen dem alten und dem neuen Cultus her; der Grieche ließ seine Götter auf dem Olymp thronen; Tabor, Karmel, Sinai waren heilige Stätten der alten Juden; auf Ceylon trägt der Adamspik die heilige Fußstapfe Buddah's; auf der Harzburg sollen die alten Sachsen den Krodo verehrt haben; der isolirte Michaelsberg an der Küste von Cornwallis war ein keltisches Heiligthum; in Japan pilgern fromme Wallfahrer auf den Fusi-yama, den heiligen Berg des Landes; auf dem Rigi stand die Capelle „Maria zum Schnee" mit ihrem wunderthätigen Madonnenbilde. Allüberall und zu allen Zeiten sind es hervorragende Berge, die als Cultusstätten betrachtet wurden. Warum denn hier nicht auf dem Hochstein, Tschernebog, Mehltheuerberg? Auch diese Lausitzer Berge springen mächtig in die Augen, sind nach der Culturebene hinausgeschobene Vorposten größerer Gebirge und den im fruchtbaren Lande an ihrem Fuße angesiedelten Menschen leicht zugänglich. Hinauf auf ihre Höhen, wo die düsteren Tannen um die wunderbaren, wie von Menschenhand erbaueten Granitwände rauschten, dahin verlegten die alten Heiden ihre Cultusstätte, dort umfriedigten sie den heiligen Raum mit einem Steinwalle, in dessen Innerem die Versammlungen statthatten oder der für die Priester vorbehalten blieb, während draußen umher das Laienvolk stand. Ernst und gewaltig wirkt noch heute hier die Natur in der großartigen Umgebung, die von der mächtigen Aeußerung der Naturkräfte Zeugniß ablegt. Weit und frisch wird der Geist dann wieder, schaut er hinaus auf die endlose, am Horizont verschwimmende Ebene, die nach Norden zu sich ausdehnt. Wer ohne militärisches Vorurtheil an dieser Stätte steht, muß sich sagen: hier war eine alte Cultusstätte, ein eingefriedigter, den Göttern geweihter Raum. Er war abgegrenzt durch den Steinwall, wie denn auch in Latium das Wort templum ursprünglich durchaus nichts Anderes bedeutet, als einen zu Zwecken der Gottesverehrung abgeschiedenen Raum, später aber erst das zu Cultuszwecken errichtete Gebäude.

Und ist es nicht gerechtfertigt, im Anblick der überaus pittoresken Granitfelsen an eine Steinverehrung hier zu denken? Auch bei den alten Germanen genossen Steine religiöse Verehrung, wie Rochholz nachgewiesen hat [1]). Was ist die Kaaba der Mohammedaner anders als ein Stein? Ueber die Steinverehrung bei den alten Phöniziern spricht aus-

---

[1]) Der Steincultus in der Schweiz. Argovia 1862 und 1863, S. 1 bis 103. Vergl. ferner: Bastian, der Steincultus in der Ethnographie. Arch. f. Anthr. III. 1.

führlich S. Nilsson in seinem zweiten Nachtrage zu den „Ureinwohnern des skandinavischen Nordens“ (Hamburg 1866), und zu Rom wurde Jupiter Anfangs bloß in einem Steine angebetet; daher der feierlichste Eid: per Jovem lapidem jurare! Es kommt mir nur darauf an, bunt aus der Masse heraus einige Beispiele anzuführen, die für den Steincultus arischer wie semitischer Völker sprechen. Hier auf dem Lausitzer Mittelgebirge aber mit seinen grotesken Granitfelsen war gewiß ein Ort gegeben, an dem der Steinkultus stattfinden konnte. Heute erzählen noch die Sagen von diesen Felsen, der Teufel spielt seine Rolle dabei, und was dem jetzt lebenden Wenden und Deutschen auffällig, wunderbar erscheint, sollte es das nicht noch vielmehr jenem Volke gewesen sein, das vor ihnen hier lebte?

In westlicher Richtung weiter führte uns der Weg nach dem Kamme des Mittelberges, der seinen Namen daher trägt, weil er zwischen den Hochstein und Tschernebog eingeschlossen ist. Der ganze Kamm dieses Berges nun trägt einen ungeheuern heidnischen Todtenacker mit vielen Hunderten von Hünengräbern.



Heidengrab auf dem Mittelberg.

Das Todtenfeld auf dem Kamme des Mittelgebirges zieht sich von Osten nach Westen in der Länge einer Viertelstunde hin und hat eine nach beiden Seiten zu abnehmende Breite von etwa fünf Minuten, so daß es sich über ein rautenförmiges Stück Land erstreckt, das theils von Fichtenwald, theils von jungen Culturen bedeckt ist. Der bei weitem größere Theil der Gräber ist noch völlig unversehrt, nur zu beiden Seiten des über den Kamm führenden Weges sind viele Gräber zerstört worden, da man das Steinmaterial derselben zur Ausbesserung des Weges benutzte. Die Anordnung der Gräber ist völlig regellos; sie liegen wirr durch einander, bald näher, bald ferner von einander und sind von ungleicher Größe. Es sind richtige Cairns, Varden oder Steinhaufen von 10 bis 15 Meter Umfang und 1 bis 2 Meter Höhe. Als Material zur Erbauung derselben dienten die über den Mittelberg zerstreut liegenden Granitbrocken. Oberförster Walde hat bis jetzt 15 dieser Gräber geöffnet und stets die Be-

schaffenheit derselben völlig gleich, nämlich folgendermaßen gefunden: Obenauf liegen lose zusammengeschleppt kleinere Steinbrocken; es folgen größere, schwerere, und unter diesen, im Kern des Steinhügels, einige rohe Granitplatten, welche unmittelbar über der Begräbnißstätte liegen. Gräbt man nun etwa ⅓ Meter in die Humusschicht ein, so findet man regelmäßig nur Aschen- und Kohlenreste, vermischt mit unglasirten, irdenen Scherben, an denen jede Verzierung fehlt [1]). Von Knochen, Gerippen, Schmuckgegenständen oder Waffen wurde bisher nicht das Geringste in den 15 geöffneten Gräbern gefunden.

Offenbar liegt also hier Leichenverbrennung vor. Von den alten Slawen steht es fest, daß sie ihre Todten zu verbrennen pflegten. Nestor erzählt, daß dieses bei den Radimitschi, Kriwitschi, Sjeweri und Wjatischi, bei letzteren sogar noch zu seiner Zeit († circa 1116) Sitte gewesen sei. Und der heilige Bonifacius bezeugt in seinem berühmt gewordenen Briefe an den angelsächsischen König Ethibald vom Jahre 745, in welchem von den bei Fulda angesiedelten Slawen die Rede ist, daß bei diesen selbst die Frauen, ausgezeichnet durch makellose Treue, sich auf dem Scheiterhaufen mit verbrennen ließen, wie heute noch die indischen Sattis [2]). Auch beim Chronisten Cosmas finden sich Stellen, die darauf schließen lassen, daß im zwölften Jahrhundert noch bei den slawischen Böhmen Leichenverbrennung stattfand, wie er denn überhaupt anführt, daß noch zu seiner Zeit († 1125) beim christianisirten Landvolke eine Menge heidnischer Gebräuche im Schwange gewesen seien; man habe Feuer, Quellen, Haine, Bäume, Felsen, Berge

---

[1]) Virchow nimmt an, daß die Burgwälle und die Gräberfelder gänzlich von einander zu trennen sind, indem sie auch gar nichts mit einander gemein haben. Am leichtesten ist dies zu erkennen an den Thongefäßen, die sich in beiden vorfinden. In den Gräbern sind dieselben von der äußersten Zierlichkeit, in den Burgwällen sind sie plump; jene sind gebrannt und leicht glasirt, diese nur lufttrocken und rauh. Der Henkel fehlt an den Gefäßen der Burgwälle, in den Gräbern findet er sich überall; dort finden sich an den Topfböden Stempel, hier nicht. Beispiele aus der Umgegend von Lübbenau und Vetschau erläutern diese Angaben. Nur der große Schloßberg bei Burg an der Spree steht den Gräbernfeldern nahe, denn er hat Henkelurnen mit schwarzer Glasur, ohne die sonstige Ornamentik der Burgwall-Gefäße. Auf dem Lausitzer Mittelgebirge findet aber gerade das Gegentheil statt: die Urnen aus den Steinkreisen sind verziert, besser gearbeitet, während in den Gräbern nur rohe, unglasirte Scherben gefunden wurden.

[2]) Et laudabilis mulier esse judicatur, quae propria manu sibi mortem intulit, ut in una strue pariter ardeat cum viro suo. S. Bonif. Epist. ed. Würdtwein. Mog. 1789. f. Nro. LXXII. — Jireček, Echtheit der Königinhofer Handschrift S. 43.

und Hügel angebetet und ihnen Opfer gebracht; Bretislav (1092 bis 1100) habe noch Haine und Bäume vorgefunden, welche von dem tschechischen Volke verehrt wurden. Er ließ sie fällen und verbrennen.

Das Alles beweist, wie lange sich noch heidnische Anklänge nach der Christianisirung unter den Slawen erhielten. Auch bei den Lausitzer Wenden, die doch sehr früh das Christenthum erhielten, finden wir, wie Knauth nachweist, im dreizehnten Jahrhundert noch viele heidnische Gebräuche, ganz zu geschweigen von den weiter nördlich wohnenden sog. Polaben, deren Bekehrung damals erst vor sich ging.

Es liegt nach Allem nahe, daher die Hügelgräber auf dem Mittelberge den Vorfahren der heutigen slawischen Bewohner der Lausitz zuzuschreiben und sie in eine verhältnißmäßig neue Zeit zu setzen. Beweisen läßt sich das jedoch nicht, denn sie können eben so gut von den germanischen Völkerschaften herrühren, die vor den Wenden in der Lausitz saßen, denn auch bei ihnen fand Leichenverbrennung und Beisetzung der Asche unter Steinhügeln statt. Noch im achten Jahrhundert war bei den alten Sachsen dieses der Fall, wie ganz genau aus einem Verbote Karl's des Großen hervorgeht [1]. Es liegt nach Allem also auch völlig im Bereich der Möglichkeit, daß die Hügelgräber von einem vor den Wenden in der Lausitz angesessenen germanischen Volke herrühren können.

Wo, wie in ganz Ostdeutschland, die Völkerschaften noch innerhalb der heidnischen Zeit auf einander folgten, wo ähnliche Sitten und Gebräuche von allgemein arischem Typus herrschten, da werden wir auch nie mi Sicherheit entscheiden können, welchem Volke, dem slawischen, germanischen oder einem noch frühern, aufgefundene Ueberreste angehören. Es ist besser, man bescheidet sich mit allgemeinen Aufstellungen, als daß man sich durch eine bestimmte Antwort eine Blöße gibt. Böhmen, das in Bezug auf seine vorhistorischen Alterthümer so ungemein viel Verwandtes mit der benachbarten Lausitz zeigt, birgt auch, neben anderen Arten Hügelgräbern, ganz gleiche wie auf dem Mittelberge. Dr. Födisch, der als Sagenforscher und Archäolog sich einen tüchtigen Namen gemacht hat, macht auf den Zusammenhang der Hügelgräber mit den Steinwällen aufmerksam. „Eine der Bauart dieser Hügel analoge Construktion bieten

---

[1]) Capit. Paderbrun. a. 785. c. VII. Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit et ossa ejus ad cinerem redierit, capite punietur. Und cap. XXII. Jubemus ut corpora christianorum Saxonorum ad cimiteria ecclesiae deferuntur et non ad tumulus paganorum. Pertz I, 1. 49.

die zahlreichen Steinwälle Böhmens dar, aufgeführt aus rohen, unbehauenen Steinen und Erde, ohne jede Mörtelverbindung. Da nun in der Umgebung solcher Wälle meist auch Steingrabhügel liegen, da in nächster Nähe der ersteren wiederholt dieselben Objecte, wie in den Hügeln selbst gefunden worden sind, so im Brdywalde bei Jinetz, am Hradischt bei Strakonitz, bei Komotau u. s. w., so wird der Schluß wohl nicht zu gewagt sein, daß jene Steinwälle wie diese Grabhügel von einem und demselben Volke herstammen. Unterstützt wird diese Ansicht noch durch die Thatsache, daß anderwärts, in Schottland, Steingrabhügel, sogenannte Cairns, geradezu innerhalb solcher Wälle liegen [1])."

Ich schließe nun dem das analoge Vorkommen der Steinhügelgräber und Steinkreise auf dem Lausitzer Mittelgebirge hier an, ohne einen Schluß wagen zu wollen, wer die Erbauer waren: ob Kelten, Germanen oder Slawen. Im Steinkreise des Hochsteins sind bisher keine Urnenscherben vorgefunden worden, wohl aber in jenem des Mehltheuerberges, auf den ich gleich zurückkomme; nur sind die Urnen hier verziert gewesen, im Uebrigen aus demselben ungebrannten Thone, wie jene der Hügelgräber vom Mittelberge. Die Zusammengehörigkeit dieser Steinkreise und Hügelgräber mag damit wohl dargethan sein. Bisher habe ich über das große Todtenfeld auf dem Mittelberge keine Notiz gefunden; die weitere Untersuchung der vielen hundert Gräber dürfte aber wohl noch bessere Resultate als die bisherigen ergeben. Sonst sind auch in der Lausitz die altheidnischen Gräber noch ungemein zahlreich und verbreitet.[2])

Vom Mittelberge steigt der Weg wieder auf nach dem Tschernebog. Er ist etwas höher als der Mittelberg und trägt gleich diesem schroffe und malerische Granitfelsen. Einer derselben wird als der Teufelsaltar bezeichnet, ein anderer als Teufelskanzel (wendisch kljetka). Ein Stein an dem erstern trägt eine herzförmige Vertiefung, die wohl ursprünglich natürlicher Art war, später aber künstlich erweitert wurde. So viel nun auch vom Tschernebog (wendisch Čornyboh, schwarzer Gott) die Rede ist, und so oft er mit dem Bielebog, einem südlich vom Kunewalde gelegenen Berge, in

[1]) Die heidnische Todtenbestattung in Böhmen. Mitth. des Ver. für Geschichte der Deutschen in Böhmen. VII, 154.

[2]) Vergl. Preusker, Blicke in die vaterländische Vorzeit. Leipzig 1844. III, S. 196 bis 207.

Verbindung gebracht wird,[1]) so viel auch von slawischem Götzendienste hier gefabelt und erzählt wird, ich halte den Tschernebog doch in archäologischer Beziehung für den am wenigsten interessanten Berg der Gruppe. Hier oben findet sich nichts Altes, was von Menschenhand geschaffen wurde, kein Steinkreis, kein Hünengrab, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß die merkwürdig, zum Theil dolmenartig, aber natürlich gestalteten Steine einst in den Kreis heidnischer Verehrung einbezogen wurden. Die ganze mythologische Darstellung von dem Dualismus der slawischen Götter, von Ahriman-Tschernebog und Ormuzd-Bielebog, beruht auf schwachen Füßen und findet in der altslawischen Mythologie keine Begründung, wie denn auch der Gegensatz bei Tschechen, Russen, Polen u. s. w. nicht vorhanden ist. Alle Quellen, aus welchen wir Kenntnisse über das slavische Heidenthum schöpfen können, führen zu dem Ergebnisse, daß dasselbe in einer Vergötterung des Himmels und der Naturkräfte und in deren Verehrung bestanden habe. Schon Procopius[2]) erzählt, daß die Slawen als Weltbeherrscher einen Gott, den Urheber des Blitzes und Donners, anerkannten; sie verehrten Flüsse und Nymphen. Doch ist die Anbetung der Naturobjekte, wie sie Cosmas (vergl. oben S. 120) anführt, nicht wörtlich zu verstehen, sondern die alten Slawen beteten nur die vermeintlich in diesen wohnenden Götter an, den Perun, Gott des Donners; Stribog, des Windes; Svarog, des Lichtes; Veles, des Hausviehs; Siva (Živa), der Feldfrüchte, Morana, des Todes Göttin u. s. w. Die Aufstellung eines guten und bösen Gottes der Slawen erscheint spätere, christliche Einschiebung zu sein, wenn auch ein böser Götze Tschernebog existirt haben mag. Helmold berichtet im 52. Capitel des ersten Buchs seiner Chronik der Slawen, wo von den Bodrizern (Obotriten) die Rede ist, „Sie (die Slawen) glauben, alles Glück werde von einem guten, alles Unglück von einem bösen Gotte gelenkt. Daher nennen sie auch den bösen Gott in ihrer Sprache Diabol oder Czerneboch, d. h. den schwarzen Gott."

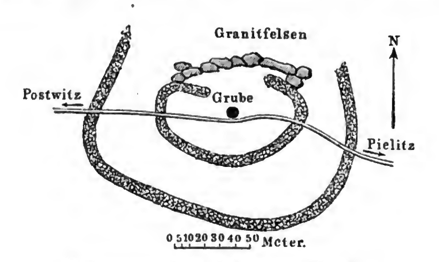
Bei den Wenden steht der Tschernebogberg noch heute in großem Ansehen; sie ziehen alljährlich Pfingsten hinauf, singen dort, wenn sie von anderen Reisenden unbeachtet sind, ihre Nationallieder, und besteigen den

[1]) „Eben so unklar wie über den Čorny boh ist man unter den Wenden über das Sein und Wesen des Bjely boh, d. h. des weißen Gottes. Aber da in der Anschauung des Volkes die weiße Farbe der schwarzen entgegengesetzt ist, so wird er, ohne daß man den Čorny boh selbst kennt, doch diesem entgegengesetzt gedacht, und man pflegt sich ihn sogar als gut zu denken." (Schmaler, Volkslieder II, 265.)

[2]) De bello gothico IV, 14. — Jireček, Echtheit d. Königinh. Handschr. 35.

Granitthurm, der als ein rechter Luginsland auf dem Tschernebog errichtet wurde. Die Rundschau ist in der That eine prachtvolle und weite und gewährt einen charakteristischen Blick in das Wendenland. Nirgends besser als von hier kann man nämlich erkennen, wie die Oberlausitz mit Hunderten und aber Hunderten dicht bei einander liegender kleiner Dörfer gesprenkelt ist. Man überschaut einen Theil des Flußgebietes der Neiße, Spree und Elbe; aus dem Waldesgrün blitzen Teiche auf und überall ziehen sich dazwischen durch die wohlbestellten Felder. Die zahlreichen, sehr kleinen Dörfer, von denen manchmal 20 oder 30 zu einer Kirche eingepfarrt sind, bilden ein charakteristisches Merkmal der Wendei gegenüber den meist großen Dörfern der Deutschen.

Wie der Tschernebog im Osten vom Hochstein flankirt wird, der den alten Steinkreis trägt, so treffen wir, wenn wir zwei Stunden von ihm



Doppelsteinkreis auf dem Mehltheuerberge.

weiter nach Westen wandern, auf den Mehltheuerberg oder Schmoritz, der sich, 439 Meter hoch, südlich von den Dörfern Mehltheuer und Pielitz erhebt und auf seinem Gipfel einen Doppelsteinwall trägt, nach derselben Art und offenbar von demselben Volke erbaut, wie jener auf dem Hochstein, so daß alles dort Gesagte auch hier paßt. Der deutsche Name Mehltheuer ist hier auffallend, zumal der Ort wendisch Lubenz heißt; doch weiß ich keine Erklärung anzugeben (oder soll er, wie Preusker vermuthet, von maly dwor, kleiner Hof, stammen?); was Schmoritz betrifft, so bedeutet dieses Fichtenhain, von smrk, Fichte (wendische Form šmrjok).

Der innere Steinkreis, aus Granitblöcken construirt, wie jener auf dem Hochstein, erreicht eine Höhe bis 3 Meter, während seine Krone 2 bis 3 Meter breit ist. Sein größerer Durchmesser beträgt 90, sein kleinerer 60 Meter. Nach Norden zu lehnt er sich an eine Granitfelsenwand an, die

hier den Kreis schließt, gerade wie auf dem Hochstein. Um diesen innern, an sich schon bedeutenden Steinwall zieht sich nun ein unregelmäßiger, halbkreisförmiger, weit niedrigerer und weniger gut erhaltener äußerer Wall von 1 Meter durchschnittlicher Höhe und 1½ bis 2 Meter Breite. Sein Durchmesser von Ost nach West beträgt 170 Meter; seine Entfernung vom innern Steinwall durchschnittlich 40 Meter. Der Weg von Postwitz nach Pielitz durchschneidet beide Wälle, die an den betreffenden Stellen zerstört und übrigens weit mehr mit Erde bedeckt sind, als der Kreis auf dem Hochstein. Zweierlei tritt noch hinzu, um diesen Doppelsteinring des Mehltheuerberges interessant erscheinen zu lassen. In der Mitte des innern Walles befindet sich eine 3 bis 4 Meter tiefe und eben so breite Grube (Diebeskeller, Räuberhöhle genannt) im Granitstein ausgearbeitet; sie ist durch Dammerde und Moder jetzt theilweise verschüttet. Ferner waren hier Ausgrabungen, welche Oberförster Walde zwischen dem innern und äußern Steinringe unternahm, von Erfolg. Er fand zahlreiche Urnenscherben aus rohem, unglasirtem ungebrannten Thone, doch keine ganze Urnen. Die Verzierungen an denselben waren sehr primitiver Art, sie bestanden in eingeritzten Parallel- und Wellenstreifen. Die Anlehnung des Steinkreises an die malerischen Granitfelsen des Gipfels, die Construktion des Walles selbst, endlich die Grube — alles dieses läßt den Schmoritzer Ringwall als das Gegenstück jenes auf dem Hochstein erscheinen. Auch hier läßt die Sage ein Schloß stehen, das durch einen unterirdischen Gang mit der Stadt Bautzen in Verbindung gewesen sein soll.[1])

Wollen wir uns nicht in wilde Phantasien oder schwer zu begründende Hypothesen verlieren, so ist hiermit wohl abgeschlossen, was sich über diese

---

[1]) So sind die thatsächlichen Verhältnisse auf dem Mehltheuerberge. Man vergleiche nun damit, wie Schuster (Heidenschanzen S. 21) diesen Doppelsteinkreis schildert: „Er ist 6 bis 12 Fuß hoch und 8 bis 20 Fuß breit und enthält ebenfalls nur locker liegende Steinmassen. Im Innern befinden sich Mauerüberreste, welche eine Art Keller einschließen, 8 bis 14 Fuß tief, so daß hier in späteren Zeiten eine Burg oder Capelle gestanden haben mag, was auch eine Sage von einem alten Schlosse andeutet." Mauerüberreste sind keine vorhanden, von Mörtel keine Spur! Der „Keller" ist jene aus dem Felsen gearbeitete Grube, die Diebeshöhle, in welcher während des siebenjährigen Krieges und 1813 die Bewohner der Umgegend ihre Werthsachen geborgen haben sollen. Vor fünfzig Jahren hat dort oben ein Bautzener Bürger, der Aussicht wegen, einen kleinen Pavillon errichtet, der längst verschwunden ist; eine Burg oder Capelle hat dort oben nie gestanden. Schuster kennt nach Allem die Steinwälle auf dem Hochstein und Mehltheuerberge nicht aus eigener Anschauung. Würde er sie gesehen haben, dann könnte er sie unmöglich als „Reduits" und Vertheidigungsanstalten ausgeben.

Steinkreise sagen läßt. Ich halte nicht dafür, daß sie den Erdwällen oder Heidenschanzen der Niederung parallel stehen, wenigstens nicht ihrem Zwecke nach, wenn sie auch gleichzeitig und von demselben Volke erbaut sein mögen. Es ist leicht gesagt: In der Ebene, wo Steine fehlten, bildete die Erde das natürliche Baumaterial; auf den mit Granitbrocken besäeten Bergen der Stein, und so griff dasselbe Volk zu demselben Zwecke hier zu diesem, dort zu jenem Stoffe. Anlage und Bauart der Erdwälle und der Steinringe ist so durchaus verschieden, daß sie nicht in dieselbe Kategorie gestellt werden dürfen. Wohl aber deuten die hier wie da gleichen Urnenscherben auf dieselben Erbauer hin.

Einen etwas weitern Horizont gewinnen wir erst, wenn wir einen Vergleich mit den Steinwällen anderer Länder anstellen, obgleich auch hierbei die Frage nach Zweck und Ursprung wenig mehr gefördert wird. Zum Vergleich bietet sich aber am besten das benachbarte Böhmen dar.

Vollkommen den eben geschilderten Steinwällen der Oberlausitz entsprechend und nach Anlage und Form mit ihnen wesentlich übereinstimmend, sind die Steinwälle Böhmens, welche Dreßler und Kiemann in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen V., 116. 195 geschildert haben. Ein Blick auf die dort mitgetheilten Pläne und Ansichten ergibt sofort, wie eng verwandt jene ältesten Baudenkmäler der Lausitz und Böhmens sind, und wie der Schluß gerechtfertigt erscheint, daß wohl gleichzeitig dasselbe Volk hier wie da gewohnt habe. Nur das Material der Steinwälle bedingt einen Unterschied. In Böhmen findet man meist Grauwacke und Basalt zum Bau der Wälle verwendet, die ganz anders brechen, als der sich plattenförmig absondernde Granit der Lausitz, die daher, zu dem rohen Gemäuer verwandt, diesem eine ganz andere Construktion verleihen müssen als jener. Die Steinwälle lassen sich auch noch weiter in Deutschland nach Westen hin verfolgen. Sehr unsicher ist es, um die Uebereinstimmung zu constatiren, nach Beschreibungen urtheilen zn wollen, da hier, wo ein gewisses Gefühl, das sich nicht schildern läßt, oft den Ausschlag in der Beurtheilung gibt und nur vergleichende Untersuchungen an Ort und Stelle uns über die Schwierigkeiten hinweghelfen. Dreßler und Kiemann, welche uns die böhmischen Steinwälle schilderten, haben denn auch den Altkönig zwischen Gießen und Frankfurt bei Kronberg besucht, welcher einen Doppelrundwall von ganz kolossalen Steinen trägt. Sie schreiben: „Es gereicht uns zu nicht geringer Befriedigung, sagen zu können, daß zwischen dem Altkönigswall und den böhmischen kein Unterschied stattfindet, und daß er von dem auf dem Pleschiwetz an Umfang und Stärke

sogar noch übertroffen wird." In Nassau, in der Lausitz, in Böhmen herrscht also bei diesen Bauten Uebereinstimmung.

Im Harz, im Thüringerwald, zumal zwischen dem Teutoburger Walde und dem Taunus, in der Eifel, im Hochwald,[1]) sind weitere Steinwälle entdeckt; über die Teutoburg oder Grotenburg bei Detmold, die gleichfalls aus Steinwällen errichtet wurde, ist viel geschrieben und gestritten worden. Zahlreich sind sie im Elsasse auf dem Odilienberge bei Schlettstadt, im Dagsburgischen zwischen Hohenack und Wasenburg[2]).

Die verschlackten Wälle. Ich gelange jetzt zu einer Art der ältesten Baudenkmale der Lausitz, welche, wenn auch nicht eine Specialität dieser Landschaft, doch jedenfalls die seltenste und hervorragendste Erscheinung auf ihrem archäologischen Gebiete darstellen; ich meine nämlich die verschlackten Wälle, kürzer aber unrichtiger „Schlackenwälle" genannt, denn sie wurden nicht aus Schlacken erbaut, sondern die Verschlackung derselben ist erst ein späterer Proceß gewesen, welchem der bereits fertige, aus rohen Steinen erbaute Wall unterworfen wurde.

Für mich waren diese verschlackten Wälle von besonderem Interesse, da ich im Jahre 1864 das Vitrified Fort oder die „Glasfestung" auf dem Craig Phadrick, dem Petershügel, im Norden Schottlands, westlich von der Stadt Inverneß, besucht hatte [3]). Auf dem Gipfel jenes nur 168 Meter hohen, bewaldeten Berges zieht sich ein doppelter Kreis nahe zusammengerückter, etwa 3 Meter hoher, meist mit Erde bedeckter und bewachsener Steinwälle hin, deren größerer Gesammtdurchmesser etwa 100, deren kleinerer 33 Meter beträgt. Wo die Erddecke blosgelegt ist, zeigten sich die ursprünglich lose zusammengehäuften Steine der Wälle fest zusammengefrittet, so daß große Mengen eine einzige Masse bildeten; die Oberfläche der Steine war einige Linien tief glasirt, die ganze Menge keineswegs verschlackt, was indessen mit dem Material, aus welchem die Wälle erbaut sind, zusammenhängen mag. An dem untern Theile war die Verglasung eine stärkere, als am obern. Entdeckt wurden diese schottischen „Glasburgen", die ersten ihrer Art, die bekannt wurden, bereits im verflossenen Jahrhundert. Die

---

[1]) Die neun Steinringe des Hochwaldes und die zwei der Eifel sind behandelt in G. Bärsch „Einige Nachrichten über den Steinring bei Otzenhausen". 2. Aufl. Trier 1839. — Schneemann „Jahresbericht der Gesellschaft für nützliche Forschungen". Trier 1852. S. 9. — Wirtgen „Der Hochwald". Kreuznach 1867. S. 64 f.

[2]) **Beaulieu, Récherches sur le comté de Dagsbourg. Paris 1836.** — G. Schweighäuser, Erklärung des Planes der Heidenmauer, Straßburg, Heitz, 1825.

[3]) Richard Andree, vom Tweed zur Pentlandföhrde, Jena 1866, S. 208.

bedeutendste liegt bei Dingwall in Roßshire. Sie ist kreisförmig, etwa 7 Meter hoch, 26 Meter breit und 88 Meter lang, und trägt, wie vieles in Schottland, mit dem man nichts Rechtes anzufangen weiß und dessen hohes Alter man bezeichnen will, den Namen Fingals.

Begreiflicherweise erregte die Entdeckung dieser Glasburgen großes Aufsehen und allerlei kühne Hypothesen knüpften sich an dieselben, mit deren Aufzählung ich den Leser verschonen will. Die Vitrified Forts blieben lange Zeit die einzigen ihrer Art, bis 1838 der verstorbene Mineralog Dr. Zippe den ersten verschlackten Wall in Böhmen bei Bukowetz, anderthalb Stunden nordöstlich von Pilsen, nachwies und auf der in jenem Jahre zu Prag abgehaltenen Versammlung der deutschen Naturforscher beschrieb. Er besteht aus einem Ringwall und davor gelagertem halbkreisförmigen Wall, hat 3 bis 4 Fuß Höhe und nur 2 Ellen Stärke an der Basis. Beide Wälle, zumal der äußere, sind stark mit Rasen und Erde bedeckt. Der innere oder Hauptwall besteht aus lose zusammengetragenem Grauwackegestein, die keineswegs durch Mörtel oder Kitt mit einander verbunden, aber an Ort und Stelle durch Feuer zusammengeschmolzen sind, so daß sie in eine blasige und porös schlackige Masse übergegangen sind. Auch bei der böhmischen Stadt Soběslau, am Flüßchen Luschnitz im sogenannten Swakower Walde, soll es einen solchen Wall geben; der bedeutendste in Böhmen, ja vielleicht der bedeutendste überhaupt, ist aber jener von Kattowitz, der den Forschern um deswegen weniger bekannt wurde, weil seine Beschreibung in einem tschechischen Werke des verstorbenen Professors Wocel (Pravěk země české) vergraben liegt[1]). Dieser schöne und eigenthümliche verschlackte Wall, dessen Beschreibung in dem genannten Werke von Benesch herrührt, liegt auf der Fürstenhöhe bei Kattowitz am linken Wottawaufer, nahe an der von Pilsen nach Budweis führenden Eisenbahn. Die Beschreibung dieses interessanten alten Bauwerkes, das wir der Vergleichung wegen hier umständlicher behandeln, lautet: „Ein 12 bis 15 Fuß hoher, an der Basis 24 Fuß, auf dem Kamme 5 Fuß breiter äußerer Wall umsäumt den breiten, 600 Fuß über dem Flusse liegenden Gipfel des Berges. Vor diesem Walle zieht sich auf der Ostseite ein ziemlich tiefer Graben hin. Die Nord- und Westseite der Höhe fallen steil ab. Der Umfang des äußern Walles beträgt 620 Klafter (1175 Meter!). Neben dem Haupteingange, den zwei Hörner des Walles bilden, finden sich

[1]) Uebrigens erwähnt ihn schon Zippe. Deutsche Bearbeitung in den Mittheilungen des deutschen Geschichtsvereins für Böhmen. V. 196.

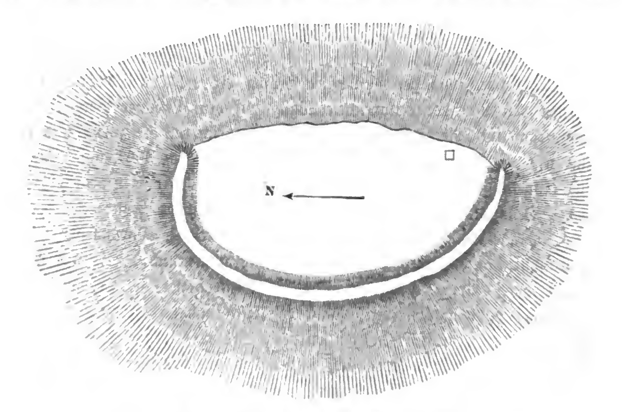
zwei Gruben. Auf eine sehr merkwürdige Weise legt sich ein zweiter, steilerer Wall als eine Art Doppelschanze vor die höchste, mit einem dritten Walle umgebene Partie des Berges. Dieser dritte Wall ist erbaut aus großen durch die Wirkung bedeutender Gluth zu Schlacken gebrannten Steinen, zwischen denen aber auch ungebrannte Steine vorkommen, ist 15 bis 20 Fuß hoch, sehr steil und bildet ein unregelmäßiges Viereck von 65 Klafter Umfang, 31 Klafter Breite und hat ein Areal von 2015 Quadratklafter. Das Gesammtmaß der umwallten Räume beträgt 200 Klafter Länge, 115 Klafter Breite und 19,555 Quadratklafter Fläche." Nach der Beschreibung scheint nur der innere Wall verschlackt zu sein; jedenfalls haben wir es aber hier mit einem der größten und interessantesten Bauwerke seiner Art zu thun.

Kurze Zeit nach der Entdeckung des ersten böhmischen Schlackenwalles durch Dr. Zippe, fand der Freiberger Geolog Bernhard Cotta [1]) auch die ersten drei Lausitzer verschlackten Wälle auf dem Löbauer Berge, dem Stromberge und Rothensteine. Ich komme gleich auf sie zurück und erwähne nur, daß 1846 auch eine vierte Localität für das Vorkommen dieser Wälle aufgefunden wurde, nämlich Frankreich. Bei Péran in der Bretagne, Departement Côtes du Nord, fand Genslin de Bourgogne einen ovalen Schlackenwall von 110 Meter und 134 Meter Durchmesser, der aus Sandstein und Granit bestand, von denen namentlich der letztere stark gebrannt war. Vor Kurzem hat denn ein Genieoffizier, F. Prévost, noch drei Schlackenwälle aufgefunden, von denen er annahm, daß die Wälle mit Thon und Kalk gemischt errichtet wurden. In denselben ließ man Zugröhren frei, die man mit Brennstoff füllte, und um das Ganze schlug man einen Thonmantel, in dessen Innern nun der Steinwall wie in einem Backofen geschmort und gehcizt wurde, bis die Glasur fertig war. Auch nahm Prêvost an, die Wälle seien von römischen Legionären zum Zwecke der Vertheidigung erbaut worden. Das Ganze ist eine so wilde Hypothese, daß man darauf nicht näher einzugehen braucht.

Von den Lausitzer verschlackten Wällen habe ich jenen auf dem Stromberge besucht, der als ein isolirter Basaltberg etwa drei Viertelstunden südlich von dem Städchen Weißenberg, nahe an der sächsisch-preußischen Grenze, sich erhebt. Der fast 1000 Fuß hohe Berg, weithin sichtbar, bietet einen vortrefflichen Ueberblick über die Gegend; auf ihm ruhte Friedrich der Zweite aus, nachdem Daun ihn 1758 bei Hochkirch geschlagen.

[1]) Vergl. „Neues Lausitzer Magazin" 1839. IV, 124.

Die Wenden nennen ihn Hrodžišćo. Den Namen Stromberg kann man von strma hora, steiler Berg, ableiten. Der Wall, obgleich heute ganz mit Erde überdeckt und berast, ist auf dem kahlen Südgipfel des Berges, welcher den Vermessungsstein trägt, sofort von unten schon kenntlich. Er bildet nach Süden, Westen und Norden zu einen unregelmäßigen, lückenhaften Halbmond von 100 Meter Ausdehnung, ist aber nach Osten zu, wo der Basalt steinbruchartig offen steht, nicht geschlossen. Nach innen zu fällt der Wall etwa $1^1/_2$ bis 2 Meter unter flachem Winkel ab; nach außen zu erscheint er aber bedeutender, an manchen Stellen bis zu 3 Meter hoch. Die Dammkrone ist durchschnittlich 3 Meter breit. Entfernt man die nicht



Der verschlackte Wall auf dem Stromberge.

starke Erddecke und den Rasen, so trifft man auf den eigentlichen Wall, der aus den schwarzen Basalten des Berges selbst zusammengesetzt ist. Es sind Steine von einigen Pfunden bis zu einem halben Centner Schwere, die ursprünglich wohl lose, ohne Bindemittel an einander gefügt wurden, jetzt aber durch die Einwirkung des Feuers, das unbedingt in ganz großartigem Maßstabe hier gewirkt haben muß, mehr oder minder zusammengekittet sind. Die Einwirkung des Feuers und der Grad der Verschlackung des Basaltes ist sehr verschieden. Im Innern des Walles fand ich noch rohe, rein schwarze, völlig unangegriffene Basaltstücke; es folgten daneben blos leicht geröstete, ockerrothe Steine, die allmählich in eine schwarze, blasige,

sogar schaumige Masse übergingen, die täuschend der Schlacke der Eisenhochöfen gleicht, wenn bei diesen ein schlechter Rohgang eintritt. Durch die Einwirkung der auf den fertigen Steinwall wirkenden Feuergluth waren nun die Basaltsteine zu einer großen Schlackenmasse zusammengeschmolzen, die beim Erkalten allerdings wieder in verschiedene große Stücke zersprungen war, an anderen aber sich noch ganz fest zeigte.

Kurze Zeit vor mir hat Prof. Virchow den Schlackenwall des Strombergs besucht und in seiner Abhandlung „über die gebrannten Steinwälle der Oberlausitz“ [1]) beschrieben. Auch Virchow verwirft die Ansicht Schusters, daß es sich bei dem Stromberge um eine militärische Anlage handle, und er kommt auch bezüglich der Heidenschanzen zu einer ähnlichen Ansicht. Zur Ergänzung meiner Beobachtungen füge ich noch Folgendes aus Virchows Abhandlung hinzu, was mir beim Besuche des Stromberges entging. Er fand nämlich bis faustgroße Stücke fester Eichenholzkohle zwischen den Basaltstücken des Walles, ebenso innerhalb der Schlacken Holzkohlenpulver, und wies nach, daß ursprünglich Lehm als Bindemittel der Basaltstücke angewandt wurde, der beim Brennen mit in die Schlacken überging. Dieses Brennen kann nun nicht von außen her erfolgt sein, da der steil nach außen abfallende Rand des Walles keinen Platz zur Aufhäufung eines Scheiterhaufens übrig läßt. Der Wall wurde mit zerschlagenem Holze durchsteckt, wofür einige Abdrücke an den Schlacken den Beweis herstellen, und dann dieses Holz (bei dem wohl Zugröhren wie in einem Meiler angebracht waren) in Brand gesteckt. Diese Erklärung ist Virchows Verdienst, und ich nehme keinen Anstand, sie für richtig zu halten.

Damit dürfte die Beschreibung dieses Werkes so ziemlich erschöpft sein, vor dem der Beschauer sinnend steht und die Frage aufwirft: Wer baute diese merkwürdige Schlackenburg und zu welchem Zwecke? Nach Oskar Schuster sind auch diese Schlackenwälle weiter nichts als Befestigungswerke, hinter deren Wänden die Vertheidiger Schutz fanden. Allein ein Blick auf die niedrigen Wälle, den geringen Raum, den das ganze alte Bauwerk umfaßt, der Mangel an Wasser dort oben — das Alles läßt sogleich erkennen, daß man es hier mit einem Befestigungswerke nicht zu thun hat. Und warum wurden gerade diese wenigen Wälle der Lausitz verschlackt, die vielen anderen steinernen Ringwälle dieses Landes und Böhmens aber nicht? Zu bemerken ist auch, daß die drei verschlackten Wälle der Lausitz,

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1870. S. 25.

der Rothenstein, der Löbauer Berg und Stromberg in einem Dreiecke nahe beisammen liegen und ein Berg von dem anderen zu erblicken ist.[1])

Wir müssen nach weiteren Erklärungen suchen, und die einfachste und natürlichste Annahme, die hier, wo alle historischen Anhaltepunkte fehlen, sich uns aufgedrängt, ist die, daß eine alte Cultusstätte auf dem Stromberge (und den anderen mit verschlackten Wällen gekrönten Bergen) vorhanden ist. Es bleibt auch kaum etwas Anderes übrig, als ein altes Volk hier zu denken, das dem Licht- und Feuercultus hier auf besonders hervorragenden Bergen, wie der Stromberg einer ist, oblag. Pastor Karl Haupt in Lärchenborn hat denn auch diese Ansicht näher ausgeführt [2]). Ohne uns auf die ganze Reihe hypothetischer und mythologischer Auseinandersetzungen dieses Autors einzulassen, führen wir nur an, daß nach ihm diese verschlackten Wälle von der ersten Einwanderung arischer Völker in Deutschland herrühren sollen. Die aus Asien eingewanderten Arier verehrten ihre Götter nach heimischer Sitte, und hierzu bedurften sie der Berge, der Steine, des Feuers. Die Religion dieses Volkes war ein Lichtcultus, sein Glaube auf's Innigste verwandt mit den einfachen kindlichen und erhabenen Vorstellungen der Vedas. Sie gebrauchten das heilige Feuer, das als Nodfeuer, Oster- oder Johannisfeuer in den Volksgebräuchen alle Zeiten überdauert hat. Das heilige Feuer aber ist makelentsühnend, ehe es opferverzehrend wird; der aus irdischem Stoffe erbaute Altar erhält zunächst die Flammenweihe, ehe er befähigt ist, ein gültiges Opfer zu empfangen. Diese Altarweihe ist notorisch nachzuweisen, und ihr auch sollen nach Haupt die verschlackten Wälle zuzuschreiben sein; das ganze Heiligthum wird zum Altar, welches in allen seinen Theilen die Feuertaufe empfängt. „Es scheint dies die vollkommenste Art der Tempelweihe gewesen zu sein, die nur bei den höchsten Nationalheiligthümern angewendet wurde und, weil sie sich so selten findet, vielleicht keine allgemeine Sitte eines ganzen Volkes, sondern nur die Gewohnheit eines Stammes war." Was die Erbauer anbetrifft, so entscheidet sich Haupt für die Kelten, da in rein germanischen Ländern die Schlackenwälle unbekannt sind. Dagegen finden sie sich in solchen Ländern, die, wie Schottland, Bretagne, Normandie, noch heute eine keltische Bevölkerung haben, und in solchen, die, wie Böhmen und die Lausitz, vordem von Kelten bewohnt waren. Das ist Haupts Ansicht, und bezüglich der Kelten mag er Recht haben.

[1]) Fischer hat neuerdings noch einen Schlackenwall bei Koschütz in der Gegend von Dresden nachgewiesen. Correspondenzbl. der anthropol. Ges. December 1871.

[2]) Im „Neuen Lausitzischen Magazin", Bd. 44, 1868.

6. Ehemalige Ausbreitung und Germanisirung der Slawen in Ostdeutschland.

Drei große slawische Völkerschaften kamen zuerst mit den Deutschen in Berührung und besetzten deutsche Lande, wurden aber im Fortgange der Zeit zum großen Theil wieder aus denselben vertrieben. Im Süden griffen weit in das heutige deutsche Gebiet die Slowenen oder Winden ein; eine bedeutendere Ausdehnung kam einst auch den Tschechen zu, und fast ganz Nordostdeutschland, namentlich die heutigen preußischen Lande, war von den Polen und Polaben, d. h. Anwohner der Elbe (Labe), besetzt, welche letztere nur als Unterabtheilung der Polen gelten können.

1. Nach dem Abzuge der Longobarden nach Italien nahmen in den Jahren 592 bis 595 Slawen des korutanischen Stammes (Slowenen oder Winden) die Gegenden des heutigen Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain ein und bildeten so, wiewohl vielfach mit Awaren gemischt, eine slawische Grenzmark gegen die deutschen fränkisch-bayrischen Lande. Aber die Franken gewannen jene Landstriche zurück, die ackerbautreibenden Slawen geriethen in Leibeigenschaft und verschwanden schon im zwölften Jahrhundert gänzlich. Nach ihnen hat eben noch die windische Mark den Namen, und der Name Steiermark schreibt sich von dem slavischen Flußnamen Schtyra her. Das ganze Pusterthal (vom slawischen Bystrica) war einst von Slawen bewohnt. In Salzburg und Bayern reichten die slawischen Niederlassungen bis zur Salza und zum Inn; auch das Pinschgau, und das Zillerthal waren slawisch, so daß das gesammte dort von Slawen besetzte Land 150 Quadratmeilen betrug. Unter der Gewalt der Deutschen verloren diese Slawen sehr bald ihre Sprache, aber die Kennzeichen ihrer Herkunft erhielten sich noch lange. Die Stadt Graz (Hradec) zeigt noch durch ihren Namen ihren slawischen Ursprung an, ebenso beweisen viele andere slawische Ortsnamen die vormalige Anwesenheit der Slawen in jenen Gegenden, besonders die mit „Windisch" zusammengesetzten, wie Windischmatrei, Windischgräz u. a.

2. In der Mitte des fünften Jahrhunderts nahmen die Tschechen das einst von den deutschen Markomannen besetzte Böhmen ein; aber sie fanden es nicht menschenleer und nahmen es mit gewaffneter Hand; „denn kein Volk, am wenigsten das deutsche," sagt Schafařik, „überläßt seine Sitze und Städte freiwillig den Feinden." Die Sitze der Tschechen in Böhmen

fallen in jener Zeit mit den natürlichen Grenzen dieses Landes zusammen, ja sie reichen noch über dieselben hinaus; denn im Osten hielten sie das Glazische besetzt und im Westen gehörte Wunsiedel, Waldsassen, Tirschenreuth und Bernau zu ihrem Lande. Heutzutage nehmen diese Slawen aber nur etwa die Hälfte des Raumes ein, welchen sie einst inne gehabt [1]).

3. Als gegen Ende des vierten Jahrhunderts die deutschen Völker der Vandalen, Sciren, Buren, Burgunder, Gepiden, Heruler, Turcilinger und Longobarden von der Oder und Ostsee nach Süden und Westen aufbrachen, rückten die kriegerischen Weichselslawen in deren verlassene Sitze ein. Diese Weichselslawen waren ein Theil des großen Lechen- oder Polenstammes (der Name Pole kommt vom Worte pole = Feld, so daß Polen Bewohner von Feldern, Ebenen sind). Sie nahmen von deutschen Landschaften zunächst Schlesien und Pommern ein. In Schlesien, welches nach den deutschen Silingern benannt ist, führen heute noch die Mehrzahl der Städte, Flüsse und Berge aus dem Slawischen abgeleitete Namen; so heißt Breslau eigentlich Wroclaw und der Zobtenberg hat seine Benennung nach dem dort gefeierten Sobotky der alten Slawen. Ausgenommen einen Theil Oberschlesiens und einige Striche an den Grenzen, ist Schlesien schon längst wieder dem Deutschthum gewonnen. Auch die Ostseeküste war von Slawen besetzt. Pommern bedeutet Land der Meeranwohner; es war seiner ganzen Ausdehnung nach von Polen bewohnt, die aber fast gleichzeitig mit dem Falle des Slawenthums an der Elbe den Deutschen Platz machen mußten. Nur die Kaschuben in Hinterpommern und Westpreußen sind von diesen alten Slawen übrig geblieben.

Name der Wenden. Die Deutschen bezeichneten von jeher und wo immer sie mit den Slawen zusammentrafen, diese als Wenden oder Winden, ebenso wie wir die keltischen und romanischen Völker Wälsche nennen. Während der eigentliche heimische Name der alten Slawen Serben ist, werden sie nicht blos von den Deutschen, sondern auch von den Finnen und Letten Winden oder Wenden genannt [2]). Nach Sjögren, dem berühmten Kenner finnischer Sprachen, bezeichnen die Tschuchonzen in Finnland noch heute Rußland als Wenäjänmaa, d. h. Land der Wenden,

[1]) Die nationalen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen behandle ich in „Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien" (Bielefeld und Leipzig 1872) und in der als Separatabdruck aus dem Jahresbericht des Leipziger Vereins für Erdkunde erschienenen kleinen Schrift „Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen". (2. Aufl. Leipzig 1871.)

[2]) Vergl. Ueber die Namen der Slawen, Schafařik, Slawische Alterthümer I, S. 65. f.

und der älteste Geschichtsschreiber seines Volks, Heinrich der Lette (1226), bezeichnet die Slawen als Wenden. Im Litthauischen giebt es noch heute Wendenorte dem Namen nach: Wendowischki, Wendzegola.

Bei allen germanischen Völkern aber, von den Skandinaviern an bis zu den fernen Siebenbürger Sachsen, werden die Slawen als Winden, Wenden, Windische, Vinden, Venden, Vindische bezeichnet, gleichviel ob West- oder Südslawen mit ihnen in Berührung kommen. Die mit Winden und Wenden zusammengesetzten Ortsnamen ziehen sich von der Ostsee bis an's adriatische Meer hin und tief nach Oesterreich hinein. Wie sehr die Benennung im deutschen Volke wurzelte, erkennt man aus dem Beispiele der deutschen Colonisten in Ungarn, z. B. bei den Metzenseifnern in den Karpathen, welche die benachbarten Slawen „Vinden", „Vindische" nennen, und im Siebenbürger Sachsenlande finden wir ein Wendau. Der erste Deutsche, bei dem der Volksname der Wenden auftaucht, war Jornandes, der Geschichtsschreiber der Gothen (sechstes Jahrhundert), der gleich im Beginne seiner Geschichte von dem volkreichen Stamme der Wenden spricht (Winidarum natio populosa); er bezieht sich auf Südslawen; hundert Jahre später nennt Fredegar die westslawischen Tschechen Wenden (Sclavi cognomento Winidi); abermals hundert Jahre später, in der Mitte des achten Jahrhunderts, sehen wir wie Bonifacius von den Slawen bei Fulda denselben Namen braucht. In der Biographie Karls des Großen, die der St. Gallener Mönch schrieb, heißen die Slawen Winedi, Winidi, Wenedi u. s. w., wie sie denn so bis in's zehnte Jahrhundert auch in allen Urkunden deutscher Könige und Fürsten heißen. Die deutschen Chronisten späterer Zeit, wie Adam von Bremen, Helmold, gebrauchen dann von den Slawen im nördlichen Deutschland ohne Bedenken den Namen Wenden. Heute überwiegt der Schriftausdruck Slawen und nur für die untergegangenen oder untergehenden Slawen Norddeutschlands, sowie für die Slowenen in Kärnten, Krain, Südsteiermark ist der Name der Wenden noch bei den Deutschen üblich. Vorzugsweise aber heißen bei uns die Lausitzer Serben „Wenden".

Die sogenannten Polaben. Die Lausitzer Wenden waren einst ein etliche Millionen Seelen zählendes Volk, das nun bis auf die kümmerlichen Reste verschwunden ist. Schafařik begreift sie unter dem allgemeinen Namen Polaben, d. h. Elbanwohner, von dem slawischen Worte Labe = Elbe. Indessen ist diese willkürliche Ausscheidung von den übrigen Slawen Norddeutschlands keineswegs gerechtfertigt und die neuere Forschung (Schleicher ꝛc.) hat ergeben, daß der Name „Polaben" nur geographisch

zulässig ist, nicht aber um eine sprachliche Einheit zu bezeichnen. Es hat sich nämlich durch die Erforschung der Sprachreste herausgestellt, daß die Sprache der Sorben-Wenden von jener der nördlicheren Lutizer und Bodrizer (Wilzen und Obotriten) zu trennen ist. Letztere beiden sprachen polnisch, während die Sorben eine mehr dem Tschechischen verwandte Sprache reden. Jenes aus der Betrachtung der Sprachen gewonnene Resultat dürfte die Historiker des deutschen Mittelalters in mancher Beziehung interessiren, so hat z. B. die beständige Feindschaft der Wilzen und Sorben wahrscheinlich nicht blos in politischen Verhältnissen, sondern auch in der ursprünglichen Stammesverschiedenheit ihren Grund [1]).

Das Land der Elbslawen hatte folgende Grenzen: Im Norden die Ostsee, von der östlichen Odermündung bis in die Gegend des heutigen Kiel in Holstein, mit Einschluß der Inseln Wolin, Rügen und Femarn. Im Osten schieden Oder und Bober die Polaben von ihren polnischen Stammesbrüdern; im Süden und Südwesten das Riesengebirge und das Erzgebirge von den tschechischen Slawen; die westliche Grenze wurde gebildet von einer Scheidelinie, die vom Fichtelgebirge an den Saalequellen beginnt, im Bette dieses Flusses bis zur Einmündung desselben in die Elbe fortgeht, sodann dem Laufe der Elbe bis dahin folgt, wo die Steckenitz mit derselben zusammenfließt und von da an der Steckenitz, Trawe am Plöner- und Schwerinersee bis zur oberen Eider in der Nähe von Kiel dergestalt fortläuft, daß die Wohnsitze der Deutschen und Slawen an beiden Seiten dieser Linie bisweilen ineinander greifen, so daß die Slawen namentlich an der Jeetzel in Lüneburg, in dem Thüringer Gau Winidon, am Main und an der Rednitz, an der oberen Saale, Raub und am Regen in größerer Menge saßen, während sie sehr zerstreut in kleinen Gemeinden bis nach Hessen hin wohnten.

Die Hauptvölker innerhalb dieses Länderraumes waren folgende: Die Lutizer oder Weleten, nördlich über den Sorben, zwischen der Oder, der Ostsee und der Elbe. Die Botrizer oder Obotriten, westlich von den vorigen in Mecklenburg und Holstein, und die Sorben in der Lausitz und Sachsen östlich von der Saale.

In diesen Sitzen und in dieser Lage finden wir die verschiedenen Stämme der polabischen Slawen zu Anfang des neunten Jahrhunderts, als bei Gelegenheit der Vernichtungskriege Karls des Großen und seiner Nachfolger gegen dieselben die Geschichte etwas mehr Licht zu verbreiten

---

[1]) Leskin „Im Neuen Reich“ 1871. Nr. 35. S. 329.

beginnt. Am natürlichsten und wahrscheinlichsten kann man diese Slawen — wie auch ihre Sprache beweist — für eine Ausbreitung der polnischen Weichselslawen ansehen, die, aus denselben Gründen wie jene, in verschiedenen Zeiträumen vom zweiten bis sechsten Jahrhundert in unser Vaterland einrückten. Wir finden sie dort in völliger Unabhängigkeit unter der Herrschaft eingeborner Fürsten, aber fortwährend in langwierigen und blutigen Kämpfen unter sich und mit den Deutschen begriffen, welche dem slawischen Andrange Grenzen setzten und die verlorenen Lande wieder zurückeroberten.

Die Lutizer zerfielen in mehrere kleine Stämme, deren einer die Insel Rügen, slawisch Rana, besetzt hielt. Die Hauptstadt Oreokunda, jetzt Arkona, auf der Halbinsel Witow mit Swantewit's Heiligthume, ward 1168 von den Dänen zerstört. Andere Städte waren Gora, jetzt Bergen, und Koreniza, jetzt Garz. Auf Wolin wohnten die Woliner, deren Hauptstadt Wineta oder Julin nach Adam's von Bremen Schilderung einst eine prächtige, reiche Stadt war, die mit dem Norden Handel trieb. Viele norddeutsche Sagen klingen noch von ihr, wie von Arkona und den Heiligthümern auf Rügen, nach, doch ist dabei zu bemerken, daß dies alles dem slawischen, nicht dem germanischen Alterthum angehört [1]). An der Peene wohnten die Trschespenjaner, an der Tolense (Dolencia-Thalfluß) die Dolenzer. Ein Hauptstamm der Lutizer waren die Ukraner, welche der heutigen Uckermark den Namen gaben; unter ihren Städten blühte die alte Burg Pozdiwlk, jetzt Pasewalk. An der Havel hatten die Stodoraner oder Hawelaner, an der Spree die Sprewaner, an der Dosse die Doschaner ihren Sitz; die Hauptstadt der letzteren war Wysoka (zu deutsch Hochstadt), jetzt Wittstock.

Westlich von den Lutizern, zwischen der Ostsee und der Elbe, von der Warnow und Stepenitz bis zur Trave, wohnte der zwar weniger zahlreiche, jedoch ebenso berühmte und kriegerische Volksstamm der Bodrizer, von den Deutschen Obotriten genannt. Die Wagrier, eine Abtheilung derselben, waren im östlichen Holstein angesessen; ihre Hauptorte waren Bukowec (Lübeck), Stargard (alte Burg, Aldenburg), Utin (Eutin) u. s. w. Die Insel Femarn hielten sie gleichfalls besetzt und zu Adam's von Bre-

---

[1]) Ueber Wineta oder Julin vergleiche: Schafariks kleine historischen Aufsätze und den Auszug daraus in den „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen". Dritter Jahrgang, literarische Beilage S. 69. Professor Virchow hat 1871 und 1872 bei Wolin Ausgrabungen veranstaltet, welche Theile des alten Wineta bloslegten. Noch 1564 erfüllte der ehemalige Umfang der in ihren Grundzügen noch kenntlichen Stadt den Treptower Rathsherrn, Johannes Lubechius, mit Bewunderung.

men Zeit war dort eine Hauptstation der slawischen Seeräuber. Die Hauptstadt der Polabzer war Ratibor, jetzt Ratzeburg, die der Glinjaner Potlustin (Puttlitz). Sie erstreckten sich weit in die Priegnitz hinein bis Lenzen (Lentschin).

Von besonderem Interesse für uns Deutsche ist der bodrizische Stamm der Drewaner (d. i. Holzbewohner), weil er inmitten der Germanen am längsten sich seine slawische Nationalität bewahrte. Die Drewaner hatten das Gebiet des Flüßchen Jeezel, das von der linken Seite her in die Elbe mündet, inne. Diese Gegend wird noch bis heute der „wendische Distrikt" genannt und in ihm liegen die Städte Lüchow, Dannenberg, Hitzacker, Wustrow (slawisch Ostrow, d. i. Insel) und Bergen (slawisch Gora). Wir besitzen noch aus dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in drewanischer Sprache niedergeschriebene Gebete und Lieder. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts starben dort die letzten Leute, welche noch wendisch redeten. Aber noch heutzutage unterscheiden sich diese vormaligen Wenden in Hinsicht auf Charakter, Tracht, Lebensweise, Dialekt, Sitten und Gebräuche so scharf von ihren germanischen Nacharn, daß ein aufmerksamer Beobachter sehr bald den Slawenabkömmling unter Hunderten von rein niedersächsischen Bauern herausfinden wird. Während bei den Deutschen vor der gleichmachenden Kultur allmälig eine alte Sitte nach der andern verschwindet, halten diese Wenden mit großer Pietät an den Gebräuchen ihrer Vorfahren fest [1]).

Rückerwerbung der slawisirten deutschen Lande. Einen so bedeutenden Raum nahmen einst die Slawen in unserm Deutschland ein. Heute sind kaum schwache Spuren von ihnen übrig geblieben; da wo einst die Laute einer dem Tschechischen und Polnischen verwandten Slawenmundart erklangen, wohnen heute deutsche Leute; in der einst slawischen Priegnitz ward ein deutscher Kernmann, Friedrich Ludwig Jahn, und auf Rügen, wo die Opferaltäre slawischer Götzen rauchten, der Patriot Ernst

[1]) Ueber diese hannoverschen Wenden vergleiche: Eduard Ziehen. Wendische Weiden. Frankfurt a. M. 1854. — A. Hilferding. Die sprachlichen Denkmäler der Drewjaner und Glinjaner Elbslawen im Lüneburger Wendlande. Aus dem Russischen von J. E. Schmaler. Bautzen 1857.— Sprachfragmente der Elbslawen von S. P. Mikutzki in den Sapiski der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. Ethnographische Abtheilung. 4 Bd. Petersburg 1871. In russischer Sprache. — (K. Hennings) Das hannoversche Wendland. Lüchow 1862. — Guthe. Die Lande Braunschweig und Hannover. Hannover 1867. S. 616 bis 623. — Im hannoverschen Wendlande, Daheim I, S. 829. — Das hannoversche Wendland. Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte, Juni 1865.

Moritz Arndt geboren. Die Geburtsstätten von Fichte (Rammenau) und Lessing (Kamenz) liegen noch jetzt an der wendischen Sprachgrenze. Wie kam es, daß dort slawische Art von Grund aus verschwand? Die Geschichte vielleicht des längsten und blutigsten Krieges, der je geführt ward, giebt uns darüber Aufschluß. Wir wollen kurz einige Ereignisse aus demselben erwähnen. Es handelt sich in diesem vielhundertjährigen Kampfe um die Ausrottung eines Volkes durch das andere. Als Deckmantel aber mußte das Christenthum dienen.

Die germanischen Völker hatten sich allmählich von der für sie so folgeschweren Zeit der Völkerwanderung erholt. Karl der Große stand an ihrer Spitze; ihm waren im Norden schon die Sachsen erlegen und jetzt begann auch für die Slawen an der Elbe eine stürmische Periode. Der Kaiser bediente sich jeglichen Mittels, um die Slawen in Güte oder Gewalt zu unterwerfen und in ihren Ländern das Christenthum zu verbreiten, wobei ihm die innerlichen Zwiste zu Hilfe kamen. Das Theilen und Herrschen ward fortan ein Grundsatz der deutschen Politik gegenüber den Slawen, und während der ganzen Zeit dieser erbitterten Kämpfe sehen wir das eine oder andere slawische Volk auf Seite der Deutschen gegen seine Stammesgenossen in Waffen. Doch konnte Karl der Große die Slawen an der Elbe nicht gänzlich unterwerfen; er errichtete Burgen und Grenzfestungen in ihrem Lande, wurde auch als Oberherr von ihnen anerkannt und erhielt Tribut. Aber zu Hause lebten die Slawen nach ihren einheimischen Gesetzen unter eingeborenen Fürsten und warteten nur auf die nächste Gelegenheit, das fremde Joch abzuschütteln. Auch mit der Einführung des Christenthums war Karl nicht so glücklich gewesen, wie bei den Sachsen. Die Slawen blieben ihren nationalen Göttern treu.

Mit der Herrschaft des sächsischen Hauses in Deutschland wich das Glück von den Slawen. Heinrich I. eröffnete in seiner thatkräftigen Weise den Krieg gegen sie und unterwarf viele Stämme; sein Sohn Otto I. trat ganz in seine Fußstapfen. Unter beiden machte das Christenthum schon bedeutende Fortschritte. Zu Oldenburg in Wagrien, in Havelberg (946), in Brandenburg (949), dann in Magdeburg, Merseburg, Zeitz und Meißen (968) wurden Bisthümer zur Bekehrung der Slawen angelegt, und überall feste Burgen und Marken errichtet, in die man deutsche Ansiedler zog. Vor Allem aber war es der große Markgraf Gero, diese „Geißel der Slawen", der für die Ausbreitung des Deutschthums im Osten thätig war.

Unter Otto's Nachfolgern dauerten die Kriege mit wechselseitigem Erfolge fort. Oft standen die kaum unterworfenen Slawen auf und verjagten

und ermordeten die Deutschen und Christen. Aber ihre Kraft war gebrochen. Auch die Dänen kämpften gegen sie und als endlich der Dänenkönig Waldemar die Insel Rügen, den letzten Zufluchtsort der heidnischen Slawen, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts eroberte und den Tempel zu Arkona bis auf den Grund zerstörte, stand der Verdeutschung der Slawen zwischen Elbe, Oder und Ostsee nichts mehr entgegen; sie ward mit ungewöhnlicher Raschheit betrieben und in kurzer Zeit zu Stande gebracht. Unaufhörlich errichtete man in den slawischen Ländern deutsche Burgen und besetzte ganze Gaue mit deutschem Volke. Im Meißner Lande wirkte besonders Konrad von Wettin gegen die Slawen; er hat sich dadurch einen Namen gemacht, daß er in jenen Länderstrichen die Slawen zum größten Theil ausrottete (1124 bis 1137). Die Lausitzer Sorben hatten ein besseres Schicksal; da sie sofort das Christenthum annahmen und zeitweilig zur böhmischen Krone gehörten, konnten sie sich ihre Nationalität retten.

So ist der ursprünglich deutsche, dann slawische Nordosten unseres Vaterlandes wieder deutsch geworden. Der Grundtypus der Bevölkerung bleibt, ganz abgesehen von der Sprache, der deutsche, wenn auch eine slawische Beimischung sich keineswegs verkennen läßt; das beweisen allein schon die vielen slawischen Ortsnamen.

Die deutsche Einwanderung nach dem ehemals slawischen Osten. Wir besitzen eine große Reihe vortrefflicher Schriften, welche die politische Geschichte des deutschen Ostens und den Untergang der Slawen daselbst schildern; allein die Kulturgeschichte dieses großen Ereignisses soll noch geschrieben werden, wenngleich sie einen der dankbarsten Stoffe für den Historiker abgeben würde. In einzelnen Zeitschriften ist Manches zerstreut. Wir haben eine Geschichte der deutschen Auswanderung nach Amerika, aber keine der deutschen Einwanderung im Osten unseres Vaterlandes, keine Zusammenstellung der Data, wenn in einzelnen Orten und Gemarkungen die wendische Sprache ausstarb, keine Schilderung der Ausbreitung deutscher Kultur nach dem Osten, wenigstens nicht eine solche, welche den ganzen großen Raum einheitlich behandelte.

Welch erquickendes Gemälde könnte der Kulturhistoriker hier aufrollen, wenn er den gewaltigen Strom deutscher Einwanderung nach dem Osten schilderte! Wie heute unsere Landsleute über den Ozean ziehen und Kontinente besiedeln, wie unerschöpflich der deutsche Menschenborn heute quillt, so war unser Vaterland auch vor Jahrhunderten schon ein vagina gentium. Ein Blick in die „Chronik der Slawen“ des vortrefflichen Helmold, welcher im 12. Jahrhundert Pfarrer zu Bosow in Holstein war, zeigt uns, in

welcher Weise diese germanisirende Einwanderung stattfand. So berichtet er von Herzog Adolf von Holstein, der im elften Jahrhundert lebte (Erstes Buch, 57): „Weil aber das Land menschenleer war, so sandte er Boten aus in alle Lande, nach Flandern und Holland, nach Utrecht, Westfalen und Friesland, und ließ alle die, welche um Land verlegen wären, auffordern, mit ihren Familien hinzukommen: sie würden sehr gutes, geräumiges, fruchtbares, Fisch und Fleisch im Ueberfluß darbietendes Land und vortheilhafte Weiden erhalten. Den Holzaten und Sturmaren ließ er sagen: ‚Habt ihr nicht das Land der Slawen unterworfen und es mit dem Blute eurer Brüder und Väter erkauft? Warum kommt ihr denn zuletzt, es in Besitz zu nehmen? Seid die Ersten in das erwünschte Land hinüber zu wandern, und bewohnt es, und nehmt Theil an den Genüssen desselben, da Euch das Beste davon gehört, weil ihr es aus Feindes Hand gerissen habt.‘ Diesem Aufrufe folgend, erhob sich eine unzählige Menge aus verschiedenen Völkern, und sie kamen mit ihren Familien und ihrer Habe in's Land der Wagiren zum Grafen Adolf, um das Land, das er ihnen versprochen hatte, in Besitz zu nehmen. Zuerst erhielten die Holzaten Wohnsitze an sehr sichern Orten im Westen bei Sigeberg am Travenafluß; auch die Gefilde von Zwentineveld und Alles, was sich vom Sualenbache bis nach Agrimesou und bis zum Plunersee erstreckt. Das Darguner Land bezogen die Westfalen, das Utiner die Holländer, Susle (Süssel) die Friesen. Das Pluner Land war noch unbewohnt. Aldenburg und Lutilenburg und die anderen Küstengegenden gab er den Slawen zu beziehen und diese wurden ihm zinspflichtig."

So noch an vielen Stellen wo überall von der Herbeiziehung deutscher Einwanderer und der gänzlichen Verdrängung der Slawen die Rede ist. Vom Markgraf Albert dem Bären heißt es: (Erstes Buch, 88) „Denn er unterjochte das ganze Land der Brizanen, der Stodoranen und vieler Völker, welche an der Havel und Elbe wohnten, und zügelte die Aufsässigen unter ihnen. Zuletzt, da die Slawen allmählig verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Oceane wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden haben, nämlich an die Holländer, Seeländer und Flamingen[1]), und zog von dort gar viele An-

---

[1]) Am eingehendsten behandelt die flämische Einwanderung: Historie des Colonies Belges qui s'etablirent en Allemagne pendant le douzième et treizième siècle par Emile de Borchgrave. Bruxelles 1865. Borchgrave theilt die niederländischen Kolonien in solche ein, welche von Klöstern und Kirchenfürsten und solche, welche von den Landesfürsten gegründet wurden und verzeichnet sie alle auf einer Karte. Schon durch den

siedler herbei, die er in den Städten und Flecken wohnen ließ. Aber auch das südliche Elbeufer begannen zu derselben Zeit die Holländer zu bewohnen; sie besaßen von der Stadt Soltwedel an alles Sumpf- und Ackerland, nämlich das Balsemer und Marsciner Land mit vielen Städten und Flecken bis zum Böhmer Walde hin. — — Jetzt aber sind, weil der Herr unserem Herzoge und den anderen Fürsten Heil und Sieg in reichem Maaße spendet, die Slawen aller Orten vernichtet und verjagt; von den Gränzen des Oceans sind unzählige starke Männer gekommen und haben das Gebiet der Slawen bezogen und Städte und Kirchen gebaut, und haben zugenommen an Reichthum über alle Berechnung hinaus." So germanisirte man in Holstein, Mecklenburg und der Mark.

In den eroberten Ländern der Mark wurden die Güter der wendischen Edelen, die sich der neuen Ordnung nicht unterwerfen wollten, an die deutschen Kriegsleute zu Lehen vergeben. Das geht deutlich aus einer Bulle Papst Gregor IX. vom Jahre 1234 hervor und ist in der Natur der Sache begründet. So wie nach der Weißenberger Schlacht die kaiserlichen Obersten die Güter der tschechischen Adligen erhielten, so wurden damals die Kriegsleute der Ballenstedter Markgrafen belohnt. In jener Bulle heißt es, der Markgraf brauche die Zehnten in den neuen Ländern zur Belohnung seiner Kriegsleute: milites sine quibus ab insultu Sclavorum, impugnantium professores nominis Christiani, terra ipsa tuta esse non possit, conducere tenebantur [2]), woraus deutlich hervorgeht, daß die Heeresführer die Lehngüter als Sold für ihre Kriegsthaten empfingen. Viele dieser Krieger nannten sich nach den slawischen Ortschaften

---

Ortsnamen deuten solche auf niederdeutsche Ansiedlungen auf ehemals slawischem Boden in Ostdeutschland: Flemhude bei Kiel, Flemingtorf bei Eutin, Neu- und Altflemingen bei Naumburg a. S., zwei Flemingen bei Altenburg, der Flemmig bei Jüterbogk, Flemsdorf in der Uckermark, Flämigsdorf bei Angermünde (Pommern), Flämingsdorf bei Ottmachau in Schlesien, Flämigsdorf bei Oppeln. — Speziell in der Niederlausitz zog das Kloster zu Dobrilugk, das mit Cisterziensern besetzt war, gleich seinem Mutterhause Pforta, Flamländer zur Kolonisation herbei. In einer Urkunde vom Jahre 1200 verlieh Konrad, Markgraf der Lausitz, dem Dobrilugker Kloster acht flandrische Höfe. (Trans ripam vero ejusdem fluminis Primznitz octo mansos flandrenses ipsis terminis adjecimus.) Borchgrave S. 98. Der häufige Name Flemmig, die flämische Gasse in Kiel (platea flemiggorum), die flämischen Münzen von Jüterbogk, von denen freilich kein Stück mehr existirt (Heffter, Chronik der Stadt Jüterbogk, S. 107), eine Menge Sitten und Rechtsgebräuche, welche Borchgrave sammelte, erinnern an die alten Flamländer, die den deutschen Nordosten colonisiren halfen.

[2]) Gercken, Stiftshistorie von Brandenburg 443.

und Feldmarken, die sie empfingen, daher die slawischen Namen vieler Edelsgeschlechter in der Mark; andere übertrugen dagegen ihre Namen, den Eigennamen oder den Namen ihrer deutschen Stammbesitzung auf das neue Lehn. Daher die Uebereinstimmung oder Wiederholung vieler Ortsnamen in der Mark mit solchen links der Elbe.

Verbieten der wendischen Sprache bei Todesstrafe wurde im 13. Jahrhundert vielfach geübt; aber aus einer Angabe über das Verbot derselben können wir nicht auch sofort auf das Erlöschen schließen. Von da, bis zum Verhallen des letzten wendischen Hauchs in einer Gegend mag wohl allemal noch ein halbes Jahrhundert gerechnet werden. Ein Verbot konnte aber nur stattfinden, wenn die deutsche Sprache bereits zur Herrschaft gelangt und allgemein verbreitet war. In Anhalt verbot 1293 Bernhard II. das Wendische als Gerichtssprache und mit einem gleichen Verbote ging der Abt des Klosters Nienburg vor. In Altenburg verlor sich die wendische Sprache von der Zeit an, als der Landgraf Friedrich dieselbe 1327 bei Todesstrafe verbot und jeden Wenden zur Ausübung eines Amtes für untauglich erklärte. In demselben Jahre wird das Wendische in Leipzig verboten und ebenfalls 1327 finden wir ein Verbot derselben bei den Zwickauer Gerichten. In Meißen [1]) dauert sie ein Jahrhundert länger an, da hier erst 1424 dieselbe bei Gericht verboten wird. Auf Rügen stirbt 1404 die letzte Frau, welche wendisch sprechen konnte. Ihr Name ist uns erhalten geblieben, sie hieß Frau Gülzin.

Aber vielfach klingt das Slawische auch heute noch im Deutschthum durch. Einzelne slawische Ausdrücke haben sich z. B. im Dialekte der Altenburger erhalten. Ein Brett an der Wand zum Ablegen verschiedener Gegenstände heißt Boberzge; man kann das Wort aus dem Deutschen nicht erklären. Der Rahm heißt Schmetten, worin vollständig das slawische Wort smetana erhalten ist; Plinze stimmt überein mit dem russischen blin, beides bedeutet Pfannkuchen. Wohl auch auf slawischen Ursprung zurückzuführen sind die Wörter Hormt, der thurmartige Kopfputz der Bräute, und „kautschen" für schaukeln. Breitbeinig gehen heißt im Altenburgischen, aber auch in den benachbarten sächsischen Gegenden krätschen, was vollständig dem slawischen kračati, die Beine spreizen, entspricht.

[1]) In Meißen wirkten einige wendenfreundliche Bischöfe. So 1490 noch Bischof Johann Saluszki, polnischer Abkunft, welcher verordnete, daß alle Pfarrer wendischer Parochien, welche nicht selbst wendisch verständen, sich wendische Caplane halten sollten, sonst sollten sie ihrer Pfründen verlustig gehen.

Die slawischen Ortsnamen in Deutschland. Nichts aber erinnert mehr an das ehemalige Wendenthum im deutschen Osten als die slawischen Ortsnamen. Ueber diese möge hier Einiges bemerkt werden.

Die Gesichtspunkte, nach welchen die Slawen die Orte und Oertlichkeiten benannten, sind die nämlichen, wie bei den Deutschen. Zunächst hielt man sich an die in's Auge fallenden Lagen, Höhen, Berge, Thäler rc. Als Grundwörter dienten hier hora, Berg; werch, Hügel, Höhe; chlum, Berg; dol, Thal. Dann griff man zu Farbenbezeichnungen, die eben so oft angewandt wurden. Dahin gehören bely, weiß; černy, schwarz; zeleny, grün; čerweny, roth.

Auch Alles, was mit dem Walde und der Haide zusammenhing, lieferte den Slawen Stoff zu Ortsbenennungen. Les, der Wald; hola, die Haide; drewo, Holz; jenk, der Strunk. Von einzelnen Bäumen und Gewächsen buk, die Buche (Bokwa); dub, die Eiche (Deuben); briza, die Birke (Brießnitz); lipa, die Linde (Leipzig); werba, die Weide (Werben); grab oder hrab, die Weißbuche (Grabow); jawor, der Ahorn (Jauernik); woša, die Espe (Oschatz); jasen, die Esche (Jeßnitz); olša, die Erle (Oelsnitz); topol, die Pappel. Khojna, bor und šmrek, die Föhre oder Kiefer (Kaina, Bora, Schmeritz); jablonka, Apfelbaum (Gablonz); kal, das Weißkraut (Kalau = Kohldorf); moch, das Moos (Mochau).

Beschaffenheit und Bestandtheile des Bodens geben einen weiteren Gesichtspunkt ab. Zemja ist der allgemeine Begriff für fruchtbaren Boden; mit dobry, gut, hängen zusammen z. B. Dobra; Dobrilugk ist eine gute Aue oder Wiese. Die Unfruchtbarkeit bezeichnet suchi (Suchomast), hluchi (Glauchau). Hierin gehören noch folgende Begriffe: kamen, Stein (Kamenz); glina oder hlina, Lehm (Gleina, Glien); ruda, rothe Erde, Eisenstein (Reudnitz); mokro, naß, sumpfig (Möckern); bloto, Morast (Blatten, Blotno). Kaum sollte man annehmen, daß in so grundverschiedener Lage befindliche Städte wie Stolpe in Pommern (polnisch Sloupsk) und Stolpen in Sachsen demselben Etymon, welches auf eine gleiche Beschaffenheit hinweist, ihren Namen verdanken. Und doch ist dem so. Stolp oder sloup heißt Pfahl, Säule. Das niedrige, in sumpfiger Ebene gelegene Stolpe ward auf Pfählen, die in den Sumpf gerammt wurden, erbaut und bei Stolpen in Sachsen ist bekanntlich eine der ausgezeichnetsten säulenformigen Basaltabsonderungen, die zur Namengebung einlud.

Auch das Wasser in allen seinen Formen gab Anlaß zur Ortsbenennung. Reka, Fluß (Regnitz, Regen, Rietschke); prerow, Wassergraben (Prerau); broda, Furth (Deutsch-Brod, Eisen-Brod). Ebenso die Eigen-

schaften des Wassers haben zur Namengebung dienen müssen, wie bely, weiß; černy, schwarz; bystry, reißend (Bistritz und Weißeritz); teply, warm (Teplitz).

Auch Thiere wurden berücksichtigt, wie von jelen, Hirsch, Jelenau; von wlk und welk, Wolf, Welkau abzuleiten ist. Bobr, der Biber, ist im Flußnamen Bober enthalten; von koza, Ziege, und kozel, Ziegenbock, sind benannt Kosel, Koslau; von holub, Taube, Golembin und Golombki; von sokol, Falke, Sokol (in Böhmen und Serbien); von ryba, Fisch, Ribnitz und Rybnik.

Ein weiterer Gesichtspunkt bezieht sich auf die Ansiedelung, Gebäude, Wohnungen. Hierhin sind zu rechnen wes, das Dorf, erhalten in Weske, Nowawes; buda, die Hütte, Bude, in Bautzen (wendisch Budischin); kolna, der auf Pfählen (kol) erbaute Schuppen, daher Köln bei Meißen, Köln in Berlin. Cirkej und kostel, beides für Kirche, daher Zerkwitz und Kostelitz. Mlyn, die Mühle, daher Mlinek und Mlynsk. Grod, grad, brad und bradek, Schloß und Schlößchen, daher Groditz, Gratz.

Endlich noch Personennamen. Von Jan, Johann, stammen Janowitz, Jänisch, Jänkendorf; von Domasch, Thomas, Domsdorf; von Petr, Peter, Pietzsch, Peitzsch, Pietzke; von Kub, Jakob, Kubitz; von Wratislaw, Wroclav Breslau; von Boleslav Bunzlau.

Adjectiva und Adverbialbegriffe werden, wie bei uns Deutschen, von den Slawen bei der Ortsbenennung in ausgedehntem Maße angewandt. Nowy neu und stary alt in Nowgorod und Stargard, Alt- und Neuburg; welki groß und maly klein in Welki und Malkwitz; dale fern und blisko nah in Dahlen und Blieskau; deutsch und serbisch, njemski und serbski in Nimschen und Zerbst.

So viel möge über die allgemeinen Gesichtspunkte gesagt sein, und diese bieten dem Forscher in Bezug auf Etymologie selten oder gar keine Schwierigkeit.

Im Volksmunde der Deutschen sind die slawischen Ortsnamen aber oft so sehr verstümmelt worden, daß, wenn die urkundlichen Formen fehlen, eine Entzifferung manchmal kaum möglich wird. Oft wurde dem slawischen Namen ein deutsches ähnlich klingendes und für die deutsche Auffassung einen gewissen Sinn gebendes Wort untergeschoben. So machte man [1])

[1]) Die slawischen Ortsnamen in der Oberlausitz und ihre Bedeutung. Festschrift zum dreihundertjährigen Jubiläum des Gymnasiums zu Budissin. Von J. E. Schmaler. Bautzen 1867.

aus Luboraz Liebrose; aus Miloraz Mühlrose; aus Strožišćo (d. i. Wachplatz) Strohschütz; aus Lichan Leichnam; ans Njebelčicy Nebelschütz; aus Nadzanecy Nadelwitz; aus Šebšecy Schöpsdorf; aus Tranje Thräne; aus Wysoka (hoch) Weißig; aus Zahoñ (herrschaftliches Feldstück) ist gar eine Flur „Sauhahn" geworden.

So in Sachsen. Wo der Deutsche mit Slawen zusammentraf, er blieb sich in der Corrumpirung der Ortsnamen stets gleich, denn auch in Böhmen entstellte er dieselben entweder in Folge der Unkenntniß ihrer Bedeutung, oder wegen der für ihn schwierigen Aussprache. In Böhmen machte er aus Postpoloptry ein Postelberg, aus Soběchleby ein Oberklee, aus Jilové gar eine Eule. Dort findet man übrigens auch solche zweinamige Ortschaften, von denen der deutsche mit dem tschechischen Namen absolut nichts zu thun hat. So Wittingau-Třeboñ; Taus-Domažlice; Reichenberg-Liberec u. a.

Wo, wie hier, die ursprünglichen slawischen Formen erhalten sind, wird natürlich die Erklärung des verballhornten deutschen Ortsnamens leicht; ohne die urkundliche Form weiß aber auch der tüchtigste Forscher mit einem Mühlrose oder Sauhahn nichts anzufangen. Der Volksmund, der auch gern etymologisirt, behilft sich dann in seiner Weise. An Küstrin (polnisch Kostrzyn) knüpft er eine Geschichte von „ich küsse Trin'", und bei Bautzen (wendich Budišin) nimmt er die wendische Sprache zu Hülfe und läßt den mit dem Bau dieses Ortes beschäftigten Fürsten die Boten, welche ihm die Nachricht von der Niederkunft seiner Frau bringen, fragen: Bude syn? Ist's ein Sohn? (Eigentlich: Wird's ein Sohn?) Die Bewohner von Böhmisch-Kamnitz, heute Deutsche, kennen die ursprüngliche Bedeutung ihres von kamen, Stein, abgeleiteten Ortsnamens nicht mehr und leiten ihn gar von „Ka' Mütz'", keine Mütze, ab, weil der erste Knabe, der durch den neu aufgebauten Ort lief, keine Mütze hatte! In diesen Erklärungen ist der Volksmund überall gleich naiv und leicht zufriedengestellt. Uebrigens sind diese Ableitungen nicht schlechter als jene von Altona, welches mit „allzu nah" (bei Hamburg) erläutert wird. Man vergleiche dazu Eldena in Pommern, Altona in Sachsen, Ortschaften, für welche slawischer Ursprung erwiesen ist.

Während so im deutschen Munde die slawischen Namen abgeschliffen oder corrumpirt wurden, erhielten sich, nebenbei bemerkt, bei den conservativeren Wenden die ursprünglichen Formen sowohl ihrer eigenen als der deutschen Ortsnamen viel reiner. Das das deutsche Wehrsdorf in der Lausitz ein Wernersdorf sei, erkennt man am leichtesten aus der wendischen

Form Wernarjecy; Wolmsdorf (Wolframsdorf), wendisch Wolbramecy; Belmsdorf (Bellmannsdorf), wendisch Belmanecy; Markersdorf (Markwardtsdorf), wendisch Markwarcicy. In allen diesen Fällen läßt die slawische Form besser das Etymon erkennen als die deutsche.

Eben so zeigt sich, wie hier in der Lausitz, in Böhmen, daß die slawische Form, die der deutschen Umbildung nicht unterlag, häufig das Ursprünglichere oder doch eine Mahnung daran bewahrte, gegenüber der umgebildeten deutschen Form. So Kyšberk (Geiersberg), in welchem das mittelhochdeutsche gîr, Geier, noch durchklingt. Eine Anzahl solcher slawischer Ortsnahmen finden wir in einer vorzüglichen Abhandlung von Dr. Ignaz Peters in Leitmeritz [1]). Ebenso wird aber dort gezeigt, wie vorsichtig man in einem sprachlichen Grenzgebiete mit der Erklärung von Ortsnamen sein muß: denn ganz deutsch klingende Ortsnamen erweisen sich oft als gut slawisch und umgekehrt.

Wo die Slawen ein Land in Besitz nahmen, suchten sie zunächst nur die Gegenden mit leichtem Boden auf, um diesen zu bestellen, während sie alle Landstriche mit bindigem Boden als Weideland liegen ließen. Das erklärt sich aus der Art, wie sie den Ackerbau betrieben, die auf einen Hauptunterschied zwischen germanischer und slawischer Bodenbearbeitung hinweist. Der Deutsche arbeitete nämlich mit einem schweren Pfluge, der Slawe mit einem leichten Haken. So weit Deutschland und deutsches Leben sich erstreckte, war der Pflug das Werkzeug zur Bearbeitung der Aecker. An diesem befand sich eine eiserne Schar (in Urkunden: ferramenta aratri, quae vocantur scar), nur mit dieser konnte der deutsche Bauer selbst den schwersten Boden bewältigen und wenden, während der Slawe mit seinem Haken nur leichten Boden durchfurchen konnte. Schon hieraus ergiebt sich, daß der Slawe den Gebirgen fern blieb und lieber in der Ebene siedelte. Der Held der Arbeit, der Meister im Bezwingen der Naturgewalten, blieb nun einmal der deutsche Bauer, der das Gebirge urbar machte. Den Beweis dafür hat er noch überall geliefert, und in Böhmen z. B. geben heute noch drittehalbhundert auf „schlag“, „reut“ und „grün“ endigende Dorfnamen in den Grenzgebirgen den Beleg, welche großartige Hinterwäldlerdienste der deutsche Bauer diesem Lande geleistet hat. Je schärfer wir nun die Ortsnamen in den Berggegenden ansehen, desto auffallender wird das Zurücktreten slawischer Benennungen daselbst

---

[1]) Mittheilungen des Vereins der Geschichte der Deutschen in Böhmen, VII, S. 1. 1869.

gegenüber der Ebene. So ist es auch auf der sächsischen Seite des Erzgebirges.

Immisch [1]), der mit großem Fleiße geforscht hat, muß gestehen: „Fast alle Berge im Erzgebirge tragen deutsche Namen; nur einzelne geben in der großen Zahl derselben sich als slawische kund.“ Er führt dann nur den Bielberg, die Kolmberge, Chemnitzberge und Bor- oder Purberge (von bor, Kiefer) an, welche slawische Namen tragen. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Flüssen Sachsens, wenigstens die größeren haben keine slawischen, sondern altdeutsche oder keltische Namen erhalten, wie die Elbe, Mulde, Flöha, Spree beweisen. Dagegen sind einige kleinere Flüßchen und Bäche noch von den Sorben, meist nach der Farbe, benannt worden.

Alles das spricht dafür, daß die Sorbenwenden erst verhältnißmäßig spät in das eigentliche Erzgebirge aus der Ebene vordrangen, und zwar meint Immisch, daß sie namentlich zur Zeit Kaiser Otto's des Ersten „die unfreundlichen, aber doch sicheren und freien Wälder des Erzgebirges“ aufgesucht hätten, um hier dem Schwert und dem Kreuz der Deutschen zu entgehen. Sie flüchteten in die ungeheuren Wälder des Miriquidi. „Schon zu Ende des zehnten Jahrhunderts wurden einzelne Orte im Erzgebirge gegründet, obschon es denkbar ist, daß sich zu Anfang dieses Jahrhunderts einzelne slawische Familien hier ansiedelten und eine nähere Verbindung mit ihren gleichgesinnten böhmischen Nachbaren anknüpften.“ Von diesen Slawen nun stammen die slawischen Ortsnamen in dem Gebiete, welches im Osten von der Freiberger, im Westen von der Zwickauer Mulde und im Süden vom Erzgebirge eingeschlossen wird. Einige derselben, welchen sich allgemeinere Gesichtspunkte abgewinnen lassen, mögen unter Benutzung von Immisch's Arbeit hier noch zum Schlusse betrachtet werden.

Zunächst eine Bemerkung über die so häufig vorkommende Endung —witz. Buttmann (Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz. Berlin 1836) meint von dieser Endung, daß sie in deutschen Ländern sehr wahrscheinlich von dem altgermanischen Worte weig (vicus), altsächsisch wik (Bardowiek, Braunschweig) abzuleiten sei. Schon ein Blick auf die geographische Verbreitung dieser mit —witz endigenden Ortsnamen zeigt die Unhaltbarkeit dieser auch linguistisch unzulässigen Ansicht. Mit Sicherheit läßt sich dagegen annehmen, daß jeder Ortsname auf —witz entweder wirklich slawisch oder, wenn sein erster Bestandtheil deutsch, durch diese

---

[1]) Die slawischen Ortsnamen im Erzgebirge. Bautzen 1866. S. 32.

Endung dem slawischen Verständniß angepaßt worden ist. Auch ist angenommen worden, daß dieses Suffix dem slawischen wes oder wjes = Dorf entspräche. Das s wäre in c übergegangen, das im Slawischen wie das deutsche z gesprochen wird. Allein es gab und giebt keinen slawischen Ortsnamen, welcher aus einem Grundworte und wjes zusammengesetzt wäre. Zusammensetzungen aus einem Adjectivum und diesem Substantivum aber kommen vor, wie Nowawes (Neudorf). Es bleibt nun die eine und wohl richtige Erklärung übrig, daß die Endung —witz entstanden ist aus owicy, verkürzt wicy, icy; sie bezeichnet die Abstammung, die Zugehörigkeit, den Besitz. Daher Bockwitz z. B., was zur Buche gehört, eigen ist (bukowicy, das deutsche Buch=).

Von der Birke, wendisch brěza, tschechisch bříza, sind sehr viele Orte benannt worden. Dahin gehören Brösen, Brößnitz, Brießnitz, Prießnitz und ähnliche Formen. Auch der bekannte Fluß Rußlands, die Beresina, ist hierher zu rechnen, da die Birke russisch bereza heißt. Das den Deutschen ungeläufige slawische ě (sprich je) hat sich also in ö und i, aber auch in ü verwandelt, wie Brüsau in Mähren beweist, welches auf dieselbe Grundform zurückzuführen ist. Sehen wir im Anlaut die Verhärtung von b in p (Prießnitz statt Brießnitz) im deutschen (meißnischen) Munde, so ist auch umgekehrt eine Erweichung des b in f erkennbar. Damit kommen wir einer ethnographischen Frage auf die Sprünge und finden wiederum eine Unterstützung bei den Sprachforschern, wo wir anderweitig im Stiche gelassen werden. In Mähren nämlich begegnen wir den Ortsnamen Friesen und Friesdorf, auch Friesenhof, in Steiermark einem Friesach. Während wir nun wissen, wie im deutschen Nordosten sehr häufig Friesen als Ansiedler in die ehemals slawischen Gegenden überführt wurden und dort Ortsnamen noch auf die Gründer hinweisen, wie der Flemming, besser Fläming, bei Jüterbogk auf die dort angesiedelten Flamingen, entbehren wir aller historischen Anhaltepunkte über eine Versetzung friesischer Colonen nach dem Südosten, nach Mähren, Steiermark. In der That erscheint eine Ansiedelung derselben hier sehr unwahrscheinlich, da an der Germanisirung des Südostens wohl nur die zunächst gesessenen bayerisch-österreichischen und fränkischen Stämme, nicht aber die an der Nordsee gesessenen Deutschen sich betheiligten. Der Widerspruch löst sich nun leicht durch die angenommene Erweichung des b in f und die Zurückführung jener mährischen und steierischen Friesen auf eine slawische Birke. Friesendorf in Mähren heißt slawisch in der That Brězina; Friesenhof brěziny dwor; Friesach in Steiermark Brezow. Ohne Zweifel dürfen wir nun wohl

auch Friesack in der Mark Brandenburg hierherstellen, obgleich dort eine Ansiedelung von Friesen schon denkbar wäre, — wenn nicht das slawische Suffix hier wieder einen Strich durch die Rechnung machte. Auch die Ortschaften Groß- und Kleinfriesen bei Plauen, Frießnitz bei Weida sind auf briza zurückzuführen.

Von dem altslawischen kholm, tschechisch chlum, Berg, Hügel, haben die zahlreichen Kolm- und Kulmberge, dann Ortschaften wie Culm, Chlum, Kolmitz, Golmitz, Golm ihre Benennung. Der Uebergang der Gaumenlaute in einander ist natürlich. Da aber die deutsche Sprache die Verbindung chl nicht kennt, so stellt sie diese beiden Consonanten um, so daß aus Chlum Kulm wird.

Das Thal, slawisch dol, giebt zu vielen Namen Veranlassung. In Sachsen allein findet man fünf Döhlen und noch mehr andere Bildungen von demselben Stammworte. Das o hat sich nicht nur in ö und e, sondern selbst in a verwandelt, wofür der Ortsname Dahlen, urkundlich Dolen, den Beweis liefert. Andere Formen sind Delitz, Delitzsch, beide auch mit ö geschrieben, und die vom Diminutiv dolk, dolik und dolčk gebildeten Ortsnamen Döltschen, Dölzig, Dolzen.

Sehr verbreitet ist der slawische Ortsname Gablenz mit seinen Nebenformen. In Sachsen liegen drei Dörfer dieses Namens bei Chemnitz, Stollberg und Crimmitzschau, eine große Zahl in der preußischen Lausitz, in Böhmen und anderen slawischen Ländern. Die verschiedenen Formen lauten: Jablona, Jablonka, Jablonowo, Jablowken, Jablunka, Jabluntau, Jablonez, Gablonz. Alle diese Orte sind benannt von jablon, jablonka, der Apfelbaum. Gerade dieser Baum ist der allgemeinste schon vor der Einführung der veredelten Obstsorten in Europa gewesen, und deßhalb konnten auch so viele slawische und deutsche Ortschaften nach ihm benannt werden. Jenen slawischen Bezeichnungen entsprechen nämlich auch zahlreiche deutsche. Althochdeutsch heißt der Apfelbaum apholtra, aber schon im achten Jahrhundert veränderte sich dieses Wort in affaltra, und jetzt findet man nicht nur zahlreiche Ortsnamen mit diesem Worte, wie Abfaltur, Affaltur, Affolderbach, Effolderbach, Affalterthal, sondern auch mit dem neuhochdeutschen „Apfel" gebildete, wie Apfelstädt, Apfeldorf, Apfelfeld. —

Wir bemerkten schon, daß Ableitungen von Thiernamen bei den Slawen häufig seien, sie werden für Berge, Flüsse, Städte benutzt. Von Flüssen finden wir in Böhmen die Vydra (Otter), Orel (Adler), Bobr und Bobrawa (Bieber); Kohout (Hahn) heißt ein Berg bei Koplitz, Vlkova (Wolfsberg) bei Eule; Volí vrch (Ochsenhügel) bei Blatna. Schwerin

verdankt dem Wildpret (swerina) seine Benennung. Zahlreich sind die Ableitungen von jelen, Hirsch, Gelenau, ein Dorf bei Thum in Sachsen, Gellenau bei Glatz, Gelenau bei Kamenz, Jelinek und Jeleny in Böhmen gehören hierhin und bezeichnen dasselbe, was Hirschau, Hirschberg, Hirschfeld im Deutschen, je nachdem man zum Adjectivum jelenowy luka (Aue), hora (Berg) oder polo (Feld) ergänzt.

Mit der Bodenbeschaffenheit zusammen hängt der Name der Stadt Glauchau an der Zwickauer Mulde. In Urkunden des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts Gluch, Gluckow, Glachaw u. s. w. Der Ort wurde von den Sorbenwenden auf einigen kahlen Hügeln des Rothtodtliegenden erbaut und erhielt davon seinen Namen; denn gluche oder hluche (scilicet hory, Berge) heißt kahle Berge, Hügel. Es würde demnach dem deutschen Kahlenberg oder Lehde (unfruchtbares, kahles Land) entsprechen. —

Zahllos sind die Ableitungen von gora, hora, Berg, Hügel, Erhöhung, in substantivischer und adjectivischer Form, in den verschiedensten Zusammensetzungen. Hierhin gehören Gornau, die verschiedenen Göhren, Görsdorf. In Zusammensetzungen Bilegure (bila hora, weißer Berg), ein Dorf bei Kottbus, dann Belgern. Lissahora bei Neschwitz ist Fuchsberg (lišahora). Es ist gora die Grundform auch für Görlitz, slawisch Zhorelica, d. h. za hinter, gorelica Berg, mit Rücksicht auf die Lage hinter der Landskrone. Ferner Görschen, Goricke, Görkau, Guhrau, Gurig.

Vom Weißdorne, grab oder hrab, stammen Grabow, Grabitz, Grabowo, Grabowitz, Gröblitz, Gröbschütz. Von kamen, Stein, könnten wir eine seitenlange Aufzählung von Ortsnamen anführen; sie ist eine der bekanntesten und gewöhnlichsten. Dahin gehören Chemnitz, in den ältesten Urkunden Caminici, Lessing's Geburtsort Kamenz in der Lausitz, Kammen in der Niederlausitz, Kamin in Pommern, Kammenau, Kamminchen und andere.

Kral, König, ist die slawische Umbildung des deutschen Wortes Karl. Die Königswürde ist den Slawen ursprünglich unbekannt, die ihre Wojewoden, Lechen, Knäsen, Wladiken, alles Bezeichnungen für Herzöge, Fürsten, hatten, aber keine Könige (und auch keine Grafen). Karl der Große aber erschien ihnen so gewaltig und achtunggebietend, sie machten seine Bekanntschaft in so schlagender Weise, daß er ihnen gleichsam unvergeßlich und sein Name zu jenem der Königswürde durch eine einfache Lautverschiebung wurde. Von den Slawen haben dann die Magyaren ihr Kiral, die Rumänen ihren Krojul entlehnt. Vorzüglich häufig in Böhmen taucht das Wort Kral in Ortsnamen auf: Kralup, Kralik, Kralitz, Kralowitz; Kralapp bei Kolditz in Sachsen.

Bei den Wenden heißt die Schenke korčma, ein Wort, welches bei den Tschechen nicht im Gebrauch ist. Daher stammt der in Ostdeutschland so häufige Personenname Kretschmar, Kretschmer, aber auch der Ortsname Kretscham bei Annaberg. „Fast jeder größere Ort im Erzgebirge hat einen Kretscham, in welchem heuzutage ebenso wie früher Streitigkeiten geschlichtet und andere rechtliche Angelegenheiten zur Besprechung und zum endgültigen Abschluß gelangen. Der in Frage stehende Ort ist nicht von den Slawen begründet und benannt worden, sondern er stammt aus neuerer Zeit. Er soll von dem Köhler Georg Schmidt, nachmals Triller genannt, welcher den Ritter Kunz von Kauffungen gefangen nahm, nach 1455 angebaut worden sein. Der Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige ertheilte diesem Köhler auf sein Ansuchen die Erlaubniß zum Bauen eines freien Erbkretschams.“ [1])

Lug oder luh, Aue, Waldwiese, Moorgrund, gab Veranlassung zur der Benennung „Luch“ im Gebiete der Havel und Spree und ist ein so bezeichnender Ausdruck, daß Georg Schweinfurth sich veranlaßt sah, ihn auf die weiten Sumpflandschaften auch am Weißen Nil, Rosee und Gazellenfluß zu übertragen. Ortsnamen, die zu dieser Form gehören, lassen sich gewiß über hundert aufzählen. Auch die Lausitz (Lužica) hat ihren Namen davon, der von der sumpfigen, mit Wasseradern durchzogenen Niederlausitz auf die Oberlausitz, die höher und trockener ist, später mit überging. Es gehören zu luh die Ortsnamen Luga (bei Bautzen, bei Meißen, bei Pirna), Lugau, Logau in Schlesien, Liegau, Liegnitz (dieses von der polnischen Form lęg für luh), Lausa, Lausen, Lauscha, Lauschitz, Lauschka bei Leisnig (urkundlich Luschke). Ferner Lautschen, Lutschen, Lützen (urkundlich Luzin), Loschwitz bei Dresden (urkundlich 1073 Luzewice). Vom Adjectivum lučny (Wiesen=) Lukan, Lucca in Altenburg, Luckenwalde.

Von bor und khojna, die Kiefer, stammen Bora, Bohrau, Boritz, die Borberge, Borlas (bor und les = Wald) bei Dippoldiswalde, Sabor (za = hinter); Kaine, Kaina, Koitsch, Kyhnitz und Kunitz. — Vom Grundworte lěs, Diminutiv lěsk, Busch, Wald, Forst, und den Adjectivbildungen lesowy und lěsny stammen Lessa, Läschen, Leßko, Lieskau, Lissa (urkundlich lezzin); auch gehört hierhin der Familienname Lessing, welcher Waldmann bedeutet, wie Leisewitz, Waldessohn. Dann Leisnig und Lößnitz, letzteres urkundlich Lißniz und Lesseniz. — Plauen im Voigtland, Plauen

[1]) Immisch a. a. O. 19.

bei Dresden, Plaue ein Dorf bei Flöha in Sachsen, urkundlich Plavia, Plave, Plavie bedeutet stets Schwemmplatz; alle drei liegen an Flüssen, auf denen heute noch Holz geflößt wird; das slawische Wort, welches zu Grunde liegt, ist plav, das Schwemmen, plavny, was zum Flößen gehört. Dahin gehören noch Planitz bei Zwickau (urkundlich Plawnitz), Plawa in Galizien, Plowce in Polen, Plaven bei Budweis.

Žito ist Korn, Getreide, besonders Roggen, davon das Adjectiv žitowy. Hiermit hängen zusammen: Zittau (žitava) im Volksmunde „die Sitte“, Schlettau (urkundlich Zetowe), Sitten, Seitschen, Zettau, Zetha. — Von trava, Gras: der Fluß Trave, Trawitz, Trawnik (Grasplatz), Zschauin bei Rochlitz. — Zwönitz endlich bietet die leichte Ableitung von zvon, die Glocke, zvonica, Glockenthurm. Die Einführung der Glocken in Deutschland erfolgte im elften Jahrhundert und steht also vom culturhistorischen Standpunkt der Ableitung weiter kein Hinderniß im Wege.

Schon aus den wenigen mitgetheilten Beispielen, die leicht hätten vermehrt werden können, ergiebt sich das trefflich bezeichnende und die Mannichfaltigkeit der slawischen Ortsnamen. Sie sind aber überall dieselben, und so finden wir sie denn von Griechenland an durch die Balkanhalbinsel bis nach Venetien und in die Alpenthäler, durch Ungarn und ganz Ostdeutschland bis zu den dänischen Inseln in fast identischen Formen.

An der Hand der Ortsnamen wird auch die ehemalige äußerste Grenze des Slawenthums in Deutschland am leichtesten bestimmt, ja die Ortsnamen sind oft der einzige Anhaltepunkt in dieser Beziehung. Mit ihrer Hilfe können wir auch zeigen, wie Slawen in einzelnen Sprachinseln sich weit über den germanischen Westen und Norden verbreiteten.

Ehemalige slawische Sprachinseln im germanischen Gebiete. Wenig bekannt ist es, daß die Slawen sich in größerer oder geringerer Menge über die Inseln der Ostsee erstreckten. Bei Rügen und Fehmarn, die nahe der Küste liegen, und von dieser nur durch einen schmalen Sund getrennt sind, hat die ehemalige Anwesenheit der Slawen nichts Auffallendes und ist geschichtlich beglaubigt. Von dort aus unternahmen sie blutige Seeraubzüge, wenn dies nicht eine Verläumdung ist, denn das slawische Volk gehörte ja zu den von Palacky erfundenen „Friedensnationen“.

Leider können wir nun trotzdem nicht umhin, die Slawen der Ostseeinseln, so sehr diese germanische Annectirung Palacky auch schmerzen mag, unter die „Räubervölker“ zu rechnen, weniger aus nationalen als aus sachlichen Gründen. Ein Räubervolk sind „bekanntlich“ die Deutschen, jene

Inselslawen aber raubten, ohne Deutsche zu sein, wie Adam von Bremen (IV. 18) klar darthut. „Von jenen Inseln aber, welche den Slawen zugekehrt liegen, heißt die erstere Fembre (Fehmarn). Diese liegt den Wagrern gegenüber, so daß sie von Aldinburg (Aldenburg in Holstein) aus zu sehen ist, sowie die, welche Laland heißt. Die zweite ist den Wilzen gegenüber gelegen; diese haben die Raner (Rügener) inne, ein sehr tapferes Geschlecht der Slawen. — Diese beiden Inseln sind nun voll von Seeräubern und den blutigsten Banditen und verschonen keinen, der hinüberfährt." Das war also ein Theil des „Friedensvolkes".

Aber noch viel weiter haben die Slawen über die Inseln der Ostsee sich ausgebreitet gehabt; ob in größeren Mengen, muß freilich dahingestellt bleiben.

Sind die Slawen auch wesentlich ein continentales Volk, so geht ihnen doch Befähigung zum Seewesen keineswegs ab, wie allein schon die seetüchtigen Dalmatiner beweisen, welche das Material zur Bemannung der österreichischen Flotte liefern. Ja, sollte man dem nicht immer zurechnungsfähigen Kollar glauben, so haben die übrigen seefahrenden Völker Europa's viele ihrer auf das Seewesen bezüglichen technischen Ausdrücke den Slawen entlehnt. [1])

Wie dem auch sein möge, auf einigen dänischen Inseln haben sicher Slawen gesessen, und zwar sprechen dafür, wo historische Beweise mangeln, die Ortsnamen. Wir wollen hier auf eine vergessene und in Deutschland wenig bekannt gewordene kleine Schrift aufmerksam machen: Schiern, om den slaviske oprindelse til nogle stedsnavne paa de danske Smaöer (Ueber den slawischen Ursprung einiger Ortsnamen auf den dänischen Inseln. 8. 37 S. Kopenhagen 1855). Es geht daraus mit Gewißheit hervor, daß auf Laaland und Falster, vielleicht auch auf Langeland, einst Slawen gewohnt haben. Der Wechselverkehr zwischen den pommerschen,

[1]) In seiner italienischen Reise (S. 198 f.) handelt er von den Wechselverhältnissen der italienischen und slawischen Sprache. Nicht mehr und nicht minder wird da auseinander gesetzt, als daß die wichtigsten Cultureinrichtungen der Italiener slawische Benennungen führen! Wir wollen hier nur einiges hervorheben, was auf die Schifffahrt Bezug hat. Barca, die Barke, kommt ihm her vom slawischen bar oder war, Wohnung, Haus auf dem Lande oder Wasser. — Batello, Boot, vom slawischen buda, Hütte. — Caravella und Corvette, vom slawischen korba oder korab, Einbaum. — Flotta, Flotte, von pluti, plytwati, fließen. — Gondola von kontina, Winkel. — Piloto, Lootse, von plt', Floß. — Sirocco von žarko glühend heiß u. s. w. Wir überlassen die Abweisung dieser Zumuthungen den Italienern.

mecklenburgischen und holsteinischen Slawen und Dänemark war von je ein reger. Fanden nicht kriegerische Berührungen statt, dann trat der Handel in sein Recht. Wie leicht konnten unter diesen Verhältnissen kleine slawische Colonien auf dänischen Inseln entstehen oder die wilden Seeräuber Fehmarns siedelten sich dort an, hatten dort Schlupfwinkel, die sie natürlich mit slawischen Namen bezeichneten, welche später von den Dänen beibehalten wurden. Solche slawische Namen sind auf Laaland Kremnitze Gab, in welchem vollständig das slawische Kremnice erhalten ist, zu dem sich viele Parallelen in ganz Osteuropa finden; dann an der Ostküste das Dorf Binitz, westlich davon Tillitz und Kuditz. Fehlen auch für diese Dorfnamen urkundliche Bezeichnungen, so ist deren Slawicität doch außer allem Zweifel. An der Küste Laalands liegt die kleine Insel Pillesč Holm. Der Name läßt aus dem Skandinavischen sich nicht erklären und deutet auf ein slawisches Bjelice = Weißinsel. Auf Falster liegt ein Koselitze, auf Langeland ein gleichfalls ganz unskandinavisch klingendes Putselykke, das auf ein slawisches Butschelitz (Wurzel buda, wie in Bautzen) hinweist.

Dem wollen wir hinzufügen, daß möglicherweise auch die Bewohner des südlichen Theiles von Bornholm Slawen sind, wenn auch weder der Name der Insel selbst (Borungia bei Saxo Grammaticus, später Boringholm und Burgundurholm) noch ein anderer Ortsname dieses nur 20 Meilen von dem ehemals slawischen Rügen entfernten Ostseeeilandes auf Slawen hindeutet. Rino Quehl [1]) macht nämlich darauf aufmerksam, daß die Südbornholmer ein durchaus anderer Menschenschlag als die Leute des Nordens seien. Letztere mit entschieden skandinavischem Typus, sind größer, stärker gebaut und breitschulteriger als die Südländer. Fast alle haben blaue Augen, braunes, gelbes oder rothes Haar und braune Augen; sie ähneln, sagt Quehl, mehr den Slawen. Auffallend ist diese Scheidung einer Bevölkerung von noch nicht 30,000 Seelen in zwei Gruppen immerhin, und die Möglichkeit, daß hierher slawische Seeräuber von Rügen oder der pommerischen Küste gelangten, ist nicht ausgeschlossen.

Während hier Seeräuber eine vereinzelte Ausbreitung der Slawen bewirkten, wurden diese anderseits wegen ihrer Thätigkeit im Ackerbaue, und da sie ohne Aufhetzung stille, friedliebende Leute waren, die ihren Herren sich gerne und willig unterwarfen, selbst in einzelnen Gegenden des westlichen Deutschlands verpflanzt, um hier Stätten, die durch den Krieg wüst lagen oder aus sonst einem Grunde nicht bevölkert waren, urbar zu

[1]) In seinem Werke: Aus Dänemark. Bornholm und die Bornholmer. Berlin 1856.

machen. Bekannt ist, daß der heilige Bonifacius schon um 740 die wüsten Ländereien des Würzburger Bisthums und des Fuldaer Klosters mit Slawen besiedelte, wobei ihm 751 der Papst Zacharias die Eintreibung von Zins von den damals noch ungetauften Slawen erlaubte. Der fränkische Majordomus erlaubte ausdrücklich die Ansässigmachung dieser Slawen, die Bonifacius in einem Brief an den angelsächsischen König Ethibald 745, wohl mit Hinblick auf ihr Heidenthum, als ein ganz abscheuliches Volk hinstellt (Et Winedi, quod est foedissimum est deterrimum genus hominum). Von slawischen Menschen, Spuren slawischer Sitte oder gar Spuren des Slawischen in der Sprache ist heute in Hessen keine Rede mehr; dazu waren jene Ansiedler zu gering an Zahl, als daß sie der deutschen Bevölkerung, mit der sie sich mischten und in der sie untergingen, irgend einen Stempel hätten aufdrücken können. Wohl aber lassen sich aus den ehemaligen, und heute noch bestehenden Ortsnamen einzelne Sitze dieser Slawen nachweisen.

In Hessen nämlich ist der Name Wenden in Ortszusammensetzungen noch ziemlich verbreitet. Ich lasse dahingestellt sein, ob Wincherode urkundlich 1309 capella in Winderode im Gericht Neukirchen, auf Slawen hindeutet, aber die Wüstung Winden im Gericht Grabenau (1270 villa Winden iuxta Waltcapelle) 1595 Windhain genannt, vielleicht Wingenhain (1254) im oberen Gericht Rohrbach, müssen dahin gerechnet werden. Brauerswend im Gericht Schwarz darf aber nicht zu wendischen Ortsnamen gezählt werden, da wir hier 1273 ein gut deutsches Brunwartisgeschwende vor uns haben. Anders liegt die Sache bei Hauptschwende in der Nähe Schwarzenborns, denn dieses tritt uns 1223 als Eizicheswynden entgegen. Ob der Name des waldeckischen Flüßchens Werba (vrba, die Weide), die Ortsnamen Gastenhusen, Gastendorf, Gasterrod hierher gehören, lasse ich unentschieden.[1] Weiter südlich im Fuldaischen saßen die von Bonifacius angesiedelten Slawen in verschiedenen Dörfern, deren Bewohner dem Kloster Zins leisten mußten; 958 wird Winatsazen, Wendensitz, erwähnt.

Wenden wir uns nun nach Thüringen. Die Saale schied zwar im Allgemeinen Slawen und Deutsche, doch reichten zerstreut die Slawen über die Saale nach Westen hinaus. An der oberen Unstrut und Wipper, bei Groß-Ehrich, einem sonderhausischen Städtchen, wird 979 ein pagus Winidon erwähnt, worin der Ort Wolfereswinidon, heute Wolferschwende, lag. Nahe dabei liegt Greußen, und auch dieses muß als slawischer Orts-

[1]) Belege in Landau, Beschreibung des Hessengaus. 2. Ausgabe. Halle 1866.

name angesprochen werden, urkundlich im 11. Jahrhundert Crozina. Damit ist zu vergleichen Creußen am rothen Main auf unzweifelhaft slawischem Boden. Dann treten auch slawische Namen in der Eisenacher Gegend auf, die eine Verbindung mit den vereinzelten slawischen Namen Hessens herstellen. So Etterwinden (958 Eitenwinidin), Groß- und Wenigen-Luppitz (779 Lupenze), wohl auch Dietlas (les = Wald). Bei Arnstadt finden wir ein Plaue, einen Flecken an der schmalen Gera; während der Flußname (ursprünglich Geraha) gut deutsch ist, ist der Ortsname slawisch und bedeutet Schwemmplatz, Holzflößplatz, von plav, das Schwemmen; zu vergleichen ist hier Plauen im Voigtland, Plauen bei Dresden, Plaue, ein Dorf bei Flöha in Sachsen, für welche die urkundlichen Formen Plavia, Plave, Plavie vorliegen. Daß die slawischen Ortsnamen nach der Saale zu sich mehren, kann nicht auffallen; denn bildete dieser Fluß auch im Allgemeinen die Grenze, so reichten doch bei Rudolstadt, Jena, bis Apolda und noch weiter nördlich slawische Siedlungen über denselben hinaus; der Kunitzberg bei Remda, Krobitz und Rodelwitz bei Kahla, Nahwinden bei Stadt Ilm, Lossa (Wurzel les, Wald) zwischen Kölleda und Bibra, selbst Löbstädt bei Jena (urkundlich 1371 Lobegasticz) gehören hierher. Häufig finden wir auch zum Unterschied von den deutschen Siedlungen den Beisatz „Windischen", „Wünschen" oder „Wenigen". Wenigen-Jena, Groß- und Klein-Schwabhausen bei Jena, von denen das erstere 1190 Teutonica Suabehusin, das letztere Wyndischen Schwabhusen 1348 heißt. Der spätere Uebergang von „Deutsch-" und „Wendisch-" in „Groß-" und „Klein-" findet sich häufig. „Noch jetzt kennt man in der Altmark ein Wendisch-Apenburg, ein Wendisch-Bodenstedt, ein Wendisch-Bronn, ein Wendisch-Horst und ein Wendisch-Langenbeck, und in dem Landbuch Kaiser Karls IV. (1375) heißen die Dörfer Groß-Bierstedt, Klein-Güden, Klein-Gischau und Klein-Gravenstedt: Wendischen Bierstäde, Wendischen Guden, Wendischen Gifthorn und Wendischen Grauenstede [1])." Bei Halle und Wettin reichten die Slawen weit auf das linke Saalufer hinüber in's Mansfeldische; auf der ganzen Strecke, die um die beiden Seen herum liegt, und nördlich bis Gerbstedt mischen sich zahlreiche slawische Ortsnamen mit den deutschen. In einer Urkunde vom Jahre 973 werden Mansfeld, Eisleben und noch zehn andere Dörfer der Umgebung als solche bezeichnet, quas sclavonicae familiae inhabitant. Daher denn

[1]) Riedel Mark Brandenburg II. 8. Ueber die slawischen Ortsnamen des Thüringer Waldes und der umliegenden Gegenden vergleiche „Ausland" 1869. S. 689.

auch die Annectirung Luthers, der in Eisleben geboren wurde, durch die Slawen.

Fast ganz unbeachtet sind die sporadisch angesiedelten Slawen in meiner Heimat **Braunschweig** geblieben [1]). Guthe in seiner Beschreibung der Welfenlande, der möglichst nach Slawen sucht, erwähnt zwar das Dorf Wenden, geht aber zu weit, wenn er geradezu annimmt, daß die ehemalige Slawengrenze nördlich von der Stadt Braunschweig verlief, wohl aber lag nördlich von dieser rechts und links von der Oker und an der in diese von Osten einmündenden Schunter eine **slawische Sprachinsel**, in der solche Ortsnamen vorherrschen, die auf eine spätere Ansiedlung der Wenden in dieser Gegend hinweisen, da die Ortsnamen selbst mit Ausnahme von zweien deutsch sind.

In der Stadt Braunschweig heißt die nach Norden führende Straße die Wendenstraße, das Thor nach Norden zu das Wendenthor. Für erstere findet sich 1268 die Bezeichnung platea Slavorum, für das Thor 1254 valva Slavorum [2]). Das hat nur Sinn, wenn diese Straße ursprünglich, d. h. als Heinrich der Löwe den Stadttheil „Hagen" besiedelte, von Slawen bewohnt war. So gut es in Braunschweig eine Friesenstraße mit ursprünglich friesischen und einen Damm mit ursprünglich holländischen Bewohnern gab, so wahrscheinlich ist nach jenen Benennungen auf das Vorhandensein von Slawen in Braunschweig zu schließen, die dann in der germanischen Masse allmählich untergegangen sind. Anklänge an sie finden sich sonst nicht mehr. Die Ansiedlung von Wenden in einer deutschen Stadt erscheint hier auffallend, da sonst im Mittelalter die Wenden mit allen Mitteln von unseren Städten ferngehalten wurden und für Parias galten, wofür weiter oben bei der Schilderung Bautzens die Belege beigebracht wurden. (Vergleiche S. 9.)

Geht man von der Stadt Braunschweig durch das Wendenthor nach Norden, so trifft man nach anderthalbstündigem Marsche auf das erste der slawischen Dörfer: Wenden. Es kommt als villa schon 1031 unter dem Namen Guinuthun vor [3]) und war damals in die Magnikirche zu Braunschweig eingepfarrt; 1219 erscheint ein Balduin de Wenethen [4]). Westlich von Wenden, wo die Schunter in die Oker fällt, schon in der Provinz

---

[1]) Vergl. Meine Abhandlung Slawische Siedlungen im westlichen Deutschland. Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen X, 132.

[2]) Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter. S. 718. 725.

[3]) Original-Urkunde im Landesarchiv zu Wolfenbüttel.

[4]) Original im Landesarchiv zu Wolfenbüttel in dorso datirt 1219.

Hannover, liegt Schwülper, ein Name, mit dem im Deutschen nichts anzufangen ist. Urkundlich lautet er 1191 Suilbore [1]) und 1200 Suilbere [2]). In der zweiten Sylbe ist deutlich das slawische bor, Kiefernwald, zu erkennen, das so vielfach bei Ortsnamenzusammensetzungen vorkommt; nun ist es auch erlaubt, das Dorf Oelper nördlich von Braunschweig zu den slawischen Dörfern zu stellen. Es heißt 1241 Elbere [3]), ein Ortsname, der gleichfalls undeutsch ist.

Etwas weiter westlich liegen nahe beisammen die Dörfer Wendezell und Wendeburg. Während für ersteres eine mittelalterliche Namensform nicht mehr nachweisbar ist, erscheint letzteres in den Urkunden des Jahres 1195 zuerst in den Formen Winedeburg und Wenedeburch [4]). Etwa gleichzeitig erscheint in einer ungedruckten Urkunde die Form Winetheborg [5]). Unter die wendischen Dörfer werden hier auch noch das benachbarte Zweidorf und Bortfeld gerechnet, die aber stets deutsche Namen führten (1311 Bortvelde und 1252 Twedorp). Nördlich davon, schon in der Provinz Hannover gelegen, weist das Dorf Wense noch auf Wenden hin. Es kommt circa 1290 als Steterburgisches Lehngut Wendenihusen, schon 1187 als Wennehusen vor [6]). Eingegangen ist Wendebutte, das schon 1007 genannt wird [7]). Es lag nördlich von Wenden bei dem Dorfe Eickhorst [8]).

Die eben genannten neun wendischen Dörfer: Wenden, Schwülper, Oelper, Wendezell, Wendeburg, Zweidorf, Bortfeld, Wense, Wendebutte liegen auf dem Raume von etwa $1^1/_2$ Q.-Meilen nördlich und nordwestlich von der Stadt Braunschweig zusammen. Außer diesen weisen nur noch Wendhausen nordöstlich von Braunschweig an der Schunter, Wendessen bei Wolfenbüttel an der Aſſe und das Wentfeld östlich von Stederburg [9]) auf Slawen hin.

Abgesehen von diesen Namen läßt sich im heutigen Herzogthum Braunschweig keine Spur von Slawen nachweisen, wenn man von der im Magdeburgischen gelegenen Enclave Calvörde absieht. Westlich von letzterer verlief die Sprachgrenze durch den Drömling: Klinze und Mieste sind hier

[1]) Mon. Germ. XVI, 225.
[2]) Ungedruckte Urkunde des Dorstädter Archivs.
[3]) Original-Urkunde im Landesarchiv zu Wolfenbüttel.
[4]) Origin. Guelf. III. 609, 611.
[5]) Original im Landesarchiv zu Wolfenbüttel.
[6]) Nachweise im Diplom. Steterburg. im Landesarchiv zu Wolfenbüttel.
[7]) Mon. Germ. XVI, 201.
[8]) 1308 villa Wendebutte apud Echhorst, Urkunde des Braunschw. Stadtarchivs.
[9]) Wenetfeld, praediolum adjacens monasterio Stederburg. Mon. Germ. XVI, 217.

die ersten slawischen Ortsnamen. Daß alle jene Dörfer seit Jahrhunderten völlig germanisirt sind, bedarf keines besonderen Hinweises. Nicht eine Spur von ehemaligem Slawenthum ist dort aufzufinden. Solche Ansiedlungen, wie die Wendendörfer bei Braunschweig, waren im Anfange immer nur sehr schwach besetzt und die kleine Zahl der Slawen ging bald in der Masse der Deutschen unter.

Die Slawen an der Saalquelle, im heute bayerischen Fichtelgebirge, um Wunsiedel, Waldsassen, Tirschenreuth und Bernau, ferner im Lande an der Naab, Rednitz, am oberen Main, um Baireuth, Bamberg, Würzburg bis Ansbach dürfen nicht als versprengte Slawen angesehen werden. Sie bildeten im neunten und zehnten Jahrhundert in dieser Gegend den äußersten Vorposten der Slawen nach Westen zu; ihr Land heißt geradezu Slavenland.[1]) Diese Slawen waren Ausläufer der Tschechen. Schafarck (Alterth. §. 44) bezeichnet sie als Poradnitschaner, Rednitzanwohner; germanisirt wurden sie erst im zwölften Jahrhundert.

Diese Slawen saßen im Zusammenhange mit der Hauptmasse und von ihrem äußersten Vorposten, Windsheim an der Aisch, bis zum westlichsten Punkte, den überhaupt die Slawen heute einnehmen, dem Dorfe Kubitzen, eine halbe Stunde von der bayrischen Grenze in Böhmen, liegt jetzt eine Strecke von 24 deutschen Meilen, die völlig germanisirt ist.

Von jenem Windsheim nun müssen, Tauber und Jagst überschreitend, entweder als gezwungene oder freiwillige Ansiedler, die Slawen sporadisch bis ins Schwabenland gelangt sein, und es ist Adolf Bacmeisters Verdienst in seinen ebenso gründlichen als liebenswürdigen „Allemanischen Wanderungen“ (S. 150) zuerst auf diese Fremdlinge auf schwäbischer Erde hingewiesen zu haben. Es haben wohl etliche Leute am Neckar und Nesenbach darüber ungläubig den Kopf geschüttelt und geglaubt, die Slawisten träten nun in die Fußtapfen der Keltomanen. Aber die Sache verhält sich dennoch so: „Slawen im südlichen Wirtemberg, um die Quellen der Rieß und der Schussen!“ ruft Bacmeister aus und er weist sie nach an einem Dutzend mit Winden und Winnenden zusammengesetzten Ortsnamen. Auch Ganslosen, jetzt Auendorf, zieht Bacmeister zu den slawischen Namen, ferner Gießhübel, mit dem er nichts rechtes anzufangen weiß. Hier wird wohl noch eine nähere Untersuchung Licht schaffen müssen, ob nicht etwa zwei verschiedene Formen vorliegen, eine slawische und eine nicht slawische. Der

---

[1]) In terra Sclavorum, qui sedent inter Moinum et Radantiam fluvios, qui vocantur Moinwinidi et Ratanzwinidi. Dipl. Ludov. 846.

Ortsname geht, in der Schreibweise sehr variirend, von Böhmen, Mähren, Steiermark bis zum Rhein und in die Schweiz. Slawisch heißt dieser Ortsname nun Kyselow und er erklärt sich leicht von Kysely = sauer; er deutet auf die Sauerbrunnen, die in der That bei jenen böhmischen Ortschaften und ebenso bei Berggießhübel in Sachsen vorkommen, er ist eines Stammes mit dem allerwärts verewigten Kieselack, richtiger Kyselak, also etwa Sauermann, den wir Deutschen in schnöder Unwissenheit für einen der Unsrigen halten. Haben wir es denn nöthig, berühmte Tschechen zu annectiren?

Noch weiter südlich suchen wir jetzt versprengte Slawen; auch die Schweiz war vor ihnen nicht sicher. Windisch heißt ein Ort am Zusammenflusse von Aare, Reuß und Limmat, und wer ihn so liest, wird sofort an die Wenden denken. Wie aber Bacmeister uns belehrt, haben wir es hier erwiesenermaßen mit einem keltischen Vindonissa zu thun. Aehnlich wird es sich wohl auch mit den von Schafařik (§. 15, 5, §. 44, 11) aufgestellten Slawen im Canton Wallis verhalten, die von den Schweizern „Hunnen" genannt werden und heute noch einen verdorbenen slawischen Dialekt reden sollen. Die Sache erscheint höchst zweifelhaft, doch fehlen mir leider augenblicklich die Quellen, um sie kontroliren zu können. Diese „Schweizer Slawen" wohnen im Thale Anniviers, sechs Stunden von Sitten und ihre Ortsnamen erläutert Schafařik slawisch. So soll Granges = Gradec, Crimenza = Kremenica, Luc = Luka sein. Alles höchst zweifelhaft!

Endlich gelangen wir zu den slawischen Kolonien in Holland und England. Der polabische Stamm der Wilten, Wilzen oder, wie die slawische Form gelautet hat, Weleten, hat sich, gleichfalls nach Schafařik (§. 43, 44) im siebenten Jahrhundert bis nach Friesland und Holland hingezogen, worauf Ortsnamen wie Wiltsween, Wiltenburg bei Utrecht, Kamen, hindeuten, und von diesen dunklen Slawen, die „wahrscheinlich bald untergingen oder zu ihren Brüdern zurückkehrten," können dann auch die englischen Slawen in der heutigen Grafschaft Wilts abstammen, in dem Landstriche, den die Angelsachsen nach ihrer Ankunft Wiltsäten nannten, in dem heute noch Wilton liegt. Wir legen auf die wenig bewiesene Sache keinen großen Werth, bemerken aber noch, daß sie neuerdings in England wieder aufgegriffen wurde. Dr. Macintosh berichtet,[1]) daß im südlichen

[1]) Transactions der Londoner ethnologischen Gesellschaft Vol. I. New. Series 1861. S. 215.

England es schwer sei die Leute zu klassifiziren. Zwischen Salisbury und Southampton sei der sächsische Typus herrschend und man trinke dort noch allgemein das altsächsische Getränk, den Meth. „Im mittleren und nördlichen Hampshire jedoch hat das Volk im Allgemeinen eine dunklere Hautfarbe, welche sich sehr von jener unterscheidet, die man in andern Theilen Englands antrifft. Man hat mir gegenüber die Ansicht ausgesprochen, diese Leute seien Wenden oder ein belgischer Stamm von wendischer Abkunft (sic!) ob aber diese Ansicht durch den alten Namen Winchesters, Venda Belgarum, entstanden ist oder einen besseren Grund hat, wage ich nicht zu entscheiden."

Das Gesagte mag hinreichen, um einen Begriff von der großen Verbreitung zu geben, welche die Slawen einst im Osten Deutschlands besaßen. Immer enger und enger wurde der Raum, bis er zusammenschwand auf den kleinen Rest, den die Lausitzer Wenden inne haben. Aber auch dieser schwindet. Wir wollen nun versuchen ihn noch zu fixiren und dabei feststellen, wie groß der Gebietsverlust überhaupt war, den die wendische Sprache in den letzten drei Jahrhunderten erlitten hat.

---

7. Das wendische Sprachgebiet vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Durch diese ganze Schrift zieht sich wie ein rother Faden die Schilderung von dem Untergange des Wendenthums, vom Aussterben der sorbischen Sprache. Ehe ich dazu übergehe, das Gebiet zu bestimmen, welches einst wendisch war und wo heute noch die wendische Sprache herrscht, möge es gestattet sein, die mannichfachen Gründe für dieses Aussterben hier nochmals zusammen zu fassen.

Zunächst macht sich der deutsche Cultureinfluß und damit die deutsche Sprache auf den kleinen Slawenrest mächtig fühlbar; letzterer bildet eine unbedeutende Insel im großen deutschen Sprachgebiet, er steht ohne geographischen Zusammenhang mit den übrigen Slawen da. Die geistige Verbindung mit der Slawenwelt, genährt durch eine künstlich betriebene Literatur ist nur sehr gering und läßt den Bauer kühl; dieser aber bildet die ungeheure Mehrheit der Wenden; die Zahl der Gebildeten, den anderen Ständen angehörigen Wenden, die noch ein slawisches Bewußtsein besitzen, läßt sich an den Fingern abzählen. Die wendische Sprache hat nirgends eine

offizielle Geltung, vor Gericht wird deutsch verhandelt und kein Gesetz, kein Erlaß wird in ihr dem Bauern vermittelt, der ja das Deutsche versteht. Mit Ausnahme des Religionsunterrichtes ist die Schule deutsch und die wendische Sprache wird nur noch dazu benutzt, um im Anfange den Kindern das Verständniß des Deutschen zu erleichtern. Der Gottesdienst wird deutsch und wendisch gehalten; da aber in Preußen wie in Sachsen bedeutender Mangel an wendischen Geistlichen ist — nur auf den Gymnasien zu Bautzen und Kottbus wird wendischer Unterricht für die zukünftigen Geistlichen ertheilt — so haben viele wendische Parochien mit deutschen Geistlichen besetzt werden müssen. Mit der deutschen Bibel und dem deut- Gesangbuch germanisirt sich der Wende dann vollständig. Die Gutsherrschaft ist überall deutsch und jedesmal ein Germanisirungscentrum. Vor allem wirkt aber die allgemeine Militärpflicht germanisirend; der vom Militär heimgekehrte Soldat will sehr häufig vom Wendischen nichts mehr wissen. Da diese nun seit langer Zeit in Preußen besteht, so macht sich hier die Germanisirung weit fühlbarer als in Sachsen, wo sie erst seit kurzem eingeführt ist. In letzterem Lande, wo Bautzen der Hauptsitz der wendischen literarischen Bestrebungen ist, zeigt das Wendenthum mehr nationale Kraft als in Preußen, zumal in dem katholischen Striche bei Kloster Marienstern. Aber ein eigentliches wendisches Nationalgefühl besteht nicht. Politisch spielen die Wenden gar keine Rolle. Sie sind staatlich zerspittert in preußische und sächsische Wenden; religiös in Protestanten und Katholiken, endlich auch sprachlich in Ober- und Niederlausitzer — alles Gründe, um ein gemeinsames Zusammengehen zu verhindern und die Germanisirung zu erleichtern. Die Städte der Wendei sind deutsch; die Wenden, die dort sich ansiedeln, germanisiren sich fast alle. Endlich hat die Einwanderung der Deutschen in der letzten Zeit stark zugenommen; zahlreiche Eisenbahnen durchschneiden die früher vom Verkehr abseits liegende wendische Lausitz. Das industrielle Element nimmt zu und dieses ist deutsch.

Von wesentlichem Einflusse bei der in Rede stehenden Germanisirung der Wenden erscheint auch die Bodengestaltung. Ihr Land gehört völlig der norddeutschen Tiefebene an; nur im Süden lehnt sich das wendische Sprachgebiet noch an das Lausitzer Mittelgebirge an. Kein schützender Wall umgibt dasselbe mit Bergen, die einem Vordringen des Deutschthums Halt gebieten könnten — frei und offen liegen die Grenzen da, einladend zum Einbruch in das Gebiet. Daß die Tschechen im Kerne Böhmens sich bis zum heutigen Tage ungebrochen erhalten konnten und nun gleich einer Halbinsel in das deutsche Sprachgebiet hineinragen, haben sie — neben

vielen anderen Umständen — auch den Bergen dieses Landes mit zu danken, ohne die ihnen wohl ein ähnliches Schicksal bereitet worden wäre wie den Slawen Nordostdeutschlands. Die anstürmende deutsche Völkerwelle, die in Böhmen ohnehin später als in Nordostdeutschland zu wirken begann, schlug wohl über den Böhmerwald, das Erz- und Riesengebirge hinaus, sie nahm weite Strecken des Landes ein, imprägnirte dasselbe, auch im slawischen Theile, mit deutschem Wesen; aber mit jener ununterbrochenen Nachhaltigkeit wirkte sie nicht wie in Nordostdeutschland, und die Kämme der Berge, welche die vorgedrungenen Deutschen von der breiten Masse der Nachhut trennten, wirkten als natürliche Grenzvesten der Tschechen. Da nun auch die politischen, geschichtlichen und Culturverhältnisse bei den Wenden weit ungünstiger als bei den benachbarten, ihnen stammverwandten Tschechen lagen so wird ihr Hinschwinden den Deutschen gegenüber leicht erklärlich. Die Gestaltung ihres Landes gewährte ihnen nirgends einen natürlichen Schutz.

Unter solchen Umständen wird es zur Pflicht, noch zu sammeln, was vorhanden ist, zu bestimmen, wie weit heute die wendische Zunge in der Lausitz noch reicht, die Ursachen zu beleuchten, unter denen sie dahinschwindet, und zu zeigen, wie dieses Dahinschwinden seit Jahrhunderten ein allmähliches, aber unaufhaltsames ist. Schön ist der Vergleich nicht, aber richtig: Das kleine Wendenvölkchen oder vielmehr seine Sprache gleicht einem Schwindsüchtigen, von Tag zu Tag nehmen die Kräfte mehr ab und näher und näher rückt die Stunde der Auflösung.

Schwierigkeit, sich Nachrichten über das Eingehen der wendischen Sprache zu verschaffen.

Ungemein schwierig ist es, sich Daten über das Eingehen der wendischen Sprache in verschiedenen Gegenden zu verschaffen. Meist ist ein sanftes, allmähliches Einschlafen gewesen und der Zeitpunkt läßt sich dann nicht genau fixiren. Nur in den seltensten Fällen hat man sich die Mühe genommen, in den Kirchenbüchern zu bemerken, wann etwa der wendische Gottesdienst ganz durch deutschen ersetzt wurde; ereignete dieses aber sich, dann war die wendische Sprache gewöhnlich schon sehr geschwächt und die deutsche bereits stark eingedrungen.

Ich habe es nicht an Mühe fehlen lassen, möglichst viel bestimmte Data über das Eingehen der wendischen Sprache im vorigen und diesem Jahrhundert direkt zu sammeln, aber die Ausbeute steht in keinem richtigen Verhältnisse zur Mühe. Wie oft antworteten mir Geistliche in Dörfern, die augenscheinlich noch vor hundert Jahren ganz wendisch waren: wir

wissen nicht wann diese Sprache einging. Eine Erklärung dafür gibt in ergreifenden Worten der um das Wendenthum vielfach verdiente Pfarrer Bronisch zu Prietzen im Kalauer Kreise, der selbst in einer nun völlig germanisirten Gemeinde predigt: „Die Herren," schreibt er mir, „die am Sterbebette der wendischen Sprache gesessen haben und noch sitzen, gehören zu den lachenden Erben und freuen sich des Abscheidens eines armen und verachteten Wesens, das von den Almosen des Mitleids und der Duldung sein kümmerliches Dasein gefristet hat. So wenig man daran denkt, einem verstorbenen Hospitaliten ein Denkmal zu setzen, so wenig ist man geneigt, die Todte unter den Sprachen, die man in ihrem Leben verachtete, im Grabe zu ehren. Dieses war und ist nicht blos die Meinung der Deutschmichel, sondern auch der meisten Wenden selbst. Ein Stockwende steht im Weltverkehr einsam und verlassen da; er bedarf eines Dolmetschers vor Gericht, bei dem städtischen Kaufmann und Handwerker, kurz, sein Sprachbesitz ist ihm ein Kapital, das nicht nur keine Zinsen bringt, sondern noch obendrein Kosten verursacht. Darum steuern unsere Wenden mit allen Segeln schon um des materillen Nutzens Willen dem Deutschthum zu, wie es ihre Brüder in Pommern, in der Mark Brandenburg und in Mecklenburg schon vor Jahrhunderten gethan haben. Auch die Prediger in den gemischten Gemeinden, die in zwei Zungen Gottes Wort zu lehren haben, seufzen unter der Last ihres Amtes und sehnen sich nach Erleichterung, die ihnen allmählich auf Kosten des Wendischen zu Theil wird. Es ist unmöglich, daß ein Redner in zwei Sprachen ein Cicero werden kann. Schon die Bilinguität, wenn diese beim Volke einreißt, thut der Reinheit und Richtigkeit zweier Sprachen Schaden. Vor etwa 60—70 Jahren hatten mehrere Candidaten in dem großen Spreewalddorfe Burk Probepredigten zu halten coram ephoro. Derjenige, welcher seinen Vortrag mit dem Gebete begann: Erbarmungswürdiger Gott (statt erbarmungsreicher) wurde unter Kopfschütteln des Ephorus von der Gemeinde gewählt und diese bereute die Wahl nicht. — Es wird schwer halten die Zeit des Eingehens wendischer Amtshandlungen in den Stadtkirchen, worin Landgemeinden eingepfarrt sind, zu ermitteln. Personalverzeichnisse von amtirenden Predigern sagen nichts davon, auch coincidirt der Zeitpunkt, wo deutsche Pfarrer die Stelle ihrer wendischen Vorfahren antraten, nicht mit dem Aufhören des wendischen Sprachgebrauchs." Das letztere ist richtig; aber mit dem Aufhören des wendischen Gottesdienstes ist der wendischen Sprache der letzte Halt genommen und nach Verlauf einer Generation hat sie in der Gemeinde ihr Ende erreicht. Wo also ein Datum über das Eingehen

des wendischen Gottesdienstes vorliegt, da mag man auch dreißig Jahre später im Durchschnitt das Verlöschen der wendischen Sprache annehmen. Hiezu nach folgende briefliche Bemerkung des Herrn Diakonus Müller in Spremberg: „Zur Beurtheilung der Frage, ob eine Gegend ausschließlich wendisch zu nennen sei, ist es nicht maßgebend, daß in einer solchen Parochie auch noch wendisch gepredigt werde, sondern ich erachte die häusliche und geschäftliche Umgangssprache hierin als entscheidend. Denn wir haben Parochien, wo aus Mangel an wendischen Predigern ein Deutscher genommen werden mußte, und doch ist in diesen Dörfern das Wendische fast durchgängig die Umgangssprache. Es läßt sich aber nicht läugnen, daß in den Dörfern, wo keine wendische Predigt mehr gehört wird, das Deutsche viel schneller zunimmt, namentlich bei der Jugend." Letzteres ist natürlich für das Schicksal der Sprache maßgebend.

Wohl besitzen wir einige Data über das Eingehen der wendischen Sprache in Ostdeutschland vor dem 16. Jahrhundert; allein sie genügen nicht, um danach ethnographische Karten zu construiren, welche das deutsche und slawische Sprachgebiet zu verschiedenen Perioden gegeneinander abgrenzen. Wie weit hier die zukünftige Forschung noch Licht verbreiten wird, steht dahin, aber solche Karten sind sicher eine würdige Aufgabe des Historikers, der einst die früheste Culturgeschichte des deutschen Osten im Zusammenhange schreiben wird. Erst von der Reformationszeit an fließen die Quellen etwas reichlicher und ich begnüge mich daher in meinem kartographischen Versuch damit, von dieser Periode das allmälige Zurückgehen der wendischen Sprache nachzuweisen und die Grenzen derselben in verschiedenen Perioden zu fixiren. Ich bin mir wohl bewußt, daß es sich nur um eineu Versuch handelt, aber es wird gut sein, wenn wenigstens ein Anfang gemacht wird. An den Geschichtsschreibern von Fach wird es sein, hier den Ethnographen vorzuarbeiten, und jenen, die besser mit den Quellen vertraut sind, steht es zü, meine kleine Arbeit, die nur einen Anfang bezeichnet, weiter auszuführen und durch Beibringung spezieller Daten zu berichtigen, wo es nöthig erscheint. Sicher wäre es eine vorzügliche Aufgabe für den Culturhistoriker, in einer Reihe von historisch-ethnographischen Karten das ganze weite Gebiet von den Alpen bis zur Ostsee, auf dem Deutsche und Slawen zu verschiedenen Epochen einander ablösten, um das sie mit dem Schwerte oder mit Waffen des Friedens stritten, in ähnlicher Weise zu behandeln, wie ich es für einen kleinen Theil desselben und eine beschränkte Periode versuchte.

Sprachgrenze zur Reformationszeit.

Die Reformation Luthers, welche der deutschen Sprache zum Siege in der Kirche verhalf, mußte sich dem Wendenthum gefährlich erweisen. Die neuen Ideen fanden in der Lausitz überall freudigen Eingang, deutsche Priester rückten dorthin mehr als früher vor und predigten deutsch im Sinne Luthers. Die Einwirkungen auf die Wenden blieben nicht aus und so ist durch die Reformation dem Wendenthum ein großes Stück seines Sprachgebiets entrissen worden. Pfarrer Jentsch führt eine lange Reihe von Ortschaften auf, in welchen im 16. Jahrhundert das Wendische noch herrschende Sprache war und die heute völlig germanisirt sind.[1] Auch Christian Knauth[2]) giebt diejenigen wendischen Kirchspiele an, die seit dem sechszehnten bis achtzehnten Jahrhundert germanisirt wurden. Mit Hilfe dieser

---

[1]) Starizny serbskeje ryče a narodnosćé in der Časopis towařstwa Maćicy Serbskeje, Bautzen 1849—50. Seite 61 f. und 117 f. 1851—52. Seite 49 f. 1853 bis 54. Seite 76 f. Er theilt dort die Geschichte der wendischen Sprache in vier Abschnitte ein: 1. vom Anfange der wendischen Geschichte bis zum XII. Jahrhundert; 2. bis zur Reformation; 3. bis zum siebenjährigen Kriege; 4. bis zur Gründung des Breslauer und Bautzner wendischen Vereins.

[2]) Derer Oberlausitzer Sorberwenden umständliche Kirchengeschichte zc. Görlitz 1767. S. 353 ff. „In dem Marggrafthum Oberlausitz," sagt Knauth, „finden sich deutsche und sorberwendische Einwohner. Solchem nach gibt es zweierlei Kirchspiele, deutsche und wendische, in deren Schulen und Kirchen die Kirchkinder in wendischer Sprache unterrichtet und der Gottesdienst in jeder Nation Sprache verrichtet wird. Es ist aber an dem, daß die Wenden in vorigen Zeiten mehrere Kirchen, in denen ihnen wendisch gepredigt worden, gehabt, als jetzo, indem von Zeit zu Zeit die Wenden angehalten worden, deutsch zu reden, und verstehen zu lernen, welches denn besonderlich bei denjenigen geschehen, welche mit denen Deutschen gränzeten, als die in den Königsbrücker, Pulßnitzer, Ruhländer Herrschaften, die an Meißen anstoßen. Sobald ihnen nun die deutsche Sprache bekannt worden, haben die Herrschaften, bei Absterben derer Pfarrer, einen neuen gesetzt, der allein deutsch verstanden, folglich den Gottesdienst allein in deutscher Sprache gehalten hat. Auf diese Weise sind viele wendische Parochien in deutsche verwandelt worden. Wir wollen aber in unserm Verzeichniß nicht allein diejenigen wendischen Kirchspiele anführen, woselbst voritzo noch die wendische Sprache florirt, sondern auch die ehemaligen, die sich noch im 16., 17. und jetzigen 18. Säc. gefunden und mit denen die Veränderung theils ganz, theils größtentheils vorgegangen, doch so, daß wir dieselben mit einem Stern zum Unterschiede derer andern bemerken." Danach bezeichnet Knauth die Oberlausitzer Parochien Kunewalde, Crosta, Großgrabe, Wendisch-Sohland, Bischheim, Burkau, Hermsdorf, Kroppen, Lindenau, Pulsnitz, Ruhland, Schmorka, Schwepnitz, Elstra und See als schon zu seiner Zeit (1767) ganz oder größtentheils germanisirt.

und anderer Quellen können wir die Grenze des wendischen Sprachgebietes für die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts construiren. Sie begann bei dem Dörfchen Goßwitz an der heutigen sächsisch-preußischen Grenze eine Stunde nordwestlich von der Stadt Reichenbach, führte südlich auf Zöblitz, Tollwitz, bis Bischdorf und nahm nun westliche Richtung an. Sie ging weiter über die Stadt Löbau, Alt-Löbau, Oelsa, Dehsa, Kötscha, Kunewalde, Weigsdorf, Worbis, Krosta, Kallenberg, Kirschau, Wilthen, Tautewalde, Naundorf, Tröbigau, Schmölln (östlich von Bischofswerda). Von hier begann die nördliche Richtung zunächst auf Burkau, dann Seuritz, Rindisch, Rehnsdorf, Talpenberg, Ossel, die Stadt Elstra einschließend, Podwitz, Welka, Wohla, Hennersdorf, Bischheim, Schworsdorf, Petershain, Neukirch, Schmorkau, Zietsch, Otterschütz, Rohna, Kroppen (eine halbe Stunde östlich von Ortrand), Burkersdorf bei Ortrand, Lindenau, Tettau nach dem Flecken Mückenberg.

Bis zu dieser Stelle liegen die Parochien von Knauth verzeichnet vor und kann die Grenze zur Reformationszeit von Dorf zu Dorf verzeichnet werden. Nun aber müssen wir uns, in das Gebiet der Niederlausitz bei Mückenberg eintretend, mit allgemeineren, weniger scharfen Grenzlinien behelfen, da hier die Quellen nicht so ausgiebig sind. Von Mückenberg zog sich die Grenze nach Finsterwalde[1]), Bockwitz und Neßdorf; die Dörfer auf der Linie zwischen beiden Städten, sowie Alles weiter östlich gelegene war wendisch, wie das ausführlich aus einer fürstlichen Verordnung vom 15. Juli 1557 hervorgeht, welche die Geistlichkeit in den genannten Orten unter die Oberaufsicht des Pfarrers zu Senftenberg stellte, weil ihr früherer Superintendent in Groß-Händchen nicht wendisch verstand. Von Finsterwalde zog sich die wendische Westgrenze über Sonnenwalde, Weissagk (Wysoku) nach Luckau.

Luckau erhielt schon frühzeitig eine deutsche Bürgerschaft. Das Luckauer deutsche Schöppenrecht, hervorgegangen aus dem gemeinen Rechte des Landes, stand in großem Ansehen. Die Gerichte anderer Städte richteten sich in zweifelhaften Rechtsfällen nach demselben. So 1285 Beeskow; Kalau im 15. und 16. Jahrhundert noch wiederholt. Tuchmacher und Leinweber gaben früh der Stadt eine Bedeutung; mehr und mehr trat der

[1]) Finsterwalde heißt heute noch bei den Wenden Grabin, Sonnenwalde Grožišćo, Kirchhain Kostkow, Golssen Gołišyn, Liebenwerde Rykow, Elsterwende Wikow. Das bezeugt, wie dort das Wendische erst in den letzten Jahrhunderten ausgestorben sein kann, denn sonst würden die deutschen Namen bei den Wenden gang und gebe sein. Aber das Volk bewahrt die alten wendischen Ortsnamen noch auf.

nur ackerbauende Wende zurück. Kein unehelich Geborener wurde in die Zunft aufgenommen, ebensowenig ein Wende, welchen indessen nicht verwehrt war, ihre Handwerke, besonders in den Vorstädten, auszuüben, wie Töpferei, Schuh- und Kleidermachen. Man suchte ihnen aber überall das Fortkommen zu erschweren; einige schlossen sich daher an die Deutschen an, andere zogen sich auf die wendischen Dörfer zurück. Daß im sechszehnten Jahrhundert noch viele Wenden in Luckau und dessen Umgebung wohnten, erhellt aus den Worten des Pirnaischen Mönches, welcher 1530 die Stadt besuchte: „Luckau hat um sich viel windisch volk!“ sowie aus folgender Verordnung des Landvogts v. Schlick um 1550, als die Wenden bei ihm über Bedrückung durch die Deutschen in Luckau geklagt hatten. „Da viel Haß und Verfolgung zwischen den deutschen und wendischen Bürgern und Handwerksleuten in Lukau vorgefallen und mannigfache Klagen vor mir gekommen darüber, daß den Wendischen ihre bürgerliche Nahrung mit Handwerken, Bierbrauen u. s. w. nicht vergönnt worden ist, während sie alle Bürgerpflicht mit Geschoß, Steuern u. s. w. zu tragen haben gleich den Deutschen, habe ich schon vor drei Jahren in Betreff der Schuster einen Ausspruch gethan und verstärke diesen nun für alle Handwerker, daß nämlich die wendischen Handwerksleute, wenn sie genügsame Kundschaft ihrer ehelichen Geburt haben von Vater und Mutter, auch sonst die verachteten Leute nicht sind, so man in redlichen Handwerken pflegt zu tadeln, welche ausdrücklich ausgeschlossen werden, gleich den Deutschen ihre Handwerke und Gewerbe, auch mit Bierbrauen u. dergl. ein jeder nach seinem besten Vermögen treiben mögen vom Rath und den Deutschen ungehindert; die Vorstädter aber, Deutsche und Wenden, sollen sich keines Bierbrauens und Schenkens anmaßen.“ Seit dem Jahre 1600 scheinen die wendischen Familien in der Stadt ausgestorben und ihre Sprache erloschen zu sein; nur in einigen Personennamen haben sich Spuren davon erhalten [1]).

Von Luckau ging die Sprachgrenze, Golssen etwas westlich liegen lassend, auf Buchholz. Diese im Beeskow-Storkower Kreis gelegene Stadt, von den Wenden der Lausitz Bukowina genannt, wurde zu Beginn unseres Jahrhunderts von allen Städten der Mark allein noch mit dem Zunamen „Wendisch“ in den officiellen Schriften benannt und heißt im Volksmunde auch noch jetzt so. Die slawischen Eigennamen erstrecken sich dort auf ein Drittel der Bewohner. (H. Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg, II. 579.) Das deutet jedenfalls darauf hin, daß hier das slawische Ele-

[1]) Vetter, Chronik der Haupt- und Kreisstadt Luckau. Luckau 1871. S. 69.

ment sich länger als in anderen Gegenden der Mark erhielt. — Von Buchholz wandte sich die Sprachgrenze noch bis nach Storkow, 6 Meilen von Berlin. „Storkow hat windisch und dewczß volk," schreibt 1530 Monachus Pirnensis, es war also jene Stadt damals schon gemischt, doch erhielt sich das Wendenthum daselbst noch ein Jahrhundert lang. Beeskow war die nächste wendische Stadt. Noch im Jahre 1610 schreibt der Superintendent für Storkow und Beeskow, M. Treuen, daß er vierzig wendische Kirchen unter seiner Aufsicht habe, von denen jedoch 150 Jahre später der Lübbenauer Pastor Hauptmann keine einzige mehr auffinden konnte, denn sie waren alle verdeutscht. So stark war also noch im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts das wendische Element dicht bei Berlin. Von Beeskow ging die Nordgrenze des Wendischen (nach Jentsch) wahrscheinlich bis Fürstenberg an der Oder, dann südlich, am linken Oder- und Neißeufer hinlaufend, auf Guben. Hier trat sie sogar noch auf das rechte Neißeufer über. Der Pfarrsprengel der Klosterkirche in Guben ist sehr ausgedehnt und erstreckt sich über 14 Dörfer, nämlich Groß-Bösitz, Döbern, Groß- und Klein-Drenzig, Germersdorf nebst der Gertkenmühle, Gubinchen, Mückenberg, Plesse, Sande, Reichenbach, Schenkendöbern, Schöneiche, Wallwitz und Wilschwitz. Dieser Sprengel wurde der Kirche bei der Säcularisation des Klosters 1563 überwiesen, wobei es ausdrücklich heißt, daß die Kirche für die Wendischen Gemeinden bestimmt sei, ein Beweis, daß in allen diesen Ortschaften während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Wendische noch die herrschende Sprache war, wogegen in der Stadt selbst, so weit geschichtliche Ueberlieferungen reichen, seit 1200 stets deutsch gesprochen worden ist. Auch verrathen verhältnißmäßig nur wenige Namen der Einwohner slawischen Ursprung. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Klosterkirche fast nur unter dem Namen der Wendischen bekannt und erst seit 1750 etwa ist diese Bezeichnung erloschen, vermuthlich weil um diese Zeit die Abhaltung des Gottesdienstes in slawischer Sprache aufgehört hat, da nun alle Pfarrkinder deutsch verstanden und deutsch sprachen [1]). Ueber Pförten (Brody)

[1]) Berghaus, Mark Brandenburg, III. 524. Loocke, Geschichte der Kreisstadt Guben, Görlitz 1803, erwähnt über die wendische Sprache in der Stadt und deren Eingehen nichts. So ist es aber in den meisten Lausitzer Stadtchroniken und „historischen Beschreibungen" der Fall. Wir hören davon wenn einer gerädert, wen die Husiten oder Kroaten gemordet, von Pest und Mißgeburten, Fischregen und derlei Dingen, aber ein kulturhistorisch so wichtiges Ereigniß wie das Eingehen der Wendischen Sprache zu verzeichnen, dafür hatten die Herren Chronisten und Historiker damaliger Zeit keinen Sinn.

und Triebel erreichte die wendische Sprachgrenze die Oberlausitz bei Zibelle, das erst zu Beginn unseres Jahrhunderts völlig deutsch geworden ist. Von hier aus können wir wieder bis zur heutigen sächsischen Grenze genau die einzelnen Dörfer (der Oberlausitz) verfolgen. Beindorf, zu Zibelle eingepfarrt, ist hier zur Reformationszeit das erste wendische Dorf der Oberlausitz. Die Grenze verläuft über Bogendorf, Märzdorf, Neudörfel, Wallisch nach der Stadt Priebus, nach Leipa, Sänitz, Daubitz, Teicha, Stannewitsch, Moholz, See bei Niesky[1]), Quitzdorf, Diehsa, Melaune, Meuselwitz und nach Gößwitz an der heutigen sächsischen Grenze, von wo wir ausgegangen. Das ganze Gebiet innerhalb der hier aufgezählten Ortschaften und diese selbst eingeschlossen war zur Zeit der Reformation noch wendisch. Außerhalb desselben finden wir noch zwei kleine wendische, vom Hauptgebiete abgeschnittene Sprachinseln. Zu Pulsnitz (südlich von Kamenz) und Wendisch Sohland nahe der böhmischen Grenze (nördlich von Schluckenau) bestanden nach Knauth wendische Gemeinden, denen auch wendisch gepredigt wurde.

Sprachgrenze um 1750.

In den zwei Jahrhunderten, die von der Reformation bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verflossen, wurde im wendischen Sprachgebiete bedeutend aufgeräumt. Doch zeigt sich auch in dieser Zeit schon, daß das südliche, Oberlausitzer Wendenthum dem deutschen Elemente weit zäheren Widerstand entgegengesetzt, als das nördliche, Niederlausitzer. Der größere Gebietsverlust fällt auf den Norden und Nordwesten, während wir im Süden an einigen Stellen die Grenzen stationär — selbst bis auf den heutigen Tag, finden.

Für die Oberlausitz läßt sich abermals nach Knauth's Verzeichniß für die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze genau feststellen. Wir beginnen wieder bei der Verfolgung derselben im Südosten an der heutigen preußisch-sächsischen Grenze zwischen Reichenbach und Weißenberg und finden sie hier bereits gegenüber der vorigen Periode zurückgeschoben. Sie beginnt jetzt bei Neu-Kunnewitz und geht von da auf Glossen, Buda, Zöblitz, Rosenhain, Wendisch-Paulsdorf nach der Stadt Löbau. Hier beginnt die westliche Richtung. Alt-Löbau, Oelsa, Dehsa sind auch jetzt noch wendisch, wie in der Reformationszeit, aber das Gebiet von Kunnewalde

[1]) Knauth a. a. O. S. 366 gibt an, daß schon zu seiner Zeit (1767) See germanisirt gewesen sei, während Jentsch, Časopis 1851—52, S. 91, angibt, See (wendisch Jesor) sei erst seit dem Reformationsfeste 1817 völlig deutsch geworden.

ist unterdessen germanisirt. Die Grenze läuft nun von Dehsa auf dem Kamm des Lausitzer Mittelgebirges nach Schönberg hin, weiter nach Köblitz, Weigsdorf [1]), Halbendorf, Kirschau, Wilthen, Tautenwalde, Naundorf, Tröbigau, Schmölln. Man sieht, diese südliche Grenzlinie fällt noch fast ganz mit jener aus der Reformationszeit zusammen, und sie hat auch heute, wie wir später zeigen, nur geringe Verluste erlitten. Hier sitzen die Wenden am zähesten, wehren sich am kräftigsten gegen das vordringende Deutschthum, was darin seinen Grund hat, daß an dieser südlichen Grenzlinie (zumal Parochie Groß-Postwitz) eine ganze Reihe sehr national gesinnter wendischer Geistlicher wirkte. Auch schützte die bergige Beschaffenheit des Landes sie vor den Deutschen. Unsere Sprache stand hier still an den waldigen Bergkuppen des Mittelgebirges. Bei Schmölln beginnt die nördliche Grenzrichtung über Schönbrunn, Pohla, Seuritz, Kaschwitz, Ostro, Jauer, Kamenz. Diese Stadt lag damals schon an der Grenzscheide, denn Prietitz, Wiesau, Gelenau waren seit der Reformationszeit germanisirt worden. Westlich war aber Petershain noch wendisch; die Grenze ging von da über Schönbach, Hausdorf, Straßgräbchen, Grüneberg (an der heutigen sächsisch-preußischen Grenze) nach Bernsdorf, Windnitz, Sella, Grünewald, Hohenbucka und Bielen (östlich von Ruhland) an die Grenze der Niederlausitz bei Ruhland.

In Ruhland wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch wendisch gepredigt, wenn auch bei den Städtern selbst die wendische Sprache keineswegs allgemein bekannt war. Der von dort gebürtige Magister Gustav Martini ward nach dem Jahre 1653 als Primarius in seine Vaterstadt berufen „und ihm drei Jahre Zeit gegeben, die wendische Sprache zu erlernen. Da ihm diese Sprache nicht anstund, gab er die Vocation zurück [2])." Jedenfalls saß das Wendische in Ruhland und Umgegend also noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fest, sonst würde man nicht so viel Rücksicht auf dasselbe genommen haben. Die südlich von Ruhland gelegene Parochie Hermsdorf mit den Dörfern Lipsa, Kosel, Janowitz, Zeisholz giebt Knauth jedoch schon zu seiner Zeit (1767) als germanisirt an.

Von Ruhland ging in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Sprachgrenze auf Kalau zu. Nach den mindestens 60 Jahre zurückreichenden Erinnerungen des Herrn Diaconus Müller zu Spremberg (Schreiben vom 29. September 1871) waren zu Beginn unseres Jahrhunderts die nörd-

---

[1]) Diese drei Dörfer waren schon zu Knauths Zeit stark gemischt. a. a. O. S. 355.

[2]) Geschichte der Kreisstadt Guben von Johann Christian Loocke. Görlitz 1803. S. 116.

lich von Ruhland gelegenen Dörfer Naundorf, Tschornagosda, Zschipkau, Klettwitz, Meuro, Drocho und Sallhausen noch als wendische anzusehen, während damals bereits in den westlich von den ebengenannten Dörfern gelegenen Ortschaften: Friedrichsthal, Kostebrau, Sallgast, Dollenchen, Wormlage, das Wendische verklungen war. Ueber diese letzteren dürfen wir daher wohl die äußerste Sprachgrenze um 1750 legen. Um dieselbe Zeit und bis in den Beginn unseres Jahrhunderts bildeten die nach Kalau eingepfarrten wendischen Dörfer die westliche Sprachgrenze: Branko, Gosda, Settinchen, Kabel, Werchau.

Kalau besitzt noch, dem Namen nach, eine wendische Kirche, die um 1520 für die Landgemeinden gegründet wurde. Jetzt wird nur deutsch in derselben gepredigt. Noch 1728 war das Wendische neben dem Deutschen die allgemeine Umgangssprache auch der Stadtbewohner, ja noch bis 1830 soll in der Stadt viel wendisch gesprochen worden sein, und slawische Namen der Familien unter dem Bürgerstande sind heute noch sehr geläufig. Eingepfarrt in die wendische Kirche sind die Dorfschaften Bolschwitz, Bronko, Buchwäldchen, Cabel, Gosda, Lukaitz, Plieskendorf, Schöllnitz, Settinchen, Weißagk, Wercho und Zwieto. In allen diesen Ortschaften ist also das Wendische auch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts noch gesprochen worden. (Berghaus, Mark Brandenburg III. 555.) Von Kalau verlief die Grenze stets in nördlicher Richtung auf Schönfeld und Zerkwitz (westlich von Lübbenau)[1]. Die Germanisirung von Zerkwitz datirt aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts und soll nach Jentsch a. a. O. namentlich das Werk des Lübbener Subdiaconus Hellwig sein, welcher die wendische Pfarrstelle zu Lübben und Zerkwitz 1781 erhielt und 1823 starb. Er selbst hatte erst spät wendisch gelernt und „die Gemeinden waren mit ihm unzufrieden, weil er schlecht wendisch sprach. Er hatte anfangs jeden Sonntag zweimal deutsch und zweimal wendisch zu predigen. Das gefiel ihm nicht lange, darum bemühte er sich, daß er je eher, je lieber die wendische Sprache aus seinen Gemeinden verdrängte. Er begann daher seine Predigt zur Hälfte deutsch und zur Hälfte wendisch zu halten, später hielt er nur die Einleitung wendisch und die übrige Predigt deutsch, und kam zuletzt doch so weit, daß er die letzten Jahre seines Diakonats nicht mehr wendisch zu predigen brauchte". Von Zerkwitz ging um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Grenze über Ragow, Neuendorf, Treppendorf bei Lübben nach Groß-Lubolz und Hart-

[1]) Jentsch, Časopis 1851—1852. S. 104.

mannsdorf. Hier war die nördliche Richtung der Sprachgrenze zu Ende und die östliche begann.

Oestlich von der so eben festgestellten Grenzlinie Ruhland bis Groß-Lubolz bei Lübben hat das Wendische seit 1750 wieder gewaltige Gebietsverluste, meist zu Anfang unseres Jahrhunderts erlitten, wie ein Blick auf die heutige Sprachgrenze ergibt. Für folgende Ortschaften vermag ich in dem in Rede stehenden Gebiete das Datum der Germanisirung annähernd zu fixiren; es knüpft sich fast stets wieder an den Mangel eines wendischen Geistlichen [1]). Reddern (Kalauer Kreis) hat seit 1790 keinen wendischen Pfarrer und 1830 starb dort die Sprache ganz aus. Laasow in demselben Kreise hat seit 1830, als Pfarrer Blütchen starb, keinen wendischen Geistlichen wieder erhalten. Alt-Döbern erhielt nach dem Tode des Magister Aug. Seb. Lehmann († 1814) keinen wendischen Geistlichen wieder. In Prietzen starb 1825 der letzte wendische Pfarrer Bronisch. In Schönfeld (nördlich von Kalau) war um 1795 Pastor Graupner der letzte wendische Pfarrer. In der Senftenberger Stadtkirche wird seit dem Tode des Oberpfarrers Liebusch († 1867) nicht mehr wendisch gepredigt. In der Lübbenauer Kirche predigte zuletzt Pfarrer Stempel († 2. April 1867) wendisch und damit hörte der wendische Gottesdienst auch für die dahin eingepfarrten, jetzt ganz germanisirten Dörfer Leipa, Lehde und Boblitz auf. Um diese Zeit germanisirten sich ferner: Ogrossen, Saßleben, Dobristro, alle in der Kalauer Gegend. In der Stadt Drebkau, deren Umgebung heute noch wendisch ist, wurde bis 1798 jeden Sonntag Nachmittag wendische Predigt für alte Leute und das Gesinde gehalten. Weil sie aber wenig besucht war, wurde sie in diesem Jahre auf Verordnung des Lübbener Consistoriums in Katechismusunterricht verwandelt und ist seitdem ganz eingegangen [2]).

In Lübben ist das Wendische mit Schluß des vorigen Jahrhunderts ausgestorben. Im letzten Drittel desselben wurde beim Gottesdienste zum wenigsten der Glaube noch wendisch gesungen und der Anfang der Predigt wendisch gehalten [3]). Nach einer gefälligen brieflichen Nachricht des Herrn Vice-Generalsuperintendenten Wahn zu Lübben war der letzte Prediger, welcher daselbst in der Landkirche noch wendischen Gottesdienst gehalten,

---

[1]) Schreiben des Herrn Pfarrers Bronisch zu Prietzen vom 1. Dezember 1871 und Jentsch a. a. O. S. 104 ff.

[2]) Merkel, Erdbeschreibung von Chursachsen VI. S. 308.

[3]) Merkel, Erdbeschreibung von Chursachsen VI. 289. Jentsch, Časopis 1853—54. S. 104.

der Diaconus Fritze († 1790); sein Nachfolger Maltusch hat 1791 seine Probepredigt nur noch deutsch gehalten, ohne daß in den Ephphoralakten ein Einspruch dagegen seitens der Gemeinden erhoben worden wäre. Das Wendische war damals auf den Dörfern um Lübben im vollständigen Absterben, obgleich noch bis heute dort in der Gegend einzelne alte Leute etwas wendisch verstehen. Die Dörfer bei Lübben, für welche 1790 als Todesjahr der wendischen Sprache angesetzt werden kann, sind: Steinkirchen, Neuendorf, Treppendorf, Groß-Lubolz, Klein-Lubolz, Hartmannsdorf, Radensdorf und Frauenberg.

Der ganze Spreewald östlich von Lübben und Lübbenau war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch vollständig wendisch, heute aber nur noch zum kleinern Theil, denn die größere nördliche Hälfte hat sich unterdessen germanisirt. Von Hartmannsdorf bei Lübben ging die Grenze auf Radensdorf und von da auf Lieberose zu. Die Landkirche in diesem Städtchen hieß bis vor nicht langer Zeit noch die wendische; es findet sich nicht verzeichnet, wann daselbst der wendische Gottesdienst für die Dörfer Below, Blasdorf, Doberbus, Groschzschen, Jamlitz, Lamsfeld, Liebitz, Münchhof und Staakow, die dorthin eingepfarrt sind, eingegangen ist; aber vor hundert Jahren sprach man dort noch wendisch. Grenzdörfer waren: Lamsfeld, Doberbus, Groschzschen, Jamlitz, Staakow, von wo die Grenze nach der Colonie Schönhöhe verlief, die heute noch wendisch ist und den nördlichsten Punkt der wendischen Sprache bezeichnet. Wie heute noch verlief dann die Grenze vor 100 Jahren über Wüst-Drewitz, Jänischwalde, Horno zum linken Neißeufer und an diesem hin auf die Stadt Forst zu.[1])

In der Umgebung von Forst waren im 17. Jahrhundert die Dörfer noch alle wendisch und in der „Landkirche“ dieser, übrigens von Anfang an deutschen Stadt — welche als Stadt seit dem 14. Jahrhundert unter den Biebersteinen zu blühen begann — wurde für die Bauern der Umgebung wendisch gepredigt. Ausdrücklich heißt es, daß am 12. Jänner 1660 die wendischen Kirchengemeinden Koine, Scheuno, Berge, Altforst (Vorstadt von Forst) und die Hufner bei Forst sich an den Superintendenten Römer gewandt hatten, damit die Nachmittagspredigten in ihrer Kirche wieder hergestellt werden.[2]) Die Kirchen in Forst sind oft abge-

---

[1]) Jentsch a. a. O. S. 106.

[2]) Schneider, Chronik der Stadt und Standesherrschaft Forst. Guben 1846, S. 256. Am Schlusse dieser Chronik, die übrigens auch das Wendenthum nur wenig berücksichtigt, findet sich eine ganz gute Erklärung der wendischen Ortsnamen bei Forst.

brannt; dann wurde für Stadt- und Landgemeinde der Gottesdienst in der übrig gebliebenen Kirche gemeinschaftlich und wohl nur deutsch gehalten — bei einer solchen Gelegenheit mag es im 18. Jahrhundert gewesen sein, daß der wendische Gottesdienst ganz aufhörte. In dem Dorfe Mulknitz, ½ Meile nordwestlich von Forst, wurde noch bis 1825 wendischer Gottesdienst gehalten.[1]) Dem linken Neißeufer folgend ging um 1750 dann die Grenze über Koine, Bademäusel über Särchen nach Zibelle und Beinsdorf, wo die Grenze der Oberlausitz erreicht wurde.[2])

Zibelle mit Beinsdorf, Rosenitz, Schönborn, Bogendorf, Merzdorf, Wendisch-Muska war noch zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts eine wendische Parochie. Der letzte wendische Prediger derselben war Johann Samuel Jentsch, von 1783—1811 Diakonus daselbst.[3]) Die Sprachgrenze ging von Beinsdorf auf Bogendorf, Merzdorf, Neudörfel, Dubrau, überschritt bei Pechern die Neiße, lief auf Daubitz, Teicha, Stannewitsch nach Kosel. Von diesem Kirchdorf wissen wir,[4]) daß hier 1819 der letzte wendische Geistliche Christoph Lorenz starb. Nach ihm kam Johann Karl Gottlob Hilbenz, ein geborener Bautzner, der in das Kirchenbuch folgende Bemerkung einschrieb: „daß am 5. Februar 1820 von der königlichen Regierung in Liegnitz ein Rescript gekommen sei, welches den wendischen Gottesdienst verboten habe, weil es nur sehr wenige Wenden in der Parochie gegeben habe.“ Von Kosel lief die Grenze — immer südliche Richtung einhaltend — auf Petershain, Horscha, Kolm, Thräna, Krischa, Tetta zur heutigen sächsischen Grenze bei Neu-Kunewitz, von wo wir ausgingen.

Sprachgrenze im 19. Jahrhundert.

Erst in unserm Jahrhundert, als der Sinn für Nationalität erwachte und ethnographische Fragen allgemein zu interessiren anfingen, wandte man den Wenden von Seiten der Forscher mehr Aufmerksamkeit zu und begann das wendische Sprachgebiet festzustellen. Aelter als dreißig Jahre sind diese Bestrebungen indessen auch nicht. Voran gingen Slawen, denen, zur Zeit als die slawische Welt sich wieder zu fühlen begann, der abgelegene, im Dahinschwinden begriffene Ast ihrer Nationalität wieder erinnerlich wurde. Die bisher publicirten kartographischen Darstellungen des wendischen Sprachgebiets sind folgende:

---

[1]) Mittheilung des Herrn F. Karstedt in Groß-Tschaksdorf bei Forst.

[2]) Jentsch a. a. O. S. 106.

[3]) Jentsch Časopis 1851—52. S. 91.

[4]) Jentsch a. a. O. S. 91.

1. Slovanský Zeměvid od P. J. Šafařika v Praze 1842. In: Slowanský Národopis. Sestawil P. J. Šafařik. Der Maßstab der Karte, welche das ganze slawische Sprachgebiet umfaßt, erlaubt keine specificirte Angabe der wendischen Sprachgrenze. Das Ganze hat heute nur als erster Versuch seinen Werth; in den Einzelheiten ist Schafařiks Karte seitdem längst überholt und namentlich gezeigt worden, wie er im slawischen Interesse fast überall zu weit greift. Was speciell das Gebiet der Wenden betrifft, so ist es um etwa ein Viertel zu groß gezeichnet; denn 1842 ging das Wendische nicht mehr in Norden bis Lübben und Lieberose, und gar im Süden, wo Schafařik es bis an die böhmische Grenze hinzieht, war schon weit über hundert Jahre lang südlich vom Lausitzer Mittelgebirge (bei Kunewalde) die wendische Sprache verklungen. Auch aus dem Texte (dritte Auflage, Prag, 1849, Kapitel 3, S. 100—104) geht hervor, daß Schafařik das wendische Sprachgebiet viel zu sehr ausdehnte.

2. Serske Horne a Delne Lužicy, 1843 von J. E. Smoler publicirte wendische Sprachkarte (auf Grundlage der Reymann'schen Karte) in „Volkslieder der Wenden in der Ober- oder Niederlausitz von L. Haupt und J. E. Schmaler" (2 Bde. Grimma 1841—1844). Enthält die vollständige Angabe sämmtlicher wendischer Ortsnamen und die äußerste Grenze, bis zu welcher damals das wendische Sprachgebiet überhaupt reichte, so daß selbst sehr schwach gemischte Orte noch in den Bereich der Grenze einbezogen wurden. Für den damaligen Standpunkt sehr zuverlässig und auch heute noch wichtig, um den Gebietsverlust zu zeigen, welchen die wendische Sprache innerhalb 30 Jahren (namentlich in der Niederlausitz) erlitt.

3. Im Jahre 1844 wandte sich der sächsische Alterthumsverein auf Anregung des gegenwärtigen Königs Johann an die sächsische Kreisdirektion zu Bautzen, um diese zur Aufnahme der wendischen Sprachgrenze in Sachsen zu veranlassen. Bereitwillig entsprach diese dem Wunsche und übersandte ein Verzeichniß derjenigen sächsischen Dörfer, in welchen die wendische Sprache noch herrschend war. (Mitth. des k. s. Vereins für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer. 1846. III. S. 72.) Die Kreis direktion bemerkt dabei, „daß die Parochialeintheilung zum Anhalten genommen werden mußte, weil, da in allen anderen Beziehungen, z. B. vor Gericht und allen anderen obrigkeitlichen Verhandlungen der Gebrauch der wendischen Sprache nicht üblich ist, und nur ausnahmsweise vorkommen kann, zur Beurtheilung der Nationalangehörigkeit der Bewohner eines Ortes

ein anderes Kriterium als die öffentliche Gottesverehrung und die dabei übliche Sprache kaum zu finden sein dürfte. Die Kreisdirektion bemerkt weiter, daß von der Sprachgrenze aus nach dem innern wendischen Gebiete das Deutsche mehr und mehr vordringe „und so liegt die Vermuthung, daß der Gebrauch der wendischen Sprache sich auch fernerhin auf immer engere Grenzen beschränken werde, um so näher, als einerseits der früher seltene Gebrauch der deutschen Sprache bei dem Unterricht in den Schulen wendischer Orte jetzt allgemein ist und auf die Befähigung der Wenden zum mündlichen und schriftlichen deutschen Ausdrucke abzweckt, andererseits die Wenden, eben weil man keinen Zwang anwendet, sie zu germanisiren, selbst Geneigtheit und Bestreben zeigen, sich deutsche Sitte und Bildung anzueignen."

4. Lužyce od reformacji do 1861 roků (die Lausitz von der Reformation bis zum Jahre 1861) in Rys Dziejów Serbo-Lužyckich przez W. Bogusławskiego (Petersburg 1861 beim Verfasser). Richtet sich wesentlich nach der Schmaler'schen Karte, und obgleich 1861 schon vieles germanisirt war, was 1843 noch als wendisch galt, behält Bogusławski doch die alten Grenzen bei. Richtig gibt Bogusławski Horno (Rogow) in der Niederlausitz (Kottbuser Kreis) gegenüber Schmaler noch als wendisch an. Durchaus fehlerhaft aber ist, daß er 1861 das Gebiet von Kunewalde noch dem wendischen Gebiet einverleibt, das schon länger als hundert Jahre germanisirt ist. Auch läßt er — weiter als Schmaler — das wendische Gebiet noch bis nördlich von Lübbenau gehen, was gleichfalls nicht zutrifft.

Gegenüber theils veralteten und für den heutigen Standpunkt nicht mehr zutreffenden Angaben über die wendische Sprachgrenze, theils unrichtigen Darstellungen und im Zusammenhang mit meinen Bestimmungen über die Sprachgrenze in der Mitte des 16. und Mitte des 18. Jahrhunderts hielt ich es für geboten, auch die heutige Sprachgrenze genau von Ort zu Ort aufzunehmen. Bei meinen wiederholten Reisen in der Lausitz habe ich einen großen Theil derselben persönlich begangen und für die Ausfüllung der Lücken vortreffliche Gewährsmänner gefunden. In dieser Beziehung bin ich zu Dank verflichtet den Herren: Archidiaconus Burscher zu Kottbus, Diaconus Müller im Spremberg, Pastor Bronisch zu Prietzen, F. Karstedt zu Groß-Tschacksdorf, Pastor Broske zu Krischa, Pastor Raede in Muskau, Pastor Delank in Creba, Vice-Generalsuperintendent Wahn in Lübben, Oberförster Walde zu Wuischke am Tschernabog.

Die Sprachgrenze, wie ich sie solchergestalt für das Jahr 1872 festgesetzt habe, gibt ein Bild der **äußersten** Ausdehnung der wendischen

Sprache, denn einbezogen sind selbst solche Dörfer, in denen noch ein Viertel bis ein Fünftel der Einwohner das Slawische als häusliche Umgangssprache gebrauchen. In der That aber ist das ganze Gebiet gemischt — abgesehen von den rein deutschen Sprachinseln der Städte. Würde man nun in der Art, wie dies z. B. Bilz bei seinen Sprachkarten Siebenbürgens oder Richard Böckh in seiner Sprachenkarte Preußens thaten, die Procentsätze der wendisch oder deutsch redenden Bevölkerung der Lausitz nach Kreisen und Bezirken eintragen, so würde der heute noch bestehende Kern des Wendenthums ein zwar ausgedehnteres, aber auch weit abgeschwächteres Bild darbieten, da in vielen Kreisen und Bezirken das Deutschthum stark überwiegt, in manchen das Wendenthum gar nur einige Prozent einnimmt. Gegenüber dieser mehr statistischen Darstellung ziehe ich jedoch die geographische vor, da diese uns ein deutlicheres Bild der Ausdehnung des Sprachgebiets vor Augen führt. Ich erwähne dies, um davor zu warnen, als ob auch das ganze Gebiet, das ich als heute noch wendisch bezeichne, auch rein wendisch sei. In der That ist es jedoch ein stark gemischtes, worüber die weiter unten mitgetheilten statistischen Daten Auskunft geben.

Die heutige Sprachgrenze wird durch folgende Dörfer bezeichnet. Sie beginnt bei dem nur zur Hälfte wendischen Maltitz (Malečicy) am Löbauer Wasser, südöstlich von dem deutschen Städtchen Weißenberg an der sächsisch-preußischen Grenze, geht südlich auf Nostitz (Nosacicy), Trauschwitz (Drašičy), Krappe (Krapow), nach dem gemischten zur Hälfte deutschen Kittlitz (Ketlicy), Lauche (Luchow), nach Nechen (Nechan) und Oelsa (Wolšinka). Auf dieser $1\frac{1}{2}$ Meilen langen Strecke von Maltitz bis Oelsa hält die Sprachgrenze im Allgemeinen eine südwestliche Richtung ein. Mit meiner Angabe stimmt die Aufnahme der sächsischen Kreisdirection von 1844, dagegen bezeichnet Schmaler auf seiner Sprachkarte östlich von der Linie Maltitz-Oelsa eine Reihe Dörfer als wendisch, die es heute entschieden nicht mehr sind, nämlich: Lautitz (Luwocicy), Oppeln (Wopalen), Unwürde (Wujer), Gorbitz (Khorecy), Alt-Löbau (Stary Lubij). In allen diesen Dörfern gibt es nur noch einzelne Leute, die wendisch reden können. Oelsa ist das einzige nach Löbau eingepfarrte wendische Dorf, um dessenwillen in jener Stadt auch noch wendischer Gottesdienst abgehalten wird. Bei dem letzten Wechsel des Pfarrers in Löbau kam es zur Sprache, ob man den wendischen Gottesdienst eingehen lassen solle oder nicht. Man entschied sich mit Rücksicht auf Oelsa und die wendischen Dienstboten in der Stadt für Beibehaltung desselben.

Von Oelsa nimmt die Sprachgrenze nun eine vorherrschend westliche

Richtung an. Sie geht auf Großdehsa (Wulki Dažin) und läuft über das Lausitzer Mittelgebirge hinweg, über den Hochstein, Mittelberg, Tschernebog, Bielitzer Berg auf Kosel (Kozlje) zu. Alles nördlich von den genannten Bergen ist wendisch, südlich davon deutsch. Diese Berge machen überhaupt die einzige natürliche Grenze zwischen wendischem und deutschem Sprachgebiet aus und hinderten hier entschieden, das Vordringen des letzteren. Südlich von diesen über 1000 Fuß hohen Bergen liegt das schon vor 1767 germanisirte Gebiet von Kunewalde und Krosta. Von Kosel geht die Sprachgrenze auf Eulowitz (Jiłocy), nach Halbendorf (Bohow), das bereits mehr als gemischt ist und wohl zu den germanisirten Wendendörfern gestellt werden muß; das Gleiche ist der Fall mit Bederwitz (Bedrusk), Rodewitz (Rozwodecy), Klein-Postwitz (Bojswocy), Wilthen (Welecin). Diese vier zuletzt genannten sind stark gemischt; südlich von ihnen Kirschau (Korzym), auf Schmalers Karte noch wendisch, ist heute germanisirt. An Wilthen schließt sich nordwestlich als wendisches Dorf an: Irgersdorf (Helgerecy), weiter Arnsdorf (Warnacicy), Dretschen (Drečin), das gemischte Diehmen (Demjany), das halb deutsche Gaußig (Huska) und Demitz (Demicy) an der Dresden-Bautzener Eisenbahn. Hier beginnt die Sprachgrenze eine nördliche Richtung einzuschlagen. Südlich von der Linie Wilthen-Demitz führt Schmaler wieder eine Reihe Ortschaften noch 1843 als wendisch an, die heute germanisirt sind, nämlich: Tautewalde (Tucicy), Neundorf (Nowa wes), Tröbigau (Třebichow), Schmölln (Smjelna).

In Demitz schlägt nun die Sprachgrenze auf etwa 11 Meilen hin (bis über Vetschau) eine vorherrschend nördliche Richtung ein. Es folgen von Süden nach Norden: Wölkau (Welkowy), Stacha (Stachow) — von dem westlich das jetzt germanisirte Pohla liegen bleibt — Taschendorf (Ledžborcy), Ujest (Wujezd), Bocko (Bukow) Ostro (Wostrow), Jauer (Jawora), Miltitz (Miłkecy), Nebelschütz (Nebelčicy), Deutsch-Baselitz (Njemske Bazlicy) östlich von Kamenz. In dieser Stadt selbst wird noch wendischer Gottesdienst abgehalten; auch wohnen in den beiden Dörfern Bernbruch (Barbuk), Jesau (Ježow) nördlich und östlich von Kamenz noch einige Wenden, namentlich in letzterm. Von Deutsch-Baselitz geht die Sprachgrenze weiter auf Tschorna (Čorna), Schiedel (Pšidoł), Weißig (Wusoka), Lieska (Ljeskej) an die sächsische Grenze.

Bei Zeißholz (Čisowa) tritt die Sprachgrenze nach Preußen, Regierungsbezirk Liegnitz, über. Sie läuft fort auf Schwarz-Kolmen (Čorny Khołmc), Laute (Luta), Groß-Koschen (Košina), Buchwalde (Bukojna), Senftenberg (Zły Komarow). In diesem deutschen Städtchen wird für

einige dorthin eingepfarrte Dörfer wendisch gepredigt. Auch müssen die Dörfer Niemitsch und Peikwitz südlich von Spremberg, die westlich von der eigentlichen Sprachgrenze liegen, noch als gemischt angesehen werden, obwohl das Wendische auch hier stark abnimmt.

Von Senftenberg bis nach Drebkau zieht sich nun eine Reihe gemischter Ortschaften, in denen nur unregelmäßig wendischer Gottesdienst stattfindet, oder wo schon blos deutscher abgehalten wird. Trotzdem herrscht in der Umgangssprache noch immer das Wendische, ist aber ersichtlich in der Abnahme begriffen, wie denn überhaupt an der Westgrenze und besonders auf der Strecke von Senftenberg bis Vetschau die bedeutendste Abnahme des Wendischen zu beobachten ist. Schon in Lauta, südöstlich von Senftenberg, wird nur noch zuweilen wendisch gepredigt; in Wendisch-Sorno, nordöstlich von Senftenberg, ist nur deutscher Gottesdienst. Von Senftenberg zieht die Sprachgrenze nördlich auf das gemischte Rauno (Rowna) nach Groß-Räschen (Ran), wo nur zuweilen noch wendischer Gottesdienst gehalten wird, auf Woschko (Wośkow), Kunnersdorf (Kosobuz), Buchholz (Bukowina), Greiffenhayn (Malin). Das zu diesem Kirchdorfe gehörige Filial Ressen (Rašiny) ist fast ganz germanisirt. Radensdorf (Radowašojce) ist noch fast ganz wendisch. Drebkau (Drjowk), das nun folgt, ist ein deutsches Städtchen; westlich davon ist nur das Dorf Gollscho (Golašow), noch als gemischt anzusehen.

Aber auch östlich von der gemischten Grenzstrecke Senftenberg-Drebkau liegt um die industrielle deutsche Stadt Spremberg herum ein gemischtes Gebiet, indem hier die deutsche Industriebevölkerung sich über die Dörfer des Spremberger Kreises ausdehnt. Hiedurch wird es auch erklärlich, daß H. Kiepert auf seiner kleinen Sprachkarte von Deutschland, von Westen her bis nach Spremberg eine deutsche Sprachzunge vorgehen läßt. In der That handelt es sich hier aber gegenwärtig um gemischte, stark in der Germanisirung begriffene Dörfer. Die in den Fabriken Sprembergs beschäftigten Wenden haben sich fast ganz germanisirt und westlich von der Spree wird in den beiden Parochien Jessen (Jasen) und Groß-Bukow (Bukow) des Spremberger Kreises nur deutsch gepredigt und damit die Germanisirung beschleunigt.

Auf Schmalers Karte sind noch die drei westlich von Senftenberg gelegenen Dörfer Horlitz, Zschipkau und Sauo als wendische 1843 verzeichnet. Sie sind heute germanisirt. In Zschipkau gibt es noch vereinzelte alte Leute, die wendisch sprechen können.

Verfolgen wir nun wieder die Sprachgrenze von Drebkau nach Norden

zu,. so stellt sich abermals ein starker Verlust des wendischen Gebietes nach Westen hin heraus. Sie geht von Gollscho auf Illmersdorf, Kockrow (Kokrjow), Krischow Kšišow, das zu $^2/_3$ bereits deutsch ist, Eichow (Dube), Weißag (Husoka), nach Suscho (Zušow) bei dem Städtchen Vetschau (Wjetšow), das selbst ganz deutsch ist, in dem aber wendischer Gottesdienst gehalten wird. Dann ist Radusch (Raduš) der nordwestlichste Punkt des ganzen wendischen Sprachgebietes.

Auf der eben bezeichneten Strecke von Drebkau nach Radusch ist seit 1843 ein ganz bedeutender Verlust des wendischen Sprachgebietes zu verzeichnen, der auf den Kalauer Kreis entfällt. Germanisirt sind seitdem die Dörfer Göritz, Kassel, Gräbendorf, Laasdorf, Reddern, Prottkowitz, Wüstenhahn, Laasow, Briesen, Tornitz, Missen, Jaischen, Bolschwitz, Repten, Lobendorf, Koswig, Kalkwitz, Dubrau, Göritz bei Vetschau, Kahnsdorf, Böblitz, Leipa und Lehde. Letztere drei sind nach Lübbenau eingepfarrt, wo seit 1867 kein wendischer Gottesdienst mehr gehalten wird.

Von Radusch ab wendet sich die Sprachgrenze die Spree überschreitend und durch den Spreewald gehend, nach Osten. Das zerstreute Dorf Burg (Burk, Grod), die Colonien Schmogrow und Sakasne, Fehrow (Prjawoz), Drachhausen (Drjanow), der vorgeschobene Posten Schönhöhe und Wüst-Drewitz (Drejce) bezeichnen die nördliche Grenze des Sprachgebietes.

Von Wüst-Drewitz an beginnt die südliche Richtung der Sprachgrenze. Sie geht auf Jänschwalde (Janšojce), Radewiese (Radojz), Horno (Rogow). Hier ist die Bevölkerung noch vorwiegend wendisch, obwohl seit 40 Jahren kein wendischer Prediger angestellt ist, weßhalb Schmaler auch wohl diesen in der That noch wendischen Ort als deutsch bezeichnet. Ferner über Heinersbrück (Most), Gretsch (Grožišćo), Klinge (Klinka), Kathlow (Koltow), Sergen (žargon), Gablenz (Jabłon), Gahry (Gare), (das auch bei Schmaler als deutsch erscheint, aber noch vorherrschend wendisch ist), nach Trebendorf (Trebjece) zur Grenze des Kreises Kottbus gegen den Kreis Spremberg. Oestlich von der hier bezeichneten Grenze ist im Lauf unseres Jahrhunderts das noch bei Schmaler als wendisch bezeichnete Dubrau germanisirt worden. Deutsch sind im Kreise Kottbus die Städte Peitz und Kottbus. Die nach letzterer Stadt eingepfarrten Dörfer sind fast alle rein wendisch, mit Ausnahme von Branitz, das stark gemischt ist. In der nördöstlich von Drebkau gelegenen Parochie Schorbus wird seit 1869 gar nicht mehr wendisch gepredigt; ebenso in Leuthen. In Sachsendorf bei Kottbus überwiegt das Deutsche, was natürlich erscheint, da es sich um

eine 1785 unter Friedrich dem Großen angelegte Kolonie handelt, zu der die Ansiedler aus Sachsen berufen wurden.

Stark gemischt mit Deutschen sind noch die Dörfer Madlow und Wintdorf innerhalb des wendischen Sprachgebietes des Kottbuser Kreises. Dagegen wird in den beiden Parochien Dissen und Sylow gar nicht deutsch gepredigt.

Südlich von Trebendorf tritt die Sprachgrenze wieder in den Sprem-berger Kreis nach Horno (Lješće) über, geht auf Bohsdorf (Bošojce), Reuthen (Rusi), Horlitz (Worlice), Wolfshain (Sisej), Tschernitz (Čersk), Zschorne (Čorna) und nach Berg (Hora) bei Muskau (Mužakow). Diese Stadt ist wieder deutsch, doch wird daselbst für die eingepfarrten wendischen Dörfer wendischer Gottesdienst gehalten. Oestlich von der eben bezeichneten Linie sind die Parochien Kölzig und Dubrauke, beide bei Schmaler noch als wendisch verzeichnet, fast vollständig germanisirt. In Dubrauke wird seit vierzig Jahren nicht mehr wendisch gepredigt.

Noch vor 30 Jahren sprach man am rechten Neißeufer in den östlich von Muskau gelegenen Dörfern Köbeln, Braunsdorf, Lucknitz und Kutschig vorherrschend wendisch. Sie sind heute fast ganz germanisirt und dadurch ist der letzte Wendenrest am rechten Neißeufer verschwunden.

Von Muskau ab springt das wendische Sprachgebiet, am linken Neiße-ufer aufwärts ziehend etwas nach Osten hin vor, Sagar (Zagor) und Skarbersdorf (Skarbiżeci) sind die beiden überhaupt am weitesten nach Osten vorgeschobenen wendischen Dörfer. Bei letzterem verläßt die Sprach-grenze die Neiße wieder und läuft südwestlich auf Brand (Spalene), Heide (Hola) und erreicht bei Zweibrück (Zamosty) den weißen Schöps. Moch-holz (Mochołc) und Viereichen (štyri duby) sind noch wendische Dörfer an diesem Flüßchen; weiter aufwärts sind aber Hammerstadt, Werda, Rietschen und Daubitz in den letzten 30 Jahren völlig germanisirt. Ebenso Prauske und Neu-Liebel südlich vom weißen Schöps.

Von Viereichen am weißen Schöps läuft die Grenze nun südlich auf Alt-Liebel (Stary Luban), Nappatsch (Napač), Zschernske (Černsk), Creba (Krebja), in dem ein Viertel der Bewohner deutsch ist, Neudorf (Nowa wes), Mücka (Mikow), Petershayn (Hósnica 3/4 Wenden), Horscha (Horsow 3/4 Wenden), Stein-Oelsa (Kamentna olšinka 2/3 Wenden), Groß-Radisch (Račow 1/3 Wenden), Thraena (Drěnow 3/4 Wenden), Jerchwitz Jerchecy 4/5 Wenden), Krischa (Kšišow 1/2 Wenden) zur sächsischen Grenze bei Maltitz.

Oestlich von der eben bezeichneten Linie ist noch Kolm als in der

letzten Zeit germanisirt zu nennen. Nur noch ein Fünftel der Bewohner sind Wenden, ferner Tetta, ein Filial von Krischa, in dem noch ein Sechstel Wenden wohnen. Krischa und Tetta sind die einzigen wendischen Dörfer des Görlitzer Kreises.

Innerhalb dieses heute noch wendischen Gebietes bilden die Städte deutsche Sprachinseln und erstreckt sich von ihnen aus die deutsche Sprache mehr und mehr auf die umliegenden Dörfer. Es ist hier in der Lausitz umgekehrt wie in anderen Ländern, wo deutsche Städte als Sprachinseln bestehen oder bestanden. In den Ostseeprovinzen ist der nationale Bestand der deutschen Städte bedroht; in Ungarn ist vom platten Lande her eine große Anzahl deutscher Städte magyarisirt worden, und in Böhmen sind Städte, die man gewohnt war, als deutsche anzusehen, wieder tschechisirt worden, weil die Umwohner Tschechen waren. Aber das Wendenthum der Lausitz ist zu schwach, in numerischer wie geistiger Beziehung, um irgend einen Einfluß je auf die deutschen Städte seines Gebietes ausüben zu können. Die größeren Städte wie Bautzen, Kottbus, Spremberg waren von allem Anfang an ganz deutsch und die kleineren waren stets gemischt. Außer den drei erwähnten sind noch Peitz, Drebkau, Senftenberg, Muskau, Weißenberg, Wittichenau und Hoyerswerda deutsche Sprachinseln im wendischen Gebiete.

Hoyerswerda, ein kleines Ackerstädtchen, war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch national=gemischt; im Gottesdienst daselbst standen die Deutschen sogar hinter den Wenden zurück, welche den ersten Rang in der Kirche einnahmen. „Es gehöret die Hauptkirche denen Wenden, und wird darinnen alles wendisch geprediget, außer Sonntags und hohen Festtags, Früh von 5 bis 7 Uhr, zu welcher Zeit von denen Diaconis eine teutsche Predigt über die gewöhnlichen Sonntags= und Festepisteln abgelegt wird.“ Neben der Hauptkirche wurde erst im 17. Jahrhundert für die deutsche Gemeinde eine kleine Kapelle eingerichtet. „Denn nachdem sich die teutsche Gemeinde vermehret, hat sich solche darauf — also im 17. Jahrhundert — von denen Wendischen abgesondert, unbeschadet nach der alten Verfassung derer Accidenzien für die Diakonen.“ [1])

---

[1]) Historischer Schauplatz oder Chronika und Beschreibung der pp. Stadt Hoyerswerda. Von Salomon Gottlob Frentzeln. Leipzig und Budissin 1744. S. 17, 19.

Volkszahl der Wenden.

Genau statistische Aufnahmen der wendisch redenden Bevölkerung der Lausitz reichen nur dreißig Jahre zurück, aber auch für diese kurze Zeit läßt sich aus den Aufnahmen feststellen, wie das Wendenthum in der Abnahme begriffen ist, und zwar in weit höherem Maße in Preußen als in Sachsen, wo das Wendische mehr berücksichtigt wurde und die ungemein germanisirend wirkende allgemeine Wehrpflicht neueren Datums ist. Nachstehende Tabellen zeigen die Anzahl der Wenden in Preußen 1843 bis 1861 und in Sachsen 1849 bis 1871, sowie deren Verhältnisse gegenüber den Deutschen, ihre Vertheilung nach Kreisen resp. Bezirken und ihre Anzahl überhaupt.

Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1843	Kreis Hoyerswerda . .	28,718	12,074	15,644	561
	„ Rothenburg . .	42,891	28,624	14,267	333
	„ Görlitz (Lauban, Bunzlau ꝛc.) . .			490	
	preußische Oberlausitz .			30,401	
	Kreis Kottbus . . .			33,703	
	„ Spremberg . .			9,183	
	„ Kalau			12,563	
	„ Lübben . . .			1,048	
	„ Sorau			3,277	
	„ Guben			451	
	„ Luckau			41	
	preußische Niederlausitz .			60,266	
	Wenden überhaupt 1843 in Preußen . . .			90,667	
1849	In der preuß. Oberlausitz			31,635	
	In der preuß. Niederlausitz			60,797	
	Wenden überhaupt 1849 in Preußen . . .			92,432	

Königreich Preußen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1861	Kreis Hoyerswerda . .	31,169	13,959	17,210	552
	„ Rothenburg . .	50,010	35,258	14,745	295
	„ Görlitz (Lauban, Bunzlau ꝛc.) . .	110,661	110,282	379	—
	preußische Oberlausitz .	191,840	159,499	32,334	169
	Kreis Kottbus . . .	58,449	24,867	33,582	425
	„ Spremberg . .	17,857	9,309	8,518	469
	„ Kalau	46,897	39,910	6,987	149
	„ Luckau, Lübben, Sorau, Guben .	201,307	200,523	784	4
	preußische Niederlausitz .	324,510	274,609	49,871	154
	Wenden beim Militär und zerstreut lebend .			1,238	
	Wenden überhaupt 1861 in Preußen . . .			83,443	

In den Jahren 1867 und 1871 ist die Anzahl der Wenden in Preußen nicht aufgenommen worden. Die Zählung von 1858 aber ergibt bezüglich der Wenden der Niederlausitz unrichtige Resultate. Denn, während in jenem Jahre die drei preußischen Oberlausitzer Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz mit einer den Zählungen der übrigen Jahre entsprechenden Gesammtsumme von 32,581 Wenden figuriren, ergibt sich für die Niederlausitzer Bezirke eine solche von 76428 Wenden, mithin von 109,009 Wenden in Preußen überhaupt. Es bezieht sich dies namentlich auf die Kreise Sorau und Lübben. „Die hohen Zahlen, sagt Böckh [1]), welche für diese beiden Kreise in den Aufnahmen von 1858 erscheinen, rühren von abweichender Auffassung des Gegenstandes bei der Aufnahme

[1]) R. Böckh, der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet. S. 104.

her; denn wir haben es hier offenbar mit Ermittelungen oder Schätzungen zu thun, welche sich auf die Abstammung der Bevölkerung beziehen, wie auch die in diesem Bezirke ermittelte Zahl als die der „Nachkommen der Sorben und Wenden“ bezeichnet ist.“ Wo es sich aber wie hier, um die Feststellung der thatsächlich noch wendisch redenden Bevölkerung, nicht deren Abstammung handelt, können die Zahlen für 1858 nicht in Betracht gezogen werden. Jedenfalls ist es zu beklagen, daß in Preußen seit 1861 keine Aufnahme der wendischen Bevölkerung stattfand, da diese noch schlagender, als es jetzt geschehen kann, die Abnahme des Wendischen statistisch nachweisen würde.

Königreich Sachsen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl			Wenden pro mille
		überhaupt	Deutsche	Wenden	
1849	Bezirk Bautzen . . .	96,999	60,616	36,383	375
	„ Kamenz . . .	13,678	13,611	67	5
	„ Löbau . . .	151,299	142,995	8,304	55
	„ Stolpen . . .	28,613	25,798	2,824	99
	Uebriges Sachsen . .	1,603,842	1,602,203	1,639	1
	Zusammen	1,894,431	1,845,214	49,217	26
1861	Bezirk Bischofswerda .	20,965	19,323	,624	75
	„ Bautzen . . .	37,108	13,960	23,148	623
	„ Kamenz . . .	23,567	15,720	7,847	333
	„ Königswartha .	7,405	1,020	6,385	860
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz .	45,676	45,450	226	5
	„ Schirgiswalde .	16,660	14,464	2,196	133
	„ Löbau . . .	27,246	23,157	4,089	150
	„ Weißenberg . .	6,584	1,807	477	724
	Uebriges Sachsen . .	2,040,029	2,036,266	3,663	2
	Zusammen	2,225,240	2,171,267	53,973	24

Königreich Sachsen.

Jahr	Landestheile	Einwohnerzahl überhaupt	Einwohnerzahl Deutsche	Einwohnerzahl Wenden	Wenden pro mille
1864	Bezirk Bischofswerda .	21,478	19,848	1,630	76
	„ Bautzen . . .	38,729	14,807	23,922	608
	„ Kamenz . . .	23,860	16,028	7,832	328
	„ Königswartha .	7,493	1,074	6,419	857
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz .	46,352	46,182	170	4
	„ Schirgiswalde .	17,465	15,459	2,006	115
	„ Löbau . . .	28,220	24,405	3,815	135
	„ Weißenberg . .	6,810	1,998	4,812	707
	Uebriges Sachsen . .	2,153,587	2,150,334	3,253	2
	Zusammen	2,343,994	2,290,234	53,760	23
1867	Bezirk Bischofswerda .	22,371	20,741	1,630	73
	„ Bautzen . . .	38,917	15,720	23,197	596
	„ Kamenz . . .	24,480	17,010	7,470	306
	„ Königswartha .	7,417	1,421	5,996	808
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz .	48,001	47,831	170	4
	„ Schirgiswalde .	18,169	16,200	1,969	108
	„ Löbau . . .	28,987	25,297	3,690	122
	„ Weißenberg . .	6,847	2,021	4,826	705
	Uebriges Sachsen . .	2,228,397	2,225,450	2,947	1
	Zusammen	2,423,586	2,371,691	51,895	21
1871	Bezirk Bischofswerda .	22,481	20,907	1,574	70
	„ Bautzen . . .	38,851	16,615	23,236	555
	„ Kamenz . . .	25,426	17,624	7,802	300
	„ Königswartha .	7,303	1,255	6,048	828
	„ Königsbrück, Neusalz, Pulsnitz .	49,021	48,763	258	5
	„ Schirgiswalde .	18,780	16,867	1,913	102
	„ Löbau . . .	28,977	25,348	3,629	122
	„ Weißenberg . .	6,818	2,035	4,783	701
	Uebriges Sachsen . .	2,357,586	2,354,733	2,854	1
	Zusammen	2,556,244	2,504,147	52,097	20

In Sachsen haben allerdings ältere Zählungen der Wenden als jene von 1849 existirt, doch ist leider das ganze handschriftliche Material derselben Ende der fünfziger Jahre vernichtet worden.[1]) In den Jahren 1852 und 1855 fand in Sachsen eine Aufnahme der Wenden nicht statt. Die Aufnahme geschieht in Sachsen durch Zählungslisten mit der Frage: „Ob Wende," was auch eine Unterscheidung nach der Abstammung zuließe. Indessen ist es nicht anzunehmen, daß ein germanisirter Wende sich noch zum Wendenthum bekennt; eher neigen die Wenden auch in Sachsen dahin, die Frage unbeantwortet zu lassen und damit sich zur deutschen Nationalität zu bekennen. Wie die Uebersicht ergibt, hat das Wendische in Sachsen seinen Höhepunkt erreicht. Die Zunahme der Wenden ist hinter jener der Deutschen zurückgeblieben und seit 1864 ist eine Abnahme, resp. ein Stillstand der wendischen Bevölkerung bemerkbar. Im Jahre 1849 kamen in Sachsen auf 1000 Seelen noch 26 Wenden; 1871 aber nur noch 20.

Was die statistische Unterscheidung der Wenden nun in Unter- und Oberlausitzer betrifft, so ist diese nach geographischen Abgrenzungen allerdings leicht durchzuführen, ohne daß damit auch die richtige ethnographische Grenze zwischen beiden Sprachgruppen gewonnen wäre. Zwischen beiden Dialekten liegt ein Mittel- oder Zwischendialekt in zwei Schattirungen. Der ganze Spremberger Kreis und das Senftenberger Amt im Kalauer Kreise bilden einen Zwischendialekt der Niederlausitzer Sprache, der sich dem Oberlausitzer Dialekte nur in der Aussprache mancher Endsylben und einzelner Buchstaben nähert, z. B. das ł wird hier w, wie in der Oberlausitz, gesprochen, und das Niederlausitzer pš in verschiedenen Wörtern als r. Im Hoyerswerdaer Kreise, namentlich nördlich von der Stadt Hoyerswerda, und in den Dörfern bei Muskau, welche an den Spremberger Kreis grenzen, herrscht hingegen der Oberlausitzer Zwischendialekt, welcher sich wieder in der Aussprache einiger Wörter und Endsylben dem Niederlausitzer nähert. Man könnte an der Grenze der Ober- und Niederlausitz füglich sagen: es wirft jeder Dialekt einen schwachen Wiederschein von sich über die Grenze hinaus. Im Spremberger Kreisgerichte kann man alle vier Dialekte, die beiden reinen und die beiden Zwischendialekte von den dorthin citirten Wenden reden hören, und der dortige Dolmetscher (Diaconus Müller) muß allen vieren gerecht sein, was, wie er mir bemerkt, „anfangs nicht ohne einige Schwierigkeiten war".

---

[1]) Mittheilung des königl. statist. Bureaus in Dresden.

Die Grenze zwischen Ober- und Niederlausitz läuft, soweit sie das wendische Sprachgebiet betrifft, ungefähr längs einer Linie, die man von Senftenberg im Westen über Spremberg nach Muskau im Osten zieht. Die ganze Niederlausitz ist preußisch; von der wendischen Oberlausitz sind aber nur die Kreise Hoyerswerda, Rothenburg, Görlitz (im Regierungsbezirke Liegnitz) preußisch. Der Rest der Oberlausitz ist sächsisch. Die Zahl der Wenden nun in beiden Lausitzen läßt sich für die Jahre 1849 und 1861 vollständig übersehen.

	1849	1861.
Niederlausitzer Wenden	60,797	49,871
Oberlausitzer „ in Preußen . . .	31,635	32,334
„ „ in Sachsen . . .	47,578	50,609
Wenden in der Lausitz überhaupt . .	140,010	132,814

Die Zahl der Wenden überhaupt ist hiermit jedoch nicht ausgedrückt, diese stellt sich etwas höher, da in Preußen die beim Militär stehenden, in Sachsen die im übrigen Königreiche, außerhalb der Lausitz, lebenden Wenden hier nicht eingerechnet sind.

Die Gesammtzahl der Wenden in Preußen und Sachsen beträgt vielmehr nach den oben mitgetheilten Daten:

	1849	1861.
In Preußen	92,432	83,443
In Sachsen	49,217	53,973
Alle Wenden	141,649	137,416

Es ergibt dieses von 1849 bis 1861, also in einem Zeitraume von 11 Jahren eine absolute Abnahme von 4,233 Seelen, eine Zahl, die weit bedeutender sich gestalten würde, wenn in Preußen spätere Zählungen als jene von 1861 vorlägen, da gerade dort im letzten Jahrzehent das Wendenthum, zumal in der Niederlausitz, sehr schnell abgenommen hat.

Um für das Jahr 1871 — für welches in Sachsen eine Zählung der Wenden vorliegt — die Gesammtzahl der Wenden zu bestimmen, müssen wir uns für den preußischen Antheil, wo nicht gezählt wurde, mit Conjecturalstatistik begnügen. Die Abnahme der Wenden in den 12 Jahren 1849 bis 1861 betrug in Preußen absolut 8989 Seelen. Wäre nun in den folgenden 10 Jahren die Germanisirung gleich schnell vorgeschritten, so hätten nach jenem Verhältniß weitere 7500 Wenden in Preußen ihre Muttersprache eingebüßt; höchst wahrscheinlich ist aber, nach allen Analogien zu schließen, der Prozeß noch schneller vor sich gegangen. Nimmt

man aber nur 7500 germanisirte Wenden in dem Zeitraume 1861 bis 1871 in Preußen an, so erhält man für das Jahr 1871 durch Subtraction jener 7500 von der für 1861 constatirten Zahl (83,443) die Summe von 75,943 Wenden in Preußen. Die Zählung in Sachsen ergab 52,097 Wenden, so daß also im Jahre 1871 die Anzahl aller Wenden im höchsten Falle 128,040 Köpfe betrug.

Das Schicksal der wendischen Sprache ist besiegelt. Die im Eingange aufgeführten Ursachen des Untergehens derselben wirken in unseren Tagen stärker als je zuvor; unaufhaltsam, immer rascher erfüllt sich das Verhängniß, das Aufgehen des Wendischen im Deutschen. Die kleine Sprachinsel ist heutzutage nur noch eine ethnographische Kuriosität. Freilich, der Slawe mag darüber klagen, daß hier dem „deutschen Moloch" wiederum slawischer Boden geopfert wird — wer es aber gut meint mit dem tüchtigen wendischen Bauernvölkchen, der wird sagen: je eher die letzten Reste der ihnen selbst lästig fallenden slawischen Sprache verschwunden sind, desto besser. Zwang wendet der Deutsche dabei nicht an: er läßt sie ruhig einschlafen, er beschleunigt den Auflösungs-Prozeß nicht künstlich, der in nicht allzuferner Zeit beendigt sein dürfte.

Druck der J. Kreuzer'schen Buchdruckerei (Hammer & Liebich) in Stuttgart.

Das Sprachgebiet
der
LAUSITZER WENDEN
1550–1872
von Richard Andree.

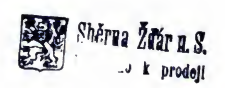
Sprachgrenze 1550
1750
1872

Maaßstab 1:400.000

Rothenburg
Niesky
Weissenberg
Reichenbach
Görlitz
Löbau
Bernstadt

Mittheilungen des Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen
XI. Jahrgang. Heft 5 u 6


UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 023 973 1


Sběrna Žďár n. S.
k prodeji

